

E-Book: Duftesser oder Was darf die Medizin?

Ein Wissenschafts-Thriller in der

Edition BoD

hrsg. von Vito von Eichborn

Edition BoD

Edition BoD

Edition BoD

herausgegeben von Vito von Eichborn

„Menschen, wollt ihr ewig leben?“

Ein berühmter Medizinprofessor ist verschwunden. Ein zurückgelassenes Manuskript enthüllt Episoden einer mystischen Lebensreise. Auf seinem Weg begegnete er Forschern mit phantastischen, alpträumenhaften Visionen: dem römischen Befruchtungspapst, der noch Greisinnen zu Nachwuchs verhilft; June Maddox, die genetisches Material von Erbkranken als Kostbarkeiten für spätere Zeiten konserviert; der Chirurgen Rachel, die den Professor in ein Faszinosum zwischen Liebe und Tod verstrickt. Einer seiner früheren Schüler unternimmt den Versuch, den Ausgang dieser Reise zu entschlüsseln.

Linus S. Geisler Duftesser oder Was darf die Medizin?

Linus S.
Geisler

Duftesser oder Was darf die Medizin?



Eine mystische Reise in das
Zwischenreich, an die Grenzen
von Eros, Mythos und Tod – Roman



ISBN 978-3-8334-7472-9

Die kostenfreie E-Book-Version dieses Buchs finden Sie im Internet auf:
<<http://www.duftesser.de>>
<<http://www.linus-geisler.de>>

Für Ihren privaten Gebrauch dürfen Sie diese PDF-Version natürlich ausdrucken. Ansonsten unterliegt das E-Book denselben Bestimmungen, wie die gebundene Ausgabe: Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten einschließlich der Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung sowie Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Veröffentlichung der Inhalte oder Teilen davon bedarf der ausdrücklichen schriftlichen Genehmigung von Linus S. Geisler: <kontakt@linus-geisler.de>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

© 2008 Linus S. Geisler
Herausgeber: Vito von Eichborn
Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt
ISBN: 978-3-8334-7472-9

Linus S.
Geisler

Duftesser

oder Was darf die Medizin?

Eine mystische Reise in das
Zwischenreich, an die Grenzen
von Eros, Mythos und Tod – Roman

Edition **BOD**

Bücher für Entdecker

Books on Demand bietet Autoren ein neues Verlagskonzept. Viele Debütanten, etablierte Autoren und engagierte Verleger nutzen den Publikationsservice von Books on Demand und bereichern den Buchmarkt mit interessanten und außergewöhnlichen Titeln. Vito von Eichborn, einer der innovativsten Buchmacher Deutschlands, wählt als Herausgeber für die Edition BoD herausragende Neuerscheinungen aus. Lesen Sie selbst, welche Entdeckungen das Programm von Books on Demand möglich macht.

Mehr Infos auch auf www.bod.de.

Linus S. Geisler, Jahrgang 1934, ist Arzt, Wissenschaftler und Publizist. Sein literarisches Werk umfasst zahlreiche medizinische Fach- und Lehrbücher, Essays und kritische Abhandlungen zu bioethischen Zeitfragen. Dies ist sein erster Roman.

Vito von Eichborn war Journalist, dann Lektor im S. Fischer Verlag, bevor er 1980 den Eichborn Verlag gründete, dessen Programm noch heute ein breites Spektrum umfasst: Humor, Kochbücher und Ratgeber, Sachbücher aller Art, klassische und moderne Literatur sowie die Andere Bibliothek. Nach seinem Ausstieg im Jahre 1995 war er u.a. Geschäftsführer bei Rotbuch/Europäische Verlagsanstalt und sechs Jahre Verleger des Europa-Verlags. Seit 2005 ist Vito von Eichborn selbständig als Publizist tätig und fungiert u.a. seit März 2006 als Herausgeber der Edition BoD.

Meine Buchhändlerin sagte mir, »ja«, sagte sie ...

Ja, Medizin könnte durchaus auf Publikumsinteresse stoßen. Nicht aber, wenn es unmittelbar Ratgeber sein will – da gibt es serienweise Flops in den Verlagen, die Menschen kaufen für ihre Wehwehchen eben keine Bücher. Ebenfalls nicht, wenn es eine theoretische Erörterung zur Medizin ist, damit ist der Normalleser überfordert ...«

»Ja, dies ist sehr anspruchsvoll«, fiel ich ihr ins Wort. »Und, nein, es ist keine theoretische Erörterung. Auch wenn es hier um sehr viel Wissenschaft geht - und darum, was sie darf und was eben nicht.«

»Also, was ist es dann? Gutmenschen-Aufklärung in Sachen Ethik und Genetik, oder was? Ist es wenigstens spannend? Ist es wie Robin Cook oder Tess Gerritsen?«

»Verdammt, ihr Buchhändler, warum muss immer irgendwas sein, wie ...«

»Ja, wir brauchen Schubladen! Was soll ich denn meinen Kunden sagen, warum sie das kaufen sollen?«

»Also okay. Nein, Gerritsen bedient, nix dagegen, die schlichte Schiene Krimi, Cook, eine Treppe höher, hat zwar medizinkritische Absichten, bleibt aber Belletrist. Dies ist entschieden mehr als eine Etage höher angesiedelt. Es ist ein Roman, ja. Der rote Faden ist, verkürzt, die Reise eines Mediziners auf den Spuren der Reise eines Mediziners. Es geht rund um die Welt – und rund um alle modernen Fragen zum Thema: Medizin.«

»O Mann, hört sich das abgehoben an ...«

»Neiini ... Na gut, es ist anspruchsvoll. Aber jeder Halbgebildete unter uns setzt sich doch auch mit diesen Fragen auseinander! Und wir erleben doch alle Medizin als neue Religion.

In unseren modernen Gesellschaften, nach den ideologischen Irrungen, sind doch auch alle Überzeugungen den Bach runtergegangen. Wellness und so sind die letzten Ideologien. Und die Rolle der Medizin im 20. Jahrhundert ist, sagen wir mal, zweifelhaft. Von Sigmund Freud über das ›Dritte Reich‹ bis zur modernen Genetik ist unglaublich viel geschehen. Heute muss doch jedes Menschenleben gerettet werden. Warum eigentlich? Die gesellschaftlichen Kosten für Medizin steigen geometrisch ...«

»Jetzt muss ich ›verdammt‹ dazwischen rufen«, wurde sie energisch, »verdammt, ist das ein Roman? Wovon handelt er? Wem soll ich das verkaufen? Gibt es was Ähnliches?«

»Okay, nein, es gibt nichts Ähnliches. Ja, es ist ein Roman – oder sagen wir: Faction. Also gleichzeitig unterhaltender Plot mit einer Menge Recherche. Dies ist ein Wissenschafts-Thriller allererster Güte – weil er sich nicht anbiedert, weil er weder einfache Botschaften, noch einfache Lösungen bietet. Sondern weil er uns herausfordert, über eine der wesentlichsten Fragen unserer Zeit gründlicher nachzudenken: Was ist, was kann, was darf Medizin?«

Sie wollte mich unterbrechen, aber jetzt geriet ich in Fahrt: »Ja, verdammt, wie in allen wirklich guten Büchern geht es hier um die ersten und letzten Fragen: um Tod und Leben. Hier gibt es philosophische Parforcejagden, es geht um die Möglichkeiten und Grenzen der Gerichtsmedizin, um die Veränderung des Menschen, um die ewige Wissenschaftsfrage: Dürfen wir tun, was wir können? Es gibt, wie bei Jolys ›Gespräche in der Hölle‹ (übrigens einem großartigen Buch, ein Dialog zwischen Montesquieu und Macchiavelli, an das mich dieser »Duftesser« sehr erinnert), vom Unsinn genetischer Vorhersagen über die schauderhaften Möglichkeiten künstlicher Befruchtung bis zur Schaffung des ›neuen Menschen‹ einen Bogen an Gedankengängen; von mythischen und mystischen Fragestellungen und Erlebnissen bis zum Buddhismus spannt unser Autor den Bogen – und es ist ungeheuer wohltuend, dass er es uns Lesern überlässt, was wir mit diesen Gedankengängen nun anfangen.«

Jetzt hatte ich meine Buchhändlerin angeklickt.

»Mal ganz parterre geht es mir hier im Laden ja so, dass ich Sempel Bestseller à la Hera Lind verkaufen muss, andererseits ein so anspruchsvoller Faction-Roman wie Kehlmanns ›Vermessung der Welt‹ oder sogar die Humboldt-Ausgabe erfolgreich sind. Dies gehört also in die von uns Buchhändlern geliebte Anspruchskiste – und hört sich so an, als ob der Leser etwas gewinnt ...«

»Aber ja, genau, das ist der Kern! Eine Tour d'Horizon mit einem intelligenten Autor. Sein ›Duftesser‹ bewegt sich im Zwischenreich – entlang an den grundsätzlichen Fragen unserer Existenz. Es ist ein Genuss, weil er den üblichen religiösen Sumpf vermeidet, weil seine Protagonisten die richtigen Fragen stellen – und weil sie ebenso wenig Antworten haben, wie jeder von uns –, um mit diesem Buch mal jenseits

der tagesaktuellen Fragen grundsätzlich über die Rolle unser Spezies Mensch nachzudenken.«

»Okay«, meinte meine Buchhändlerin nachdenklich, »meine ganz persönliche Frage ist ja auch: Was darf die Medizin? Ehrlich gesagt bin ich – von den steuerlichen, staatlichen Kosten bis zur Forschung, ja, bis zur hollywoodmäßigen Verbrechens- und Moralfrage – völlig überfordert. Ein Freund von mir liegt nach einem Verkehrsunfall im Koma. Und meine Schwester will, mit Mitte 40, noch ein Kind. Warum dürfen Menschen nicht einfach sterben, wie jedes andere Lebewesen? Warum machen wir den gesamten Globus kaputt? Ich kapiert das alles nicht.

Wir werden innerhalb von 150 Jahren von anderthalb zu neun Milliarden Menschen, also von 1900 bis 2050. Und wir versuchen, jedes Menschenleben zu retten – gibt es darin so etwas wie ›Sinn‹, den wir ja gerne hätten?

Ich denke, ich werde mir ein ganzes Wochenende nehmen, um mit der Unterstützung durch diesen Autor mal nicht nur in meinem Leben zu funktionieren, sondern über uns Menschen und mich selbst mal nachzudenken ...«

Sie unterbrach sich, bekam einen ganz anderen Gesichtsausdruck – und eilte zur Tür, denn eine wichtige Kundin war hereingekommen.

Aber ja, mal innehalten und nachdenken. Wir können, individuell, den Lauf der Welt kaum beeinflussen – aber wir können wenigstens ein bisschen versuchen, ihn zu begreifen, um die eigene Rolle darin zu finden.

Das kann kein Medium so anregen – wie ein gutes Buch.

Ganz einfach (und ich sage das selten): Dies ist ein rundherum wirklich gutes Buch.

Ich beantrage also bei mir selbst: Nimm dir einen ganzen Tag Zeit – entlang an diesem neuen Buch für die alten Fragen.

Ist der Begriff ›Erhellung‹ von gestern?

Dieses Buch trägt dazu bei,
wünscht

Vito von Eichborn

Prolog

Mir ist die ebenso traurige wie absurde Aufgabe zugefallen – es wäre besser, von Pflicht zu sprechen –, die Aufzeichnungen meines verschollenen Lehrers in einen sinnvollen Zusammenhang zu bringen, eine *Edition* daraus zu machen, wie der genaue Auftrag lautet.

Man hat mich dazu bestimmt, weil ich als sein ältester Schüler gelte, was zwar stimmt, wenn man mein Verhältnis zu ihm nach der Zahl der Jahre bemisst. In Wirklichkeit aber kann sich keiner seiner Schüler als ältester oder jüngster bezeichnen, denn das Netz der *Verflechtungen* (kein guter Ausdruck, wie ich meine) zwischen ihm und uns folgte nicht irgendeinem Zeitmaß. Es war ein System von Beziehungen, das von einem verschwörerhaften Zusammenhalt und zugleich von einer niemals überwundenen Distanz geprägt war. In der Innenwelt des Professors – wir alle nannten ihn *Professor*, obwohl einige von uns inzwischen selbst Professoren geworden waren – gab es Bezirke, zu denen er keinem den Zutritt erlaubte, während er sonst seine Gedanken und Empfindungen mit überraschender Offenherzigkeit bloßlegen konnte.

Mein Auftrag war deshalb absurd, weil er selbst seine Aufzeichnungen als *Anmerkungen* bezeichnet hatte, die sich auf ein Buch von ihm bezogen, das niemand kannte, ja vielleicht auch niemand jemals kennenlernen konnte, weil er uns alle bis zuletzt im Unklaren ließ, ob das Werk schon abgeschlossen war oder überhaupt nur in seinem Gehirn existierte. Sein Arbeitstitel, soviel wenigstens hatte er uns einmal verraten, lautete *Doppelblind – eine Reise nach Shambhala*, was uns – offen gesagt – nicht sehr viel weiter brachte, sondern im Gegenteil: die Mystifizierung seiner Person und seines Werkes nur verstärkte. Natürlich forderte *Shambhala* unsere Neugierde heraus, denn keiner von uns verband mit dem Wort eine konkrete Vorstellung. Unser Unwissen und unsere Verwirrung nahmen aber um so mehr zu, je intensiver wir uns bemühten, *Shambhala* für uns zu entdecken.

Auf der Spurensuche kam jeder von uns zu einem anderen und sehr oft widersprüchlichen Ergebnis. Für die einen war *Shambhala* ein Ort der Erleuchtung und des Friedens in einer mythenversessenen asiatischen Region, die nur auf einem Pilgerpfad von der Mongolei über die Wüste Gobi und die Pässe des Himalaja zu erreichen ist – wenn überhaupt. Denn auf Landkarten könne man *Shambhala* nicht finden, das hatte

schon der Dalai Lama erklärt. Vielleicht war *Shambhala* auch das verborgene Herz der Welt, der Übergang vom Sichtbaren zum Unsichtbaren. Andere sahen in *Shambhala* eher so etwas wie ein neues Paradigma der Wissenschaften, der Versuch, ein durch Naturgesetze scheinbar verbarrikadiertes Denkgebäude des Wissens transzendental zu überwinden. Manche argwöhnten, *Shambhala* sei möglicherweise wie das *Land Tlön* eine reine Erfindung einer Gruppe spleeniger Historiker, Philosophen und Geologen. Wieder andere seiner Schüler sahen in *Shambhala* eine Fiktion, die jeder für sich auslegen sollte, wie es ihm gefiel und wie er sie ertrug. Ich zählte mich zu der letzteren Gruppe, nicht nur, weil ich in unserem Lehrer einen geheimen Hang zu Fiktionen entdeckt zu haben glaubte, sondern weil er mich auch auf eine Fährte gelockt hatte, die vielleicht gar keine war.

Auf der Rückseite eines Blattes seiner *Anmerkungen* fand ich eine kurze Notiz mit Bleistift geschrieben. Ich war mir, obwohl ich glaubte, seine Handschrift recht gut zu kennen, nicht sicher, ob sie von ihm stammte. Es war seine Schrift und auch nicht. Sie wirkte wie eine gelungene Fälschung, aber vielleicht handelte es sich auch um eine Notiz, hingeworfen in einem gewissen Ausnahmezustand: *Shambhala* *Æ Enzyklopädie fernöstlicher Mythen*, Bd. IV, S. 473 ff. Sie löste in mir eine schwer zu ertragende Unruhe aus, einen suchthaften Trieb, diesem Hinweis nachzugehen, der möglicherweise nur ein Hirngespinnst war. Er wurde noch dadurch verstärkt, dass sich eine *Enzyklopädie fernöstlicher Mythen* in keinem Index verzeichnet fand. Alle großen Universitätsbibliotheken sandten mir Fehlanzeigen zu. Keiner der namhaften Mythologen, mit denen ich Kontakt aufnahm, hatte je von einer *Enzyklopädie fernöstlicher Mythen* gehört. Auch fand sich nirgendwo nur der geringste Hinweis darauf, es könne sich möglicherweise um ein längst vergriffenes Werk handeln. Schließlich brach ich meine Nachforschungen ab, nachdem ich allen nur einigermaßen aussichtsreichen Spuren erfolglos nachgegangen war.

Natürlich wuchs meine Unruhe umso mehr, je weniger ich eine Möglichkeit sah, den mysteriösen, speziell an mich gerichteten Fingerzeig – so verstand ich mittlerweile die Notiz – zu entschlüsseln. Mehrere Monate später, an einem regenfeuchten Londoner Morgen, schien sich unerwartet eine Chance aufzutun. In einer engen Seitenstraße der *Portobello Road* fiel mir plötzlich ein merkwürdig versteckter, fast getarnter Laden auf, anscheinend ein Antiquariat mit einem mickrigen Schaufenster, in dem

ein paar abgegriffene Lederbände ausgestellt waren, philosophische oder esoterische indische Publikationen aus dem neunzehnten Jahrhundert. Drinnen wirkte das Antiquariat bei Weitem größer als von außen zu vermuten. Die vollgestopften Bücherregale verloren sich ebenso nach oben wie in das Halbdunkel der nach hinten führenden Gänge. Der Besitzer, offensichtlich ein Inder, feist, mit öligen Haaren, stopfte sich mit fettglänzenden Fingern die Reste eines Tandoori-Chicken in den Mund. Seine blauschwarz beringten Augen waren zu zwei Dritteln von erdrückenden Lidern bedeckt, die er in einem narkotischen Phlegma eine Spur anhob, um mich flüchtig zu taxieren.

Meine Bitte, mich umsehen zu dürfen, beantwortete er mit einem mimischen Minimalaufwand: Er stellte kurzfristig das Kauen ein und ließ seine Augen wie in Trance ein Stück in Richtung der Bücherfronten rollen. Der gleiche unbestimmbare Sog, der mich in seinen Laden geführt hatte und dem ich fast willenlos folgte, lenkte mich zu einer Buchreihe, die sich im dritten Regal zur rechten Seite befand. Ein dunkler Bücherblock nahm meine Aufmerksamkeit gefangen und zog mich mit einer Kraft an, der ich nichts entgegensetzen hatte. Noch bevor ich den Aufdruck entziffern konnte, wusste ich, ich stand kurz vor dem Ziel. Ich näherte mich langsam, bis die Antiqua-Goldschrift auf den Buchrücken zu entziffern war. Dann hatte ich sie vor Augen, die fünf Bände der *Enzyklopädie fernöstlicher Mythen*, mit Goldschnitt und gebunden in schwarzes Leder, dem ersten Anschein nach ausgezeichnet erhalten. Ich griff nach dem vierten Band. Das Frontispiz bestand aus einem überladen wirkenden Mandala, in dem die Farben Grün, Blau und Rot dominierten, in seinem Zentrum eine sechsarmige Gottheit. Es war die erste Auflage, Bombay, 1817. Der Band ging von *Pla* bis *Shr*. Hier also musste das Stichwort *Shambhala* zu finden sein. Wenn ich auf der richtigen Spur war, musste die Seite 473 die Lösung enthalten. Ich schlug sie auf und begann unter *Shambhala* zu lesen:

In alten Wegeleitungen steht, dass, wer sich von Bodh Gaya nach Norden gegen den Himalaja wendet, schließlich zu einer gewaltigen Festung aus Eis und Schnee gelangt.

Bevor ich weiterlas, blätterte ich hastig um, denn ich wollte die ganze Länge des Beitrags sehen. Nach den ersten Seiten schien er ungebildet zu sein. Ich fühlte eine leise Enttäuschung in mir aufkommen, denn insgeheim hatte ich eine Landkarte oder zumindest eine Art Wegskizze erwartet. Dann aber fiel mein Blick auf der vorletzten Seite des Artikels

auf ein riesiges Auge, ein Auge, das mich sofort in seinen Bann schlug. Ein Auge, dessen Pupille ein abgründtiefer Brunnen war, der den fast schmerzlichen Wunsch auslöste, sich in seine Tiefe zu versenken, sich fallen zu lassen, jenseits von oben und unten, richtungslos, immer weiter und tiefer, einer allumfassenden Leere entgegen, der man sich aber, so endlos auch die Versenkung war, niemals wirklich nähern konnte.

Ein fistelndes »Sir, legen Sie bitte das Buch sofort zurück!« in meinem Nacken riss mich aus meiner Betrachtung. Ich spürte den Atem des Inders hinter mir, ein widerliches Gemisch aus Moschus und Rosenöl, vermengt mit dem fettigen Grilldunst des Tandoori-Chicken. Ich drehte mich um und sah in seine melancholischen Augen, die mich lakonisch musterten.

»Warum denn?«, versuchte ich mich stockend gegen seine herrische Arroganz zu wehren. »Ich möchte die Enzyklopädie kaufen.«

»Sie ist nicht verkäuflich«, entgegnete er barsch, entwand mir den Band und schob ihn zurück in das Regal. Ich fühlte mich in der Defensive und erwartete auf meine Frage nach den Gründen keine Antwort. Zu meinem Erstaunen kam der Inder ein Stück näher und drängte mich beinahe körperlich gegen die Bücherwand. Seine Lippen waren violett pigmentiert. Leise, beinahe beschwörend flüsterte er: »Für dieses Werk – es ist, wie Sie wissen, einmalig, Sir – gibt es andere Interessenten, wichtigere als Sie. Interessenten, die absolut den Vorrang vor Ihnen haben, die es nicht ichtsüchtig für sich behalten und denen verweigern wollen, für die es in Wahrheit bestimmt ist.« »Ist es eine Bibliothek, die sich dafür interessiert? Ich könnte mir vorstellen, dass die *British Library* ein Interesse ...«

»Keine Bibliothek!«, unterbrach er mich brüsk. »Keine jedenfalls, wie Sie sich eine Bibliothek vorstellen. Es gibt Bibliotheken, die außerhalb Ihres Vorstellungsvermögens liegen. Vielleicht gibt es das Interesse einer *solchen* Bibliothek, vielleicht auch nicht.«

Dann hob er seinen teigigen Arm in Richtung Eingangstür.

»Sie müssen gehen, Sir. Wir schließen jetzt.«

»Um elf Uhr vormittags?«

»Wir haben besondere Geschäftszeiten«, entgegnete er trocken. Kurz darauf befand ich mich wieder auf der *Portobello Road*. Zielloos begann in dem gar nicht unangenehmen, lauen Nieselregen herumzuwandern. Ich war aufgewühlt und zugleich verärgert. Jetzt, wo ich die *Enzyklopädie fernöstlicher Mythen* vor Augen gehabt, in der Hand gehalten hatte, wo

ich glaubte, meine Reise beginnen zu können, nach *Shambhala* oder dorthin, wo der Professor mich hatte lenken wollen, scheiterte alles an der Impertinenz dieses obskuren Inders.

In der folgenden Nacht wälzte ich mich unruhig hin und her. Ich versuchte mir das Auge vorzustellen, das mich in der Enzyklopädie in seine mystischen Tiefen gezogen hatte, aber es entglitt jeder bildlichen Rückerinnerung. Zerschlagen stand ich am nächsten Morgen auf und nahm wieder ein Taxi zur *Portobello Road*. Ich war mir fast sicher, dass das Antiquariat geschlossen hatte, aber ich durfte nicht aufgeben. Von außen war nicht eindeutig zu erkennen, ob sich jemand in dem Laden befand. Ich öffnete vorsichtig die Tür und erwartete den Inder, sofort bereit, mich mit seinem aufsässigen Gehabe zu attackieren. Aber hinter dem Schreibtisch saß lächelnd eine schmale Inderin in einem korallenroten Seidensari und wies mich mit einer fließenden Geste ihrer langen Finger in die Richtung der Buchreihe, wo ich gestern die *Enzyklopädie fernöstlicher Mythen* gefunden hatte. Zögernd und verunsichert näherte ich mich dem Buchregal. Die Inderin lächelte mir immer noch aufmunternd zu und nickte. Wieder war ich im Bann der fünf schwarzen Lederbände. Meine Erregung ließ meine Zunge holzig werden. Ich streckte meine Hand nach dem vierten Band aus und ließ sie bestürzt sinken. Auf den Rücken aller fünf Bücher las ich statt *Enzyklopädie fernöstlicher Mythen* in der gleichen Antiquadruckschrift *Enlightenment through Kamasutra*.

»Möchten Sie hineinsehen, Sir?« Lautlos war die Inderin zu meiner rechten Seite aufgetaucht. Sie lächelte immer noch und ließ mich mit ihrem Blick nicht los. Jetzt erst sah ich, wie zierlich sie war, fast kindlich. »Man kann unendlich viel daraus lernen, Sir, vor allem, wenn man gewohnt ist, nur in westlichen Kategorien zu denken. Es enthält für Sie bislang unvorstellbare Überschreitungen abendländischer Rituale und Gebräuche. Ich bin sicher, es wird Sie fesseln – auf eine ganz besondere Art.«

»Ich möchte gerne«, begann ich stockend, »die *Enzyklopädie fernöstlicher Mythen* sehen, die gestern noch an dieser Stelle gestanden hat.«

»Das muss ein Irrtum sein, Sir!«, entgegnete die Inderin freundlich. »*Enlightenment through Kamasutra* steht mindestens schon seit fünf Jahren hier, und eine Enzyklopädie, wie Sie sie erwähnen, haben wir nie geführt. Ich muss gestehen, dass mir dieses Werk auch völlig unbekannt ist. Ich habe neun Semester Mythologie bei Joseph Campbell am *Sarah*

Lawrence College in Bronxville studiert. Ich kann mich nicht entsinnen, dass er ein solches Werk jemals erwähnt hat. Und es ist mir unvorstellbar, dass Campbell es nicht gekannt hätte. Niemand war mit der mythologischen Weltliteratur so umfassend vertraut wie er.«

Als ich zur Ausgangstür ging, stellte sie sich mir in den Weg. Sie hielt mir den vierten Band – warum gerade den vierten? – vor das Gesicht. Mit erstaunlicher Aufdringlichkeit versuchte sie mich zum Kauf zu überreden und *Enlightenment through Kamasutra* als einmalige Gelegenheit darzustellen, obwohl mir der Preis grotesk überhöht schien: jeder Band 395 Pfund. Sie bot mir an, irgendein Kapitel, das ich frei aussuchen könnte, fachkundig zu *erläutern*, wie sie es nannte. Erst eine sachverständige *Einführung* könne mir den wahren Reichtum dieses Werkes erschließen. Dabei stand sie in penetranter Distanzlosigkeit vor mir. Ihr Parfüm roch nach dem Honig einer Tropenfrucht, der Widerwille in mir auslöste. Ihre Augen ließen mich keine Sekunde los. Dann unterbrach sie abrupt ihre Suada und feuchtete mit der Zungenspitze ihre Unterlippe an. Es entstand eine peinliche Pause. Plötzlich sagte sie in die Stille hinein:

»Ich bin sicher, Sir, dass auch in *Enlightenment through Kamasutra* Wege zu finden sind, die nach *Shambhala* führen.«

Ich starrte sie an. Bevor ich meine Gedanken geordnet hatte und ich sie nach dem Zusammenhang zwischen *Shambhala* und dem Kamasutrawerk fragen konnte, ließ sie mich abrupt stehen. Sie schien plötzlich ihr Interesse an mir verloren zu haben, ging zurück zum Bücherregal und schob den Band an der Stelle hinein, wo sie ihn entnommen hatte.

»Wir schließen jetzt, Sir«, sagte sie geschäftsmäßig. »Gehen Sie bitte, ich muss den Laden abschließen.«

Überrumpelt stand ich wieder auf der Straße. Als ich mich umdrehte, sah ich, dass sie innen bereits das Schild *closed* an der Türe angebracht hatte. Es goss in Schauern, so wie ich es nie zuvor in London erlebt hatte. Ich begann schrecklich zu frieren und drängte mich in einen der überfüllten Pubs zwischen palavernde Touristen, von denen jeder überzeugt war, ein Schnäppchen in einem der unzähligen Antiquitätenläden ergattert zu haben. Dort war vom silbernen Flachmann des zweiten *Baron Auckland of Auckland* bis zur vergammelten Trense, die angeblich von einem Reitpferd des elften *Earl of Kincardineshire* stammte, alles zu haben. Am nächsten Morgen fuhr ich noch einmal zu dem indischen Antiquariat. Im Schaufenster hing das Schild *Clearance Sale*, aber die

Tür war verschlossen. Ich presste mein Gesicht gegen die Schaufensterscheibe. Im Halbdunkel, an das ich mich langsam adaptierte, konnte ich die Buchreihe ausmachen, in der ich gestern das *Enlightenment through Kamasutra* gesehen hatte. Ich konnte die fünf schwarzen Lederbände deutlich erkennen. Ich forderte meinen Augen das Äußerste ab und versuchte, die Schrift auf den Buchrücken zu entziffern. Sie schien zunächst mit einem längeren Wort zu beginnen, an dessen Anfang ein E stand. Zusammen mit der Länge des Wortes und den übrigen Buchstabenfragmenten gab es fast keinen Zweifel, dass es *Enlightenment* war. Aber je länger ich auf das Wort starrte, um so mehr war ich überzeugt, dass es in der Mitte ein Ypsilon enthielt, auch endete es nicht mit einem t. Dann lenkte mich ein plötzlich im Hintergrund auftauchender korallenroter Umriss für einen Moment ab. Als ich versuchte, wieder die Lederbände ausfindig zu machen, erschienen sie mir auf einmal so undeutlich und klein, dass jede Entzifferung des Titels auf den Buchrücken aussichtslos erschien. Im selben Augenblick fuhr scheppernd eine Metalljalousie im Schaufenster herunter und versperrte mir die Sicht in das Innere. Am Nachmittag musste ich von London abfliegen.

Alle späteren Versuche, die *Enzyklopädie fernöstlicher Mythen* doch noch ausfindig zu machen, blieben genau so erfolglos wie vor meiner Londoner Reise. Kein Wunder, dass ich mich manchmal fragte, ob ich damals meinem Ziel in dem Antiquariat an der *Portobello Road* wirklich so nahe gekommen war, wie es mir in der Erinnerung erschien. So gesehen fügt sich dieses Erlebnis in eine ganze Kette anderer Ereignisse im Laufe der mehr als zwanzig gemeinsamen Jahre mit dem Professor. Ihnen allen war eines gemeinsam: eine gewisse Brüchigkeit der Realität. Irgendwie stellten sie sich immer auch selbst in Frage. Erst im Rückblick wurde mir bewusst, dass dieses Phänomen, das man fast schon eine Methode nennen konnte, einem spezifischen Einfluss des Professors auf seine Schüler entsprang. Die Frage, wie denn etwas in *Wirklichkeit* sei oder gewesen sei, erwies sich sowohl für unsere klinische Arbeit als auch für unsere Forschungstätigkeit als außerordentlich fruchtbar. Nichts sei so zuverlässig beweisbar, als dass nicht auch das Gegenteil zutreffen könnte, war die eine Devise des Professors. Die andere lautete schlicht: Ein Schüler mit sehr viel Fantasie sei ihm zehnmals lieber als einer mit sehr viel Wissen. Am liebsten seien ihm die abtrünnigen Schüler. Ein Lehrer ohne *Dissidenten* sei wahrscheinlich kein guter Lehrer. So war es nicht verwunderlich, dass sich die Schar seiner Mitarbeiter

aus höchst unterschiedlichen Köpfen zusammensetzte, aber auch, dass seine Methode auf ihn selbst zurückfiel. Daher waren sich die Menschen seiner Umgebung nie völlig sicher, wie sie ihn einschätzen sollten, und entwarfen sehr widersprüchliche Bilder von seinem Wesen.

Deshalb war es nicht erstaunlich, dass sein Verschwinden sehr unterschiedliche Reaktionen unter uns auslöste. Für die einen war es ein absolut überraschendes Ereignis, für andere wieder der beinahe zwangsläufige Endpunkt einer Reihe auffallender Wandlungen und Verhaltensweisen. Nach meiner Beobachtung hatten sie nach dem Tode Judiths, seiner Frau, begonnen. Ihre Krankheit und ihr Sterben zogen sich über mehr als drei Jahre hin und waren eine Geschichte der Widersprüchlichkeiten. Selbstverständlich hatte man die erfahrensten Köpfe der Universität in die Behandlung Judiths eingeschaltet, zwischenzeitlich auch zwei Experten von Weltrang aus Übersee. Aber so unglaublich es klingt: Man konnte sich nicht einmal auf eine gemeinsame Diagnose einigen. Das Einzige, was sich wie ein roter Faden durch das zermürbende Auf und Ab ihrer Krankheit, den chamäleonhaften Wechsel der Symptome zog, war die untrügliche Gewissheit, dass es sich um eine Krankheit zum Tode handelte.

Natürlich war der Professor schon immer, wie die meisten in seiner Position, viel gereist. Aber die Reisen, die er mehrere Monate nach dem Tode Judiths zu unternehmen begann, unterschieden sich von den früheren, die in der Regel kürzere Kongress- oder Studienreisen mit einem klar definierten Ziel gewesen waren. Er selbst sprach gelegentlich davon, dass ihn jetzt mehr *Hintergründe* als *Ergebnisse* interessierten, dass es gelte, die *andere Seite* zu erfassen. Er sprach vom großen *gemeinsamen Nenner*, der vielleicht nichts anderes sei als ein gigantisches *Nullsummenspiel*. Anfangs erfuhren wir noch Einzelheiten über seine Reiseziele. Später kursierten nur noch vage Gerüchte: Er sei in die USA, nach Mauretanien oder nach Fernost gereist. Einmal tauchte das Gerücht auf, während einer Kalifornienreise sei er plötzlich lebensgefährlich erkrankt und auf einer Intensivstation behandelt worden. Aber niemand wusste genau, wo oder weshalb. Bei der Rückkehr wirkte er körperlich keineswegs angeschlagen, aber er schien noch mehr nach innen gewandt zu sein und andererseits schon wieder auf dem Wege. Er lebte, dachte und handelte wie in einem Kokon, den jeder spürte, der aber nicht zu sehen war. Nach seiner letzten Fernosttour, man sprach von Nepal oder Tibet, jedenfalls von einer *Himalajaregion*, hörte er plötzlich auf zu reisen. Er unternahm

entgegen seiner früheren Gewohnheit ausgedehnte Spaziergänge am Flussufer. Mitarbeiter und auch Patienten gaben an, ihn öfter in der Nähe der alten Klinik, deren Abbruch kurz bevorstand, beobachtet zu haben. Ob er das Gelände selbst betreten hatte, blieb freilich offen.

Eines Tages erschien er nirgendwo mehr, weder im neuen Klinikum noch in seinem Sekretariat. Niemand wusste etwas von einem weiteren Reiseplan. Im Briefkasten seiner Wohnung staute sich die Post. Als man sie aufbrach, erschien sie aufgeräumt. Nichts wies auf eine Abreise hin, nichts war aufgebrochen, der kleine Wandsafe intakt. Das Einzige, was den Ermittlungsbeamten auffiel, waren die Aufzeichnungen auf seinem Schreibtisch, darunter ein *Papierstreifen*, wie sie es nannten, mit dem sie nichts anzufangen wussten. Wie ein EKG habe der Streifen ausgesehen, aber nicht wie ein *richtiges*, und an einer Stelle seien die Registrierungen durch eine kürzere schriftliche Einfügung unterbrochen gewesen. Die Schrift habe aber keiner einordnen können. Möglicherweise habe es sich um indische oder hebräische Schriftzeichen gehandelt. Eine weitere Klärung war später nicht mehr möglich, denn merkwürdigerweise ging der *Papierstreifen* im Zuge der Ermittlungen verloren und tauchte niemals wieder auf.

Auch die Vernehmung des Pförtners der alten Klinik ergab keine brauchbaren Hinweise. Wie seit dreißig Jahren hauste er in seiner Pförtnerloge, ein Fossil, das keiner zu entfernen wagte, unfasslich verfettet und von Bier aufgedunsen. Sein Gehäuse wirkte wie ein Requisit aus einem misslungenen Gruselfilm, überall türmten sich Flaschen, Essensreste und verdrecktes Geschirr. Aus einem zersprungenen Transistorradio quengelte pausenlos Jazzmusik. Es blieb unklar, wie er es schaffte, zu jeder Zeit einen Sender herauszufischen, der Jazz brachte. *Mezzi*, so wurde er seit Ewigkeiten von uns genannt, weil er sich stereotyp mit *mezzinische Kliniken* meldete, war ein Mann, dessen Hirnrinde sich in Meeren von Bier und Schnaps aufgelöst hatte – bis auf ein winziges, aber geniales Areal. Sein Gedächtnisspeicher für Zahlen schien unzerstörbar und trotzte allen Noxen. Alle Telefonnummern des Klinikums waren dort fehlerfrei registriert, woran auch die Umstellung von drei auf fünfstellige Ziffern über Nacht nichts änderte.

Mezzi räumte ein, er könne nicht *ausschließen*, dass wenige Tage vor dem Verschwinden des Professors eine *Person* die Pförtnerloge passiert habe und in Richtung der oberen Stockwerke entschwunden sei, vielleicht sogar mehrmals. Die Person sei dem Professor auch nicht ganz *unähnlich*

gewesen, aber weder könne er sich festlegen, ob er es wirklich gewesen sei, noch ob sich die *Person* je wieder an ihm vorbei zum Ausgang begeben habe. Er denke viel an die alten Zeiten zurück, als hier noch ein *toller Betrieb* geherrscht habe, an die vielen Menschen, die ständig an seiner Loge vorbeigekommen seien, natürlich auch die vielen Ärzte. Da sei es nicht ganz einfach auseinanderzuhalten, was wann gewesen sei oder ob überhaupt. Natürlich durchsuchte man die ganze alte Klinik auf das Genaueste, aber ohne jeden Hinweis auf den Professor. Das Unternehmen gestaltete sich auch schwieriger als vorauszusehen war. Der Komplex war verwinkelt wie ein Fuchsbau mit zahllosen verrottenden Laborräumen, schimmeligen Abstellkammern und vergammelten Verschlagen, die meisten abgesperrt und die Schlüssel nicht mehr aufzufinden.

Einige Wochen später trieb mich ein unbestimmtes Gefühl in die alte Klinik, vielleicht eine nostalgische Anwandlung. Immerhin hatten wir hier zwei Jahrzehnte Kranke behandelt und unsere Forschungen betrieben. Mezzi hing in seinem Sessel, besser gesagt, seine Körpermasse hatte sich mit seiner Sitzgelegenheit zu einem unlösbaren Komplex verkeilt. Wie immer war er von Batterien von Bierflaschen umgeben und wie immer dudelte das Transistorradio, diesmal schien es eine Improvisation über *Body and Soul* zu sein. Als er mich sah – vielleicht nahm er mich auch nur in einer Art animalischer Primitivreaktion wahr – ging irgendeine Regung in ihm vor, die man vorsichtig als eine Form des Wiedererkennens deuten konnte. Aber an ein Gespräch, noch dazu eines, das auch nur die geringsten Anforderungen an seine Merkfähigkeit stellte, war nicht zu denken.

Ich versuchte mir vorzustellen, welchen Ort der Professor, wenn er seine alte Klinik wirklich noch einmal betreten haben sollte, mit großer Wahrscheinlichkeit aufsuchen würde. Er hatte ein sehr geschmackvoll eingerichtetes Arbeitszimmer besessen mit einer bemerkenswerten Handbibliothek. Dennoch ging er sehr gerne in die große Bibliothek der Klinik, möglicherweise, weil er sich umgeben von den mächtigen Bücherwänden besonders wohl fühlte, vielleicht auch, um so mit dem einen oder anderen Mitarbeiter informell ins Gespräch zu kommen. Es gab ein ungeschriebenes Gesetz, wonach der kleine Lesetisch am Fenster mit dem Blick in den weitläufigen Klinikpark ausschließlich für ihn freigehalten wurde. Jetzt waren die Bücherregale leergeräumt und bräunlich verstaubt, die Leselampen abmontiert, die Tische und Stühle zusammengeschoben oder übereinandergestapelt. Nur den Lesetisch am

Fenster hatte man, aus welchem Grund auch immer, an seinem alten Platz belassen, ebenso den dazugehörigen Stuhl. Der Julinachmittag war sehr heiß, aber nicht schwül. In dem Raum lastete eine trockene Hitze, die das Holz der Bücherregale zum Knistern brachte. Fliegen, die nicht zu sehen waren, surrten gereizt, vielleicht hatten sie sich hinter den Rückwänden verfangen. Plötzlich wurde es absolut still, wie wenn im Kino der Ton ausfällt. Auch die Hitze war unbeweglich geworden. Die Zeit stand still. In diesem Moment wusste ich jenseits aller Zweifel, dass *er* im Raum war. Es war nicht die Erinnerung an ihn oder eine Form spiritueller Gegenwart, sondern er war hier, ungeteilt, zur Gänze. Es war ganz selbstverständlich, dass ich rasch und ohne zu zögern auf den Lesetisch am Fenster zuing. Als ich davor stand, fiel mein Blick auf eine kleine Anhäufung von zunächst unbestimmbaren Bruchstücken. Ich beugte mich darüber. Dann konnte ich eindeutig erkennen, was vor mir lag: ein dünnes Büschel grauer Haare und fünf pergamentfarbige Nägel einer menschlichen Hand. Spätere Untersuchungen ergaben, dass sie von einer linken Hand stammten. In diesem Augenblick wusste ich auch, dass es *sein* Haar und *seine* Nägel waren. Auch begann ich mich an ein Gespräch mit ihm nach dem Tode Judiths zu erinnern, in dem er Andeutungen über Nägel und Haare machte, die mir damals obskur vorkamen. Sie betrafen verschollene oder verstorbene Menschen. Aber den genauen Inhalt konnte ich mir nicht mehr in das Gedächtnis zurückrufen.

Natürlich wurde die Kriminalpolizei verständigt und eine riesige Ermittlungsmaschinerie kam in Gang. Man bestand auf einer DNA-Analyse der Haare und Nägel, was im Endeffekt sinnlos war, wie sich erwies, denn irgendeine Gewebeprobe des Professors, die man zum Vergleich hätte heranziehen können, existierte nicht mehr. Auch waren erstaunlicherweise lebende Blutsverwandte nicht ausfindig zu machen. Seine Wohnung war inzwischen aufgelöst worden und seine Kleider hatte man einer karitativen Organisation überlassen. Erben waren nicht vorhanden. Seine Hinterlassenschaft hatte er testamentarisch einer Initiative namens *Aufbruch nach Shambhala* vermacht. Eine Vereinigung oder Gesellschaft mit diesem oder nur einem annähernd ähnlichen Namen war aber trotz intensiver Nachforschungen nirgendwo registriert. Manchmal kam mir der Gedanke, dass sie vielleicht erst noch gegründet werden musste, was freilich wiederum davon abhing, ob die *Enzyklopädie fernöstlicher Mythen* als unabdingbarer Wegweiser ausfindig zu machen war oder nicht.

Für kurze Zeit tauchte ein Hoffnungsschimmer auf, als sich einer seiner Doktoranden erinnerte, dass man vor drei oder vier Jahren auch dem Professor für eine bestimmte Testreihe des Labors eine Blutprobe entnommen und tiefgefroren hatte. Aber sie war – als einzige unter mehr als zweihundert Proben – nach dem Umzug in das neue Klinikum offensichtlich verloren gegangen. So standen wir mit leeren Händen da. Aber, so wurde mir klar, dies alles war in sich folgerichtig und entsprach ganz seinem Denken in der letzten Zeit: Ob die Nägel und Haare von ihm oder einem Fremden stammten, machte keinen Unterschied.

Mit einer Mischung aus Neugierde und untergründiger Angst begann ich, seine Aufzeichnungen zu studieren.

Die Aufzeichnungen

1 Wien kam mir in jenem Wintersemester vor wie eine riesige Totenstadt, nein, besser gesagt wie eine Stadt, die dem Tod die Ehre in düsteren Zeremonien erweist, ein babylonisches Mausoleum. Und ich hastete durch leere abendliche Vorstadtstraßen entlang an Häuserfassaden mit einfach verglasten Fenstern, hinter deren aufgerissenen Mündern vergessene Tote lagen. Manche auf zerschlissenen Sofas, manche in Eichenbetten mit aufragendem Schnitzwerk. Noch mehr Angst füllten mir jene Verstorbenen ein, von denen ich vermutete, sie säßen in ihren Ohrensesseln oder aufgestützt am Küchentisch, von allen verlassen.

Ich war zweiundzwanzig und schmeckte die Ingredienzien des Todes, so wie meine Mutter und der Katechismus sie in meine unsichere Seele gestreut hatten: Geruch von verfaulenden Chrysanthemen, Weihrauch und der Posaunenhall des *dies irae*. Am heftigsten überfiel mich dieser Anhauch des Todes, wenn ich aus dem Kolleg für Gerichtsmedizin kam, dem spätesten des Tages, und hungrig und leer der nächsten Tramhaltestelle, wie die Wiener sagen, zustrebte. Die Vorlesung über gerichtliche Medizin war eine bessere Anleitung zum perfekten Mord. Abgehalten in der Bibliothek des Instituts, umgeben von Folianten, deren Rücken wie bräunlicher Schimmel verfärbt waren, wurden wir in die modernsten Techniken der Spurenlese von *Gewalteinwirkungen an menschlichen Körpern mit Todesfolge* eingeweiht. Der Dozent war, obwohl erst vierunddreißig, bereits Professor, wurde mit *Herr Hofrat* tituliert und hatte einen adligen Namen, dessen massive Aneinanderreihung von Konsonanten ihn für mich unaussprechlich machte und zugleich die böhmische Abstammung seines Trägers belegte.

Der Hofrat hatte die Figur eines Leutnants zu Zeiten Kaiser Franz-Josefs. Immer sah ich ihn in einer fesch geschnittenen Uniform. Er bewegte sich wie ein Spielkasinogänger, dem der Verlust des letzten Einsatzes jene Leichtigkeit verleiht, die nur kurz vor dem Pistolenschuss durch die Schläfe zu erlangen ist, der die Ehre wieder herstellt. Er war ein brillanter Kopf, der sein kleines Auditorium mit hinreißenden Gedankengängen über die Grandiosität des Lebens fesselte. Er veranstaltete mit ihnen philosophische Parforcejagden durch die Jahrhunderte und überschüttete sie mit einer Fülle von allen unbekannten, aber bestechenden Aphorismen

über Leben und Sterben. Genau genommen war die Vermittlung gerichtsmedizinischer Kenntnisse nur ein Randprodukt seines Kollegs. In Wahrheit ging es um hymnische Bekenntnisse zum Phänomen des Belebenseins der Natur. Darum, und nicht weil der Tod, sondern das Leben der eigentliche Gegenstand seiner Ausführungen war, graute mir so besonders auf meinem spätabendlichen Heimweg.

Nirgendwo, so hatte der Hofrat uns eingeprägt, nachdem er uns in alle Künste des Erstickens (vor allem unerwünschter Säuglinge und dementer Altenheiminsassen) eingeweiht hatte, nirgendwo seien wir dem Leben näher als hier am Seziertisch. Nicht nur, dass wir erst hier das unbegreifliche Spiel der Muskeln und Sehnen mit Augen begreifen könnten, die fantastische Organisation des peripheren Nervenplexus, das Raffinement des Blutgefäßsystems (lesen Sie Shakespeare, rief er aus, Coriolan: *the rivers of your blood!*), die geniale Architektur der odemwälzenden Lungen, den begnadet einfachen Entwurf des Herzmuskels, die verspielte Architektur der Gallenwege, die verwirrend anmutende Syntheseleistung der Leber, die tatsächlich aber göttlich einfachen Ordnungsprinzipien entspräche. Nicht nur das, nein, jetzt sähen wir die Menschen nicht wie durch einen Spiegel sondern *von Angesicht zu Angesicht*, ohne Maske und Schminke, ohne die Entstellungen durch Alltagsangst, Habgier oder Selbsttäuschung. Anders als bei den sogenannten Lebenden sei die Sprache derer, die hier vor uns lägen, frei von Verstellung und Heimtücke. Ohne die Missdeutbarkeit von Wörtern sprächen sie jetzt durch eine Stummheit ohne Trug. Nur scheinbar wären die Seiten ihres Lebensbuches leer (bedruckte Buchseiten seien sowieso nichts als sinnlose Festlegungen). Erst die Unbeflecktheit der Blätter erlaube es, alle Geschichten, die in ihrem Leben angelegt seien, zu entziffern, gleichgültig, ob sie sich in der sogenannten Wirklichkeit jemals ereignet hätten, oder nicht. HIC GAUDET MORS SUCURRERE VITAE, hier freut sich der Tod, dem Leben zu Hilfe zu eilen, das könnten wir jeden Morgen über dem Portal seines Institutes lesen, einer Einrichtung von internationaler Geltung.

So begannen wir den Tod, den der Hofrat uns lehrte, diesen weisen und zugleich gerissenen Gevatter, immer weniger zu fürchten, ja, ihm allmählich mit einer Art gesunder Vorsicht zu trauen. Das war nicht der Tod, der sich an dieser Stadt festgebissen hatte wie eine Zecke, in deren Kugelleib die Fäulnis schwoll. Die Einwohner nährten den Parasiten mit einer Mischung aus lustvollem Grauen und bedingungsloser Hingabe.

Sie huldigten ihm mit schluchzender Schrammelmusik und weinseligen Liedern voller Verlogenheit. Sie bauten ihm den größten Friedhof der Welt. Er hatte einen eigenen Stadtplan, um den verwirrten Hinterbliebenen endlose Irrwanderungen zwischen babylonischen Turmbauten aus Kränzen zu ersparen, vorbei an unabsehbaren Marmorplatten, auf denen ein gespenstischer Zufallsgenerator *Annas, Leopolds, Franz-Josefs* und *Stefanies* in irregulären Wiederholungen eingraviert hatte. Millionen Tote vergruben die Wiener hier. Ihre Komponisten widmeten der schwarzen Stadt innerhalb der Stadt hymnische Lieder, und die Stadtväter verpachteten wegen des Reichtums an Kleinwild das Gelände zur Jagd. Eine Sterbeszenerie von erhabener Lebendigkeit webte hier durch die Generationen und entwickelte sogar eine eigene Sprache. In diesem Idiom wurden zum Beispiel die Kosten des Leichenbegängnisses pompös als *Funeral-Spezifikation* ausgewiesen.

Trotz des wuchernden Verwaltungsaufwandes, den die Wiener mit ihrem Zentralfriedhof betrieben, bewahrte er seinen feierlichen Schauder, ganz anders als beispielsweise der Brookwood-Friedhof der *London Necropolis Company*. Diese größte Ruhestätte des 19. Jahrhunderts mit zwei eigenen U-Bahnstationen und gesonderter Telegrafенadresse hatte einfach durch Überorganisation jeden makabren Reiz eingebüßt. Ganz zu schweigen von den perfekt vermarkteten Friedhöfen der toten Filmschauspieler in Los Angeles. In ihnen konnten die meist schon der eigenen Beisetzung unaufhaltsam zustrebenden Businessassen bei einer *Grave Line Tour* für 30 Dollar ihren verblichenen Celluloidlieblichen aus MGM-Tagen eine letzte sentimentale Ehre erweisen.

Die einzigen Friedhöfe, auf denen mich später eine melancholische Trauer anwehte, eine innige Verbindung mit dem Tod, waren die jüdischen. Sie wurden *Bet ha-Chaim*, Haus des Lebens, genannt. Am stärksten zogen mich jene verwilderten, oft nur winzigen Totenäcker an, die von niemandem mehr aufgesucht wurden und nach immer wiederkehrenden Schändungen mit ihren schiefen, oben gerundeten und moosüberschichteten Steinen dennoch der Vergänglichkeit trotzten.

Mein Onkel, der einen der begehrten Jagdscheine des Wiener Zentralfriedhofes besaß, schleppte mich an einem Novembormorgen mit hinaus. Er schoss trotz der Nebelbahnen zwischen den Gräberreihen auf Hasen, die offenbar nur er auszumachen imstande war. Zwischen den Grüften und Steinen tauchten nach und nach noch mehr Männergestalten auf, die sich alle irgendwie ähnelten. Zum Schluss lag eine beachtliche Strecke

auf einem der Hauptwege aufgereiht. An welchem Ende der Reihe ich auch stand, immer schienen die Augen der Hasen mich zu verfolgen, ohne Lidschlag, mit langsam sich trübender Hornhaut, je mehr die Reste tierischer Körperwärme vom eisigen Friedhofsboden aufgesogen wurden. Später aßen wir in einem *Beisel* Landbrot mit Leberwurst und tranken Grünen Veltliner, bis sich meine Hände wieder erwärmten.

Als ich am anderen Morgen den breiten Torbogen des Allgemeinen Krankenhauses in der Alserstraße auf dem Weg zum Kolleg über *Innere Krankheiten* durchquerte, fiel wie immer mein Blick auf das rechts in Augenhöhe angebrachte Emailleschild. Es wies die Angehörigen an, die Kleider der Verstorbenen pünktlich zwischen 14 und 15 Uhr abzuholen. Die Inschrift aus dem Jahre 1784 über dem Eingang, in der Kaiser Joseph II. SALUTI ET SOLATIO AEGRORUM, Heil und Trost den Kranken in Aussicht stellte, nahm hingegen kaum jemand wahr. Der Gebäudekomplex stand in scharfem Kontrast zu der vielbesungenen zarten Empfindsamkeit des Wiener Herzens. Gleiches galt für den weltberühmten *Wiener Narrenturm*, in dessen spiralförmigen endlosen Gängen – eine merkwürdige Vorwegnahme des New Yorker Guggenheim-Museums – als Krönung der damaligen Errungenschaften der Psychiatrie, die Narren bis zur restlosen Erschöpfung aufwärts und abwärts ihre Kreisbahnen zogen. Das dumpfe Getöse war, wie wir aus der Erzählung eines deutschen Reisenden aus dem Jahre 1810 wissen, schon bei der Annäherung an den Bau zu vernehmen: *Die Weiber lärmen mehr als die Männer*. Diese Methode der Unschädlichmachung von Geisteskranken hatte immerhin den Vorteil, billig zu sein und keine pharmakologische Abhängigkeit zu erzeugen.

In der Vorlesung stellte man uns ein junges Mädchen vor, Stubenmädchen vielleicht gewesen in einem schmuddeligen Ottakringer Hotel, eine Sterbende. Ihre stumm gewordenen Nieren hatten sie aufschwellen lassen. Die Harngifte trieben den Blasebalg ihrer Lungen zu unnatürlich tiefen Atemzügen ohne Ende an. Durch Mund und Poren drang ein scharfer urinöser Geruch nach außen. Unser Mentor drängte uns an das Bett der Kranken: »Kommen's näher, meine Herrn, den *foetor uraemicus* müssen Sie sich mit der Nasen einprägen, den kann man nicht beschreiben.« Der Holländer Willem Johan Kolff hatte zwar schon Jahre zuvor eine künstliche Niere gebastelt, ein technisches Ungetüm, halb Waschkessel, halb schlürfendes Pumpwerk, aber natürlich nicht für diese Vorstadt-Mizzi, deren letzter und vielleicht einziger Lebenszweck

es war, einem Dutzend Medizinstudenten das Bild eines terminalen Nierenversagens unauslöschlich ins Gedächtnis einzuprägen.

Auch ich beugte mich über sie und nahm zum ersten Mal den warmen stechenden Harngeruch der Urämiker wahr, der ihrem aufgerissenen Mund entströmte, in dem eine zu einem Lederkloß vertrocknete Zunge lag. Ihre Augen schienen blicklos, Tieraugen, noch mit einem schwindenden Glanz. Sie schauten vielleicht schon in jene Zwischenwelt der Tibeter. Die Wesen in ihr haben einen mentalen Körper, und weil sie sich nur von Düften ernähren, werden sie auch *Duftesser* genannt. Als ich mich wandte, ging ihr Blick mit, so glaubte ich wenigstens, und ich fror wie am Tag zuvor am Zentralfriedhof.

Am Montag darauf demonstrierten sie uns im pathologischen Institut ihre grauen, armseligen Nieren. Mit einem spiegelnden Messer schnitten sie sie der Länge nach auf. Wenige Wochen später sah ich sie noch einmal, unter dem Mikroskop. Mit ungeübten Händen drehte ich an der Rändelschraube bis aus einer milchigen Schicht immer deutlicher die verödeten Gefäßknäulchen der Nieren und die geschrumpften Harnkanälchen auftauchten. Violett war die dominierende Farbe des Präparates, Violett, die Farbe der Spiritualität, wie ich erst später lernte. Violett, die Farbe der zweiten Auferstehung des Vorstadtmädchens Mizzi Soundso. Wo immer sie sein mochte, sie war *auch* hier. Ein Hauch ihres verloschenen Lebens wehte, unglaublich dünn auf einem Plättchen Glas ausgebreitet, mir entgegen, die Kalligrafie ihrer Krankheit zum Tode. Hier lag eine Spur ihrer Unsterblichkeit vor meinen Augen, mochte auch ihr Körper in der novemberharten Erde des Zentralfriedhofs zerfallen, darüber das Trampeln der Jäger und das Hecheln der gehetzten Kreaturen.

Diese winzigen Präparationen ihres Leibes, diese violetten Konturen und Ornamente des Organismischen auf ein paar zerbrechlichen Gläsern, vorbehalten nur einer kleinen Schicht Kundiger – sollte dies alles sein, was von ihr blieb? Aber wer sonst wusste in dieser geigenden Totenstadt noch irgendetwas von ihr, von ihrem *Curriculum Vitae*, das auf eine halbe Heftseite passte? Warum verdiente *ihr* Leben kein Museum für sich alleine, eine bewahrende Kunstkammer zumindest, die ausschließlich ihrer Person galt? Um ihre Daguerrotypie könnte man alle die Habseligkeiten und den Tand ihrer neunzehn Jahre gruppieren: die Puppe mit dem einem Knopfauge und dem Zopf aus Frauenhaar, das schwarze Samthalsband, ein paar Groschenromane und Verehrerbriefe, auch die Abschiedszeilen (*es hat mit uns keinen Sinn mehr ...*) und den

wertlos gewordenen Verlobungsring des Lehramtsanwärters, der immerhin noch für die Abtreibung aufgekommen war. Eine überschaubare Exposition ihrer Diesseitigkeiten, aber von ewigem Bestand, ein Kryptogramm für die Lebenden.

Ich sah eine Megapolis entstehen aus Zellen, Kammern, Behausungen, alle der ihren ähnlich, eine Geschichtsstadt der lebenden Toten, eine Enzyklopädie des Unspektakulären und Allgemeinen. Alle Insignien des Alltäglichen waren in ihr aufbewahrt: Kämme und Trinkbecher, Halstücher und Schuhe, Notizbücher, Brieföffner, Kragenknöpfe und Krücken mit versilbertem Knauf, ein Pantheon der täglichen Mühsal und des kleinen Glücks. Mehr als alle alexandrinischen Bibliotheken zusammen, so hörte ich den Hofrat in seinen Lackschuhen wippend dozieren, verrate der Umgang mit seinen Toten etwas über die Kultur eines Volkes.

2 Nach nichts hungert den angehenden Arzt mehr als nach der ersten Begegnung mit dem Tod, ein Hunger, der erst mit seinem eigenen Tod endgültig gestillt wird – wenn überhaupt. Es ist ein Hunger, der ihn vielgestaltig überfällt. Alle die überfeinerten kulinarischen Leckerbissen, die der Tod ihm aufischt, um seinen Gaumen zu kitzeln und zu überreizen, sättigen ihn nicht vollständig. Wohin dieser Hunger ihn auch treibt, in die Verließe der Intensivstationen oder in die Sterbensgemütlichkeit der Hospize, zu den Organfängern in den Zentren oder in die Ein-Mann-Clownerien versoffener Hinterwaldärzte – immer hat der Tod ihn an den Marionettenschnüren und lässt ihn Gesten der Allwissenheit und der Empathie vollführen. Er blendet seine Augen und setzt ihm neue ein, in deren Fadenkreuzen sich nur der Zerfall verfängt. Er macht ihn stumm und lehrt ihn eine neue Redeweise, ein zynisches Rotwelsch, eine katastrophale Mischung toter Sprachen. Er häutet ihn und steckt ihn in einen Panzer, undurchlässig für den Glanz des Lebens.

Folgerichtig tischen die Lehrer des angehenden Arztes ihm als erstes Menschenwesen eine Leiche in Formalin auf. Zergliederung ist die Methode, die sie ihn als Annäherung an die Ganzheit des Menschen lehren. 210 Knochen, 600 Muskeln, 50 Milliarden Gehirnzellen. Die Fleischerseelen der Anatomen rühren das Leibsein des Menschen zum handelsfertigen Organbrei zusammen. In ihren Lehrbüchern schreiben sie: *»Denkt man sich den Körper eines beliebigen Menschen zu Brei zerstampft und*

damit ein zylindrisches Gefäß von der Länge des betreffenden Individuums bis zum Rande angefüllt, wird man bei geringerer Gesamtmasse einen engeren, bei größerer einen weiteren Zylinder benutzen müssen ... Denkt man sich aus einem Zylinder des oben beschriebenen Schemas eine Scheibe von 1 cm Höhe herausgeschnitten, so wiegt sie beim Neugeborenen 60 g, beim 17-jährigen 330 Gramm und beim Erwachsenen 460 Gramm.»

Die Toten tranchieren sie in filigrane Scheiben, Carpaccio für Gourmets des Feingeweblichen. Sie tauchen sie in leuchtende Farbbäder und tragen als Surrogat des *Rosenhirns* die Ornamente der Astrozyten und Oligodendrozyten zum Gala-Diner auf. Am Ende zerschlagen sie das Weltenei in Hoden und Ovarien und fädeln aus dem innersten Kern die Jakobsleiter der DNA auf. Bei ihrem Anblick, so wird erzählt, glaubte Salvador Dalí die *wahre Existenz Gottes* zu schauen.

Meinen Hunger nach Tod versuchte ich linksch in der Stadt zu stillen, die, 1.000 km nördlich der Mittelmeeresküste, sich immer noch in der Gewalt des Mediterran befindet. In dieser Stadt ohne Hafen, Molen oder Segel, ohne die Gewalttätigkeit eines eigenen Windes wie *Schirokko*, *Bora* oder *Mistral* verströmt der Mediterran dennoch seinen ihm eigenen Geruch: ein Gemenge aus Olive, Lavendel und Zeder. Er reizt die Haut der Einwohner mit Stäuben aus gemahlenem Glas. Er lässt sie sich in brünstigen Träumen wälzen und raubt den steinernen Figuren in den Gärten nachts ihre Geschichten. Wie in allen seinen Städten zelebriert der Mediterran auch in dieser die Feste der Liebe und des Todes mit gleicher Hingabe. Die Gäste der Hochzeiten und Leichenschmause tafeln an denselben langen, weiß gedeckten Tischen, denen immer der Geruch nach säuerlichem Brot und verschüttetem Landwein anhaftet. Auch die Trunkenheit, das Gelächter und die Lieder sind zum Schluss die gleichen, gleichgültig, ob der Anfang oder das Ende des Lebens die Gesellschaft zusammengebracht hat.

Letzte Augusttage, die Stadt war noch menschenleer. In den Beeten verharrten die Asten betäubt. Die Katzen hatten sich in die Schattwinkel verzogen und hüteten sich, ihre Pfoten auf den Dachziegeln zu versengen. Hinter den zugezogenen Fensterläden lagen Schläfer in einem traumleeren Koma, dem sie sich erst mit der aufkommenden Abendkühle würden entwinden können. Mein Hunger erzeugte eine Wachheit, deren Fokus auf das *eine* Objekt gebündelt war, den Tod. Es war eine magische Verabredung, der ich weder entrinnen konnte noch wollte.

Die Kastanien im Vorhof der Anatomie milderten den Andrang der Hitze. Ihre Schattenflächen erlaubten den Augen, sich von der Sommerblendung zu erholen. In den Gläsern der Eingangstür spiegelte sich eine Schwärze ohne Konturen. Sie war ein letzter Vorhang, den ich mit trockenem Mund und klopfenden Pulsen beiseite zu ziehen hatte. Die Eingangshalle war groß, kühl und menschenleer. Links und rechts an den Wänden zeichneten sich die Anschläge für Vorlesungen, Kurse, Arbeitsgruppen und Seminare als helle Rechtecke ab. Für mich kündigten sie Inszenierungen an, die unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfanden, in Geheimlogen, die nur den Todessüchtigen zugänglich waren. *Ich* war unter den Auserwählten, *ich* trug das Brandzeichen. Meine Gier nach dem Geschmack ohnegleichen, dem Aroma des Todes, würde mir alle Türen öffnen.

Plötzlich nahm ich es wahr, das Bukett des Todes, sein Odeur, seine Ausdünstung, sein Dressing. Seine Schärfe provozierte schamlos alle Schleimhäute. Ich folgte der Fährte, besser gesagt, sie sog mich an. Es war eine Witterung, der nicht zu entkommen war. Sie schlug die vertäfelten Türen auf. Sie räumte mir jedes Hindernis aus dem Weg. Sie ließ mich die Stufen hinuntertorkeln. Sie lotste mich durch die Gewölbe, in die Winzerei des Todes, abwärts, dorthin, wo der Ausstoß seiner unablässig mahlenden Keltern in plätschernden Behältern lagerte. Mit perfider Präzision begannen sich meine Sinnesorgane an den Leitgeruch des Todes zu adaptieren. Sie waren jetzt weit geöffnet, bereit, sich jeden Eindruck mit fotografischer Schärfe einzuprägen. Was mir in die Nase stach, war schlicht und einfach der Gestank nach Formalin, der den in Dreierreihen angeordneten Betonwannen entströmte.

Alle folgenden Schritte der Handlung führte ich mit der kühlen Logik des zu allem bereiten Täters aus. Ich schob das hölzerne Brett, das die erste Wanne bedeckte, zur Seite und lehnte es an die Längsseite der daneben stehenden Betonwanne. Dann beugte ich mich über das Formalinbad, das fast bis an die Oberkante der Wanne reichte, und betrachtete die drei schwimmenden Leichen mit ihrer speckfarbenen Haut und den violetten Totenflecken. Die oberste lag bäuchlings auf den beiden anderen, ein kleiner alter Mann mit spärlichem Haarkranz. Das linke Ohr ragte bis knapp unter die Flüssigkeitsoberfläche. Ich erfasste es durch die kalte Lösung hindurch und drehte den Körper fast ganz auf den Rücken. Die geschlossenen Augenlider bedeckten als ovale Fleischmuscheln die Augäpfel und verliehen der oberen Hälfte des Gesichts einen Ausdruck

friedvoller Besinnung. Die Mundwinkel hingegen waren durch die Lasten eines armseligen, viel zu langen Lebens u-förmig nach unten gezogen. Insgesamt entstand der Eindruck einer durch nichts mehr auflösbaren Spannung. Der hier lag, war ein Unerlöster.

Aber all dies war für mich jetzt ohne Bedeutung. Was hier vor mir lag, war ein Körper, kein *Leib*. Nichts als die naturgetreue Zusammenfügung der Muskeln, Knochen, Blutgefäße, Nerven und Organe aus den drei Bänden der *Anatomie des Menschen* zu einer Gestalt, ein Körper, der mich in seiner Unansehnlichkeit und Bedeutungslosigkeit mit einer Anwendung von Enttäuschung erfüllte. Seine Dürftigkeit stand in krassem Widerspruch zur Farbenpracht und Plastizität der anatomischen Abbildungen in den Atlanten. Dort waren die Muskeln kräftig in fleischigem Rot geformt, harmonisch gefiedert, ja fast von athletischer Spannung. Die Knochen schimmerten lichtgelb und waren von marmorner Festigkeit. Die Arterien glänzten lackrot und schlängelten sich spiegelnd durch die Gewebe. Die Venen in majestätischem Tintenblau waren ein ausgeklügeltes Röhrenwerk, das bis auf die Hornhaut des Auges alle Zellgeflechte des Körpers durchzog. Ganz zu schweigen von der überwältigenden Vielgestaltigkeit und Formenfülle der Organe: der hinreißende Entwurf der Leber, eine bräunlichrote Flunder, deren innere Geometrie sich jeder exakten Beschreibung entzieht. Die unbegreifliche Architektur der Hoden mit ihren fantastisch gewundenen Samenkanälchen, eine Passage von fast einer Drittel Meile für 100 Millionen Spermien pro Tag. Oder jener erbsgroße Anhang an der Basis des Gehirns, die Hypophyse, deren Säfte Durst, Geilheit und Elan des Menschen steuern. Daneben jeweils in Palatino-Schrift rätselhafte Codierungen von mysteriöser Schönheit: *Corpus amygdalae*, *sella turcica* oder *Jacobsonsche Anastomose*. Sie alle litten nicht unter der sterilen Exaktheit der klaren anatomischen Linien des Flamen Andreas Vesalius in seiner *De humani corporis fabrica*, deren Ästhetik den kühlen Geist der Renaissance atmet.

Im Vergleich zur Bilderfülle der anatomischen Atlanten erschien mir die Präparation der Leiche dieses Alten, der wahrscheinlich ein Stadtstreicher gewesen war, als ein eher mühsamer und trister Umweg, um den Aufbau des menschlichen Körpers zu studieren. Er stand mir als die einzige, Geduld raubende Beschäftigung für ein langes Wintersemester vor Augen. Zu acht oder zehnt um die Leiche gedrängt, würde jeder von uns eine exakt vorgegebene Provinz mit Skalpell und Pinzette zerlegen und die steakfarbenen Gebilde und Strukturen mit den Darstellungen in

unseren Atlanten vergleichen. Das ganze Treiben wurde von mürrischen, unterbezahlten Anatomieassistenten überwacht. Sie lockerten ihren öden Job dadurch ein wenig auf, dass sie die Studentinnen nach einer zuvor streng festgelegten Bewertungsskala je nach deren figürlichen Reizen mit Noten von Eins bis Zehn belegten. Ihre zwischen Kumpelhaftigkeit und Herablassung schwankenden Kommentare und Ratschläge verfolgten daher auch nur das eine Ziel: die Einser- und Zweier-Kommilitoninnen zu einem gemeinsamen Abendessen zu bewegen, dessen Ausklang im Idealfall das Naturstudium der weiblichen Anatomie war. Wie vehement der Tod den Glamour des Lebens zu verstärken vermag, wurde mir durch eben jene auserwählten Kommilitoninnen bewusst. Ihre sinnliche Ausdünstung erfuhr einen wahren Schub, wenn sie den Kopf einer der Leichen an dem Schilfbündel der Haare zu den kleinen Seziertischen schleppten, die für die angehenden Zahnmediziner reserviert waren. Jede von ihnen eine schwarzmähnige Judith, in der Hand das Haupt eines erbärmlichen, vom Leben betrogenen Holofernes.

Ein wie armseliges Surrogat der Leiblichkeit des Menschen auch die Leiche des Alten sein mochte, sie war das Nadelöhr zu allen späteren Beschäftigungen, Überlegungen und Konklusionen, die auf mich warteten. Dies schwante mir mehr, als dass ich es logisch gefolgert hätte. Und von dem Sinn des Appells eines Michel Foucault zwanzig Jahre später: *Öffnen Sie einige Leichen! ... Die Nacht des Lebendigen weicht vor der Helligkeit des Todes ...!*, hätte ich damals nichts begriffen. Noch wusste ich nicht, dass unser Körper aus dem gleichen Fleisch gemacht ist wie unsere Welt und umgekehrt, dass Jacques Monod die Menschen als *chemische Maschinen* und Marvin Minsky das Gehirn als *Fleischmaschine* bezeichnen würde. Aber in allem drängenden Hunger nach Wissen, der mich umtrieb, in meiner Gier, alle Schleier des Bildes von Sais zur Seite zu zerren (*was hab ich, wenn ich nicht alles habe ... gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?*), in meinem Aufbruch zu einer Lemmingfahrt der Erkenntnis – in all dem war schon ein erster flauer Geschmack von Sinnentleerung enthalten. Freilich war mir dies zu jener Zeit nicht bewusst. Ich hielt es für Phasen der Erschöpfung, den Tribut für kräftezehrende nächtliche Studien. In Wirklichkeit hatte ich in jenem Moment, als ich in das unerlöste, in der Formalinlösung schlingernde Gesicht des Alten geblickt hatte, blind für seine Person und Geschichte, meine Unschuld verloren.

In der chromblitzenden, neonerhellten Großküche des Präparieresaales wurde mir im folgenden Winter mein Zwölftel an einer Greisinneleiche

mit Fladenbrüsten serviert. Der Mediterran hatte inzwischen seine warme Zunge bis hinter die Alpenkette zurückgezogen und die Einwohner der Stadt in fröstelnden Depressionen zurückgelassen. Das Gericht, das ich mir Muskel um Muskel, Sehne um Sehne, Darmschlinge um Darmschlinge einzuverleiben hatte, war nur durch eine Methode der Fiktionen genießbar. Das Prisma, das man mir vor die Augen hielt, zerlegte das Untrennbare in künstliche Facetten, und jede Facette wurde durch das Vorschalten eines weiteren Prismas in wieder neue Spektren zergliedert und so weiter und so fort. Ein perfides Schneeballsystem, das zu Ende fortgeführt, unweigerlich zu Heerscharen Getäuschter und Geblendeter führen musste. Nichts ahnend und begierig unterwarf ich mich damals seinen ebenso logischen wie blendenden Gesetzmäßigkeiten und Ritualen. Was ich am Ende der Reise für den Leib des Menschen hielt, waren anatomische Schnittmuster, Moulagen, kolorierte Abstraktionen der Körperlichkeit, bestenfalls ästhetisierte Modelle. Insofern waren diese Faksimiles auf groteske Weise unsterblich, denn Leben hatten sie nicht zu verlieren.

Der Anatomieprofessor war ein lebenswürdiger Jude. Er wurde einhundertvier Jahre alt. In seiner Vorlesung versuchte er uns durch die unablässige Projektion künstlerischer Darstellungen des Menschenkörpers, von der Antike bis zu den Surrealisten, eine Art Gegengewicht zu dem stupiden Kannibalismus der reinen Anatomie zu bieten. Dabei schöpfte er aus einem enzyklopädischen Kunstverständnis. Er vertrat die These, dass die phänotypischen Merkmale jedes Künstlers unweigerlich auch in seinen Geschöpfen ihre Reflexion fänden. Lieblingsexponent seiner These war der Schweizer Maler Ferdinand Hodler. Er sei der Prototyp des Pyknikers gewesen und habe daher folgerichtig nur pyknische Gestalten malen können. Zur bildlichen Bekräftigung seiner These ließ er Hodlers *Verklärung* an die Wand projizieren und suggerierte uns, die gespreizt wirkende Frau in ihrem kornblumenblauen Kleid sei, obwohl *eigentlich* schlank, *im Kern ihrer Gestalt* Pyknikerin. Für mich hatte sie einfach ein bisschen breite Hüften, aber sonst erinnerte sie mich eher an eine britische Gouvernante. Freilich entging dem Professor bei all seinen Anstrengungen, uns die Anatomie als lebendiges Fach schmackhaft zu machen, dass er mit seinem Systematisierungswahn letztlich auch nur einem Schematisierungskult höherer Ordnung huldigte.

Dieses untergründige Versagensgefühl mochte ihn gelegentlich dazu bewegen, gewitzte Examenskandidaten, die sich mehr durch

Kenntnisse in den schönen Künsten als in der Anatomie des Menschen Prüfungsvorteile ausrechneten, durch einen jähen Rückfall in die nüchternen Fakten des Menschenkörpers aus dem Sattel zu werfen. In solchen Anwandlungen zog er einen Knobelbecher aus der Schublade, füllte ihn mit den je sieben Handwurzelknochen der rechten und linken Hand, schüttelte den Inhalt ausgiebig und entleerte ihn auf die grüne Schreibtischauflage. Dann beugte er sich lauernd nach vorne und forderte den unseligen Prüfling auf, die Knöchlein exakt nach rechter und linker Zugehörigkeit zu sortieren und mit ihren lateinischen Namen zu benennen. Jeder wusste, dass dieses hinterhältige Würfelspiel nicht zu gewinnen war. Für den Verlierer bedeutete es ein zusätzliches Semester, in dem er sich nun nicht mehr Holbein dem Jüngeren oder Edvard Munch, sondern den unzähligen *Sulci*, *Foraminae*, *Fossae* und *Suturæ* des Menschen zuzuwenden hatte.

3 Ich versuche, mich an die vielen meiner Lehrer zu erinnern, die ich hatte, zu viele. *Einer* hätte genügen müssen, *der* eine. Jener, der mich aus dem Stand der Unschuld geholt, meine Kinderträume im Reißwolf barbarischer Initiationsriten zerfleischt und mich nach einer schauerlichen Reise durch Totenhäuser und über stygische Gewässer, mit zerschlagenen Gliedmaßen, herausgerissenen Augen, überfressen an meinen eigenen zerstückelten Organen, an die Oberfläche einer neuen, ganz anderen Unschuld geleitet hätte, nunmehr ein Seher und Sehender. Ich bin ihm nie begegnet, vielleicht habe ich ihn auch nur nicht erkannt. Die uralte Weisung *Wenn du Buddha auf der Straße begegnest, töte ihn!* konnte ich nicht befolgen, denn kein Buddha kreuzte meinen Weg.

Die Schar meiner Lehrer erschien mir als spleeniger Haufen narzisstischer Einzelgänger, jeder der erhabenste Exponent seiner bizarren Wirklichkeit, alles Hohepriester, hoffnungslos verliebt in ihre prekären Weissagungen, alles in allem Fundamentalisten der gleichen sinnentleerten Selbstüberhöhung. Die Zeremonien, die sie pflegten, unterschieden sich beträchtlich, aber das Goldene Kalb war immer dasselbe. Es war in Form eines dicken Wälzers in den Schaufenstern der Universitätsbuchhandlungen ausgestellt. Der Gelehrtenname war das Hervorstechendste des Titelblattes. Nicht selten war neben dem Werk das fotografische Konterfei des Wissenschaftlers, brombraun getönt, in distinguiertem Rahmen aufgestellt. Der Kopf war meistens leicht zur Seite geneigt, wie

mir auffiel, am häufigsten nach links, das Kinn federnd gelagert auf einer gepunkteten Fliege. Einige der Hierophanten saugten an einer Bruyère-Pfeife, der Gesichtsausdruck eine Melange aus subtiler Herablassung und wohl dosierter Freundlichkeit.

Die Komödianten und die Bühnenstücke waren immer die gleichen, nur die Orte und Namen wechselten. *Charcot*, Vater der modernen Neurologie: seine theatralischen Inszenierungen der Hysterie in der Pariser Salpêtrière waren geniale Erfindungen einer Krankheit, die vor ihm noch nicht, zumindest nicht so existiert hatte. Seither bäumten sich Abertausende junger Frauen im *arc de cerele* auf, lebende Bogenbrücken in japanischen Gärten. Die wahre und ewig währende Aussage in Charcots brillanten Nummern aber hieß immer nur: Charcot. Charcot ist verschwunden und die jungfräulichen Brücken ebenfalls. Für jede Krankheit gibt es einen Autor, der ihren Text zum ersten Mal niederschreibt. Von da ab erzählen die Kranken die Geschichte weiter. Auf ihnen liegt dann eine unmenschliche Last. Sie müssen alles in einem sein: der Intendant, der das Stück auf den Plan setzt, der Regisseur, der ihm seine Imaginationen aufprägt, der Bühnenbildner, der das gebührende Szenario entwirft und schließlich der Schauspieler, dem die unlösbare Last aufgebürdet wird, seine eigene Erfindung zu verkörpern. Tag für Tag muss der Arme auf die Bretter, die die Krankheit bedeuten. Aber anders als in den Broadway-Inszenierungen, die von der Perfektion jahrelanger Wiederholungen leben, ist sein Stück dazu verdammt, unablässige Veränderungen zu erleiden, manchmal nur in Nuancen, manchmal von hoher Dramatik, Wendungen, die für den Autor selbst absolut überraschend sind. Da verwirft der Regisseur seine ursprüngliche Interpretation und verkehrt sie in ihr glattes Gegenteil. Dies wiederum zwingt den Bühnenbildner, die Kulissen neu zu arrangieren, zu überpinseln und umzudrapieren. Und immer von neuem, wie Sisyphos, spinnt der Kranke seine Erzählung fort und fort, bis er den Faden endgültig verliert und der weiße Clown im Soufflierkasten ihm hämisch den Rücken zukehrt. Kein Wunder, dass mancher da schon im zweiten Akt abspringt. Und was war das Sofa Freuds, verhüllt mit immer der gleichen muffigen, orientalisch gemusterten Decke, auf der sich Über-Ich und Es nach jahrelangen Konvulsionen ihres armseligen Ich-Sklaven endlich schamlos dekvurierten? Nichts als ein Hochaltar für düstere Liturgien, geweiht dem finsternen Abgott, der als einziger Ablass für Sünden gewährt, die seine eigenen genialen Erfindungen sind.

Nach und nach tauchen sie wieder auf, meine Mentoren, alle inzwischen tot, aber jeder mindestens einen Ehrendoktorhut, die Durchsetzungsfähigeren zwei oder drei, Ehrenpräsidenten der polnischen, bolivianischen, portugiesischen oder chilenischen Akademien der Wissenschaften, alles Nachrufpersönlichkeiten von höchstem Rang. Die unerschütterlichste Absicherung ihres Nachruhmes war die Verbindung ihres Namens mit einer Laborreaktion, einem klinischen Phänomen oder gar einem eigenen Krankheitsbild.

Möglicherweise bin ich auch ungerecht. Es war ja nicht so, dass es keine grandiosen Anstrengungen gegeben hätte, mitreißende Fanatismen, visionäre Aufschwünge. Es gab Mentoren, die auf der Membran eines roten Blutkörperchens ganze Gebäude der Physiologie aufbauten. Was unter dem Mikroskop als glattes, unbegreiflich dünnes Häutchen imponierte, wurde zu einem Limes von äußerster Komplexität. In Nanosekunden wurde es von Ionenströmen durchflossen. Das Palisadenwerk seiner Kanälchen wurde nur durch das ständige Wechselspiel von Enzymen gewährleistet. Der Mensch freilich schien bei diesen Expeditionen in Neue Welten nur ein wandelndes Aderngeflecht zu sein, in dessen Röhrensystem Aberbilliarden roter Zellen bis zu ihrem Zerfall rhythmisch zirkulierten.

Ganz anders *Polyphem*, wie wir ihn nannten. Er schien mit seinem Mikroskop verwachsen zu sein. Es war zu einer Art Zyklopenauge geworden. Wenn er schlief, so stellte ich mir vor, musste es wie ein Leuchtturm aus dem Meeresgrund seiner Stirn aufragen. Er kam mit dem Zyklopenauge in die Vorlesung. Er sah nicht ein einziges Mal hinauf zu den Reihen seines überfüllten Amphitheaters. Er rauchte Kette, wobei jeder Zug seine Wangenhaut zu tiefen Trichtern verformte. Er sprach ununterbrochen in das Mikroskop hinein. Er machte es quasi zu einer Art Minusvariante von Megafon. Man sah seine Lippen vibrieren, zucken und plappern, aber es drangen nur Wortfragmente nach oben zu den gespannten Zuhörern. Die immer wiederkehrenden Wetten der Kommilitonen, ob es sich um lateinische, griechische oder vielleicht doch deutsche Sprachreste handelte, blieben letztlich unentschieden. Dennoch wusste jeder im Auditorium, worauf sein Zyklopenauge gerichtet war. Die Meute, die er seit zwei Jahrzehnten jagte, war immer die gleiche Horde entarteter Zellen, immer des gleichen Gewebes, immer nur der Uterusschleimhaut. Er galt weltweit als ihr gefürchtetster Jäger. Keiner der anderen Jagdgenossen aus England, Amerika oder Kanada, der nicht

zumindest ein Jahr in seinen Laboratorien Sklavenarbeit geleistet hatte, konnte hoffen, auch nur die niedrigsten Weihen zu empfangen. Immer kauerten dort zwanzig andere Zyklopenäugige über den Gebärmuttergewebsschnitten. Jedes Mal schien Polyphem nur noch einen letzten Schritt vor dem letzten Geheimnis der Zellmeute entfernt zu sein. Dann würde ihm der Gral gehören und er wäre der Sieger über den Tod unzähliger Frauen. Aber Polyphem ahnte auch, dass Odysseus schon die Faust mit dem glühenden Holzseid zu seiner Blendung erhoben hatte. So kam es, dass Polyphem, selbst ein Gejagter, berühmtester Frauenarzt seiner Generation, vor zuletzt acht Jahren eine Patientin selbst untersucht hatte.

Der einzige meiner Lehrer, der unauslöschliche Irritationen in mir hinterließ, der mich in den kurzen Tagen unserer Begegnung abstieß und in seinen Bann zog, mich verwirrte und klärte, mir eine einzigartige Lektion über Arztsein, Leben und Sterben erteilte, wider meinen Willen mein Patient wurde, er unterschied sich kategorisch von den Hochgeehrten. Ich bin ihm dreimal begegnet.

4 Im letzten Jahr meines Studiums bin ich diesem Lehrer, der mich in zwei Tagen mehr lehrte, als alle anderen in den vielen Jahren zuvor, zum ersten Mal begegnet. Ich hatte ihn mir nicht ausgesucht, sondern er mich. Erst ganz am Ende wurde mir klar, dass ich sein letzter Schüler war und er an mir sein Meisterstück ablegte. Es hat ihn sein Leben gekostet, aber auch das war ein Teil seiner Lehre. Er war der verachtetste meiner Lehrer, ein Ausgestoßener, ein Dissident, ein *Underdog*, ein Schuhabtreter seiner Kollegen. Vielleicht sollte ich besser sagen, ein gefallener Engel oder ein aufgestiegener Satan. Der Unterschied ist ohne Bedeutung. Auch weiß ich nicht, ob ich je etwas von seiner Lehre umgesetzt habe. Denn in Wirklichkeit war es keine *Lehre* im herkömmlichen Sinn, über die man ein Lehrbuch verfassen oder die man praktizieren konnte. Sie war eher die Rückseite eines Spiegels, den er mir vorhielt.

In jenem Jahr blühten die Linden ungewöhnlich früh. Ihr Duft verbreitete sich gewalttätig im Park der Klinik. In den Gängen und Fluren hingegen roch es dank der Klimaanlage wie immer nach nichts. Ich trottete als Praktikant lustlos den Korridor entlang. Ich fühlte mich ausgenutzt, weil sie gerade mich, der am wenigsten wusste und so gut wie keine Erfahrung besaß, zum schwierigsten Patienten der Abteilung schickten. *Sehen Sie einfach mal nur so zu ihm rein*, hatte man mir

gesagt. Ich war ehrlich genug, mir einzugestehen, dass ich Angst hatte, und nahm mir vor, den Auftrag so rasch wie möglich hinter mich zu bringen.

Der Patient war gestern gegen vierzehn Uhr abgestürzt. Besser gesagt, er hatte das Fenster seiner Mansardenwohnung zur Straße geöffnet, sich auf die Dachrinne gestellt, die Arme ausgebreitet, *Freiheit für Ikarus* gerufen und sich hinausgeschwungen. Wie nicht anders zu erwarten, stürzte er wie ein Stein auf den Gehsteig. Erstaunlicherweise brach er sich nicht mehr als die Beine. Obwohl er behauptete, er habe nur das Gesetz der Schwerkraft, das schon so viel Unheil angerichtet habe, aufheben wollen, waren sich alle über die Ursache des Sturzes einig: Verknennung der Realität unter dem Einfluss von Morphin. So weit, so gut. Das Problem, das mir Angst machte, steckte woanders. Der abgestürzte Ikarus war Arzt, und für Mediziner gibt es keinen gefürchteteren Patienten als einen anderen Arzt, noch dazu einen süchtigen.

Ich klopfte kurz an und trat dann, ohne abzuwarten, ins Krankenzimmer. Der Anblick des Patienten, der mit bloßem Oberkörper leicht aufgerichtet im Bett lag, verstärkte sprunghaft meine Angst. Was ich sah, stand im völligen Widerspruch zu meinen Erwartungen. Der Mann war braun gebrannt, trug die schwarzen Haare glatt nach hinten gekämmt, rauchte eine Zigarette ohne Filter und wirkte mit seinem athletischen Brustkorb wie ein Wasserskilehrer aus Kalifornien. Er legte die Zigarette in den Aschbecher, streckte mir die Hand entgegen und sagte:

»Ich habe Sie erwartet. Setzen Sie sich zu mir. Sie sehen so aus, als würden Sie nicht rauchen. Aber wenn ich mich irre, bitte ...!«

»Ich komme nur ...«, versuchte ich abzuwehren.

»Ich weiß, ich weiß«, winkte er ab, »aber ich denke, es ist Zeit.«

Er zündete sich eine neue Zigarette an und wies mit einer Geste, die keinen Widerspruch zuließ, auf den Stuhl am Fußende seines Bettes. Mit der wachen Zufriedenheit des routinierten Dompteurs beobachtete er, wie ich widerstrebend Platz nahm. Er kam sofort zur Sache:

»Sie wissen, ich werde als süchtig bezeichnet, ein Morphinist, haltlos, eine unkalkulierbare Gefahr für seine Patienten, eine Schande für meinen Berufsstand, Gott sei Dank bereits seit mehreren Jahren ohne Approbation und ohne Dokortitel, obwohl mir noch niemand erklären konnte, warum meine experimentellen Befunde über den Einfluss bestimmter Enzyme beim malignen Melanom der Ratte – sie haben der Melanomforschung beim Menschen nicht uninteressante Impulse

gegeben – durch meinen Morphingebrauch an Wahrheitswert verloren haben sollen. Als ich die Experimente durchführte, war ich im Übrigen *sauber*, um bei Ihrem Sprachgebrauch zu bleiben. Aber lassen wir das, das ist Spielzeug von gestern.«

Was sollte ich antworten? Er hatte mich überrumpelt und fuhr bereits wieder fort:

»Also, um zum Ausgangspunkt zurückzukommen, auch für Sie bin ich ein Süchtiger, ein gescheiterter Arzt, aber gerade deshalb interessieren Sie sich für mich. Denn Sie haben bisher nur wenige Süchtige gesehen. Was Sie über Sucht wissen, stammt aus Ihren Lehrbüchern der Pharmakologie und Toxikologie. Insofern bin ich für Sie das Kalb mit den zwei oder wie viel Sie wollen Köpfen, das Ungeheuer von Loch Ness, endlich nicht nur in einer Illustrierten im August als schemenhaftes Monster mit Dinosaurierhals abgebildet, sondern leibhaftig, mit den Beinen gefangen in Gips, Nessie zum Anfassen. Und noch dazu spreche ich Ihre Sprache, oder sagen wir besser, ich verwende ein Vokabular, das Ihnen geläufig ist.«

Ich unternahm einen Versuch aufzustehen:

»Verzeihen Sie, natürlich hat man mir alles Mögliche über Sie erzählt, dass Sie Arzt sind, das heißt waren, und das mit dem Morphin. Aber sie haben mich nur zu Ihnen geschickt, damit ich nachsehen soll, wie es Ihnen geht. Das ist alles. Geht's denn einigermaßen?«

Der Blick des Arztes drückte mich wieder zurück auf meinen Stuhl:

»Sagen Sie *denen*, wenn sie wissen wollen, wie es mir geht, dann sollen sie mich doch einfach besuchen. Es sind doch Ärzte, Schwestern, Pfleger. Es gehört zu ihrer Pflicht, nach mir zu sehen. Aber wissen Sie, warum sie einen Bogen um mein Bett machen?«

»Keine Ahnung!«

»Sie haben Angst. Sie schämen sich. Wissen Sie auch warum? Wenn sie mich sehen, müssen sie sich fragen, warum sie *sauber* geblieben sind, warum keiner von ihnen sich heimlich Opiate zuführt oder säuft oder sich Tranquilizer einwirft. Und es wird ihnen klar, warum sie das nicht tun. Ihr Leben ist so absolut o. k., so geregelt, so ausbalanciert, na sagen wir mal, sie haben sich mit ihrem Leben so arrangiert, mit ihrer Arbeit, ihrem Einkommen, ihren Chefs, ihren sogenannten Beziehungen und ihren Sonntagnachmittagsängsten, dass für sie jeder Grund entfallen ist, sich Morphin zu spritzen, Valium zu schlucken oder sich literweise Spätlesen in ihre Zombiewänste zu kippen. Dabei wissen sie nicht, wie

krank sie sind, todkrank. Deshalb fuchtelte sie mit ihrem Ethos herum wie mit einer Fliegenklatsche und verkündigte ständig, dass sie das alles nicht brauchen, dass sie sauber sind. Wissen Sie, was das wirklich bedeutet: *sauber*?«

Mein Unbehagen wuchs. Die Art und Weise, wie der rauchende Ikarus, obwohl er, wie ein Fuchs im Fangeisen zur Hälfte in Gips steckte, mich in einen Dialog verstrickte, verstärkte meine Angst. Der Maitag mit seiner lastenden Hitze in dem kleinen Krankenzimmer – die Klimaanlage funktionierte wie meistens nur halbherzig – trieb Schweißperlen auf meine Stirn. Noch dazu schien sich Ikarus, der fliegende Arzt, verärgert zu haben. In das Athletenbraun seines Gesichts mischten sich grüne Pinselstriche. Es werden die Lichtreflexe von den Linden im Park sein, sagte ich mir, und rang nach einer Definition von *sauber*.

»Drogenfrei, denke ich, das ist mit sauber gemeint.«

»Drogenfrei, das mag stimmen, aber *sauber*? Rein? Rein heißt fleckenlos, nicht wahr? Diese Leute haben keine Flecken, sie sind das Ultrareine ohne Makel, das Über-Nichts. Das Nichts kann nicht befleckt werden. Aber es ist auch nicht *Hakushi*, Sie wissen doch, was *Hakushi* ist? Nein, lassen Sie den Versuch einer Antwort. Woher sollten Sie auch wissen, was *Hakushi* ist. *Hakushi* kann man nicht sehen, nicht messen, nicht beweisen. Also ist *Hakushi* für den modernen Arzt überflüssig, Luxus, eine unnötige Herausforderung für sein Gehirn, die man ihm ersparen sollte. *Hakushi* wird daher auch nicht als Examensfrage auftauchen. Also keine Angst, wenn Sie durchfallen sollten, mein lieber angehender Kollege, dann gewiss nicht wegen ihres mangelnden Wissens über *Hakushi*.«

»Sie halten mich für beschränkt«, erwiderte ich ärgerlich. Die Arroganz dieses gescheiterten Arztes, der in jedem Sinne abgestürzt war, begann eine hilflose Wut in mir auszulösen. »Sie wollen mich irgendwie niedermachen. Schön, aber vielleicht haben Sie dann wenigstens die Güte, mir zu erklären, was *Hakushi* ist.«

»Niedermachen, sagen Sie? Ich denke nicht daran. Ich habe mit Ihnen überhaupt nichts im Sinn. Sie haben einfach das Pech, dass Sie im Augenblick der Einzige sind, der sich an mein Bett wagt. Natürlich nehme ich dabei ein gewisses Risiko für Sie in Kauf, genauer gesagt, eine Art leichter, aber wie Sie bald sehen werden, hartnäckiger Verzweiflung. Sie wird sie nie mehr loslassen, sie wird wie Uhu an Ihren Stimmungen kleben. Und je mehr Sie versuchen sie abzuwischen, um so längere Fäden wird sie ziehen. Aber Sie haben recht, ich schulde Ihnen eine Erklärung

über *Hakushi*. Vergessen Sie dabei nicht, wovon wir ausgegangen sind: von sauber, diesem Hyper-Nichts. Auch *Hakushi* ist »Nichts«. Japanisch bedeutet es wörtlich »weißes Papier«. *Hakushi* ist Ausdruck für den Bewusstseinszustand, der durch die Übung von *Zazen* erreicht wird, also das Praktizieren von Zen im Sitzen. Er ist Voraussetzung für die Erfahrung der Erleuchtung. Es ist, um mit Meister Eckhart, dem Mystiker, zu sprechen, der Zustand des *leer und ledig aller Dinge*. Will man ihn erreichen, so müssen, wie die Zen-Meister lehren, alle Gedanken, Ideen, Bilder, Vorstellungen aus unserem Inneren verschwinden. *Solange in deinem Kopf oder Herzen noch irgendetwas geschrieben, aufgezeichnet, abgebildet ist, kannst du keine Erleuchtung finden*, sagt der japanische Zen-Meister Hakuun Ryoko Yasutani. *Wirf das alles weg. Dein Geist muss so leer, so fleckenlos sein wie ein Blatt reinen weißen Papiers*. Das ist *Hakushi*!«

»Ich sehe keinen Unterschied«, versuchte ich mich aufzulehnen. »Nichts ist Nichts. Sie bezeichnen den Zustand des Sauber-Seins als Über-Nichts. Und was für ein Nichts ist Ihr *Hakushi*-Nichts? Ja, erlauben Sie mir die Gegenfrage, ist es nicht so, dass der Unterschied in Wirklichkeit darin besteht, dass Sie für Ihr Nichts, Ihr *Hakushi*-Nichts Morphin brauchen, große Dosen, immer mehr, während die anderen, die *Sauberen*, nichts dergleichen benötigen?«

»Ich sehe, ich habe mich unklar ausgedrückt, jedenfalls gemessen an dem, was Sie bereit sind aufzufassen. *Hakushi* erreicht man nicht für den Preis von etwas, für Morphin, für ein angepasstes Leben, für Rosenkranzgeblubber, für einen guten Meditationstrip. *Hakushi* ist das Ergebnis einer spirituellen Subtraktion, des Abziehens von Wesentlichkeiten zweiter Ordnung. Das, mein Freund, ist der Unterschied zwischen dem Hyper-Nichts, einem Nichts ohne Vorgeschichte, weil davor nichts war, nichts aufgegeben, losgelassen wurde, und *Hakushi*, das nur dort erreicht werden kann, wo zuvor Vielfalt war, Bilder, Ideen, Glaubenssätze, Philosophien. Das alles muss erst subtrahiert werden, extrahiert, weggeworfen. *Hakushi* ist die Leere *danach*, das Hyper-Nichts die Leere ohne zuvor.«

Etwas sträubte sich in mir gegen seine *Hakushi*-Sophistereien. »Irgendwie überzeugt mich das nicht. Es ist Haarspalterei. Es überzeugt mich ebenso wenig wie Ihre Annahme, die anderen, die Ärzte und Pfleger, machten einen Bogen um Sie aus Angst. Warum sollten Sie sich vor Ihnen fürchten? Sie sind völlig hilflos, eingegipst, morphinabhängig. Es laufen Bestrebungen, Sie zu entmündigen, so geht zumindest das Gerücht.«

»Zunächst, was meine ›Hilflosigkeit‹ angeht: Die Freiheit des Christenmenschen ist keine Frage von Gipsverbänden oder Dekreten, in denen ihm irgendwer Zurechnungsfähigkeit attestiert oder abspricht. Die Angst, die ich bei meinen – abwesenden – Helfern auslöse, wurzelt in der Ahnung ihrer eigenen Süchtigkeit, wenn sie mit der meinigen konfrontiert werden. Ich bin ihr Hohlspiegel. Wenn sie mich sehen, erkennen sie schlagartig die Verzerrungen *ihrer* Lebens, das nun plötzlich ganz anders aussieht, als in ihren eigenen, selbstverliebten Reflexionen. Die ganze Ordnung und Harmonie ist weg. Die Projektionen, in denen ihre Lebensentwürfe jetzt erscheinen, beginnen ihnen unerträglich zu werden. Der Hohlspiegel wird zum *Hohn*spiegel. Und nichts verkraften sie schlechter, als wenn ihr gehätscheltes und verpöppeltes, ihr gut geöltes und tausendfach abgesichertes, ihr angebetetes und mit allen Salbungen der Philosophie, der Kultur und dessen, was sie Religion nennen, gesegnetes Selbst plötzlich so aussieht, wie es tatsächlich ist. Ein Leben lang haben sie an der Verwirklichung dieses Selbst auf dem Webstuhl ihrer Egologie gewirkt und jeden Preis dafür bezahlt. Und plötzlich ist es nichts als ein gigantischer narzisstischer böser Kinderluftballon, der jeden Augenblick platzen kann. Das macht Angst, mein Freund, da schauen sie lieber überall hin als in diesen Albtraum von Hohlspiegel.«

Die Gesprächsfalle, in die mich Ikarus gelockt hatte, begann meine Auflehnung zu verstärken:

»Überschätzen Sie nicht Ihre Wirkungen? Könnte es nicht sein, dass es einfach Ablehnung ist? Dass Sie für die anderen wirklich das, und nur das sind, was Sie am Anfang unseres Gesprächs selbst gesagt haben: ein Morphinist, haltlos, eine unkalkulierbare Gefahr für die Patienten, eine Schande für ihren Berufsstand oder so ähnlich?«

»Das wird ihr Argument sein. Aber das ist nur das Feigenblatt, mit dem sie die eigene Sucht zu verdecken suchen.«

»Welche Sucht?«, fragte ich gereizt und verständnislos. »Widersprechen Sie sich nicht? Haben Sie mir nicht noch vor ein paar Minuten des Langen und Breiten erklärt, dass sich die ›anderen‹, wie Sie sie dauernd nennen, schämen, angeblich gerade *weil* sie sich nicht Morphin spritzen, Tranquilizer schlucken oder sich mit Alkohol zuschütten? Und jetzt sagen Sie, die anderen seien süchtig?«

»Das ist kein Widerspruch. Ganz im Gegenteil. Bei meinem Anblick kommt in ihnen eine dumpfe Ahnung ihrer eigenen Sucht auf, ein unangenehmes, mit Panik untermischtes Gefühl der Brüchigkeit, einer

Brüchigkeit, die sie nur mit den Mitteln ihrer eigenen Sucht mühsam hoffen abwenden zu können.«

»Sie reden ständig von der *Sucht* der anderen. Welche Sucht? Ich kann nur das Gegenteil erkennen: ein Streben nach Ordnung, Berechenbarkeit und Leistung, nach Freiheit von Abhängigkeiten, die Vermeidung von Giften und Suchtmitteln!«

»Eine bessere Beschreibung der Sucht, die ich meine, mein Freund, könnte nicht einmal ich geben.«

Der Arzt sprach jetzt in dem bemühten Ton eines Lehrers zu mir, der wider alle Vernunft dennoch auf einen Schüler setzt, den die anderen endgültig als hoffnungslosen Fall abgeschrieben haben.

»Betrachten Sie einmal die erdrückende Fülle von Abhängigkeiten, denen sich diese Leute jeden Tag aussetzen. Das fängt mit der Versklavung ihrer Zeit an. In unübersehbaren Massen stehen sie auf die Sekunde genau gleichzeitig auf, gleichgültig, wie ihnen zumute ist, ob sie gut oder zerstückelt geschlafen haben, hören im selben Augenblick die gleichen Nachrichten von der Niedertracht des Menschen, besteigen simultan Züge, U-Bahnen, Fahrräder oder Autos. Eine gespenstisch synchronisierte Menge, eine Riesenmaschine, jeder ein Rädchen, austauschbar, das sich aber selbst für einmalig und unersetzlich hält. Und das geht so den ganzen Tag hin, über die Handgriffe, die sie tun müssen, die Sätze, die ihnen vorgeschrieben wurden, die Programme, denen sie von ihren Maschinen unterworfen werden, die sie wiederum wie Sklaven bedienen. Nach einer genormten Zeit kommt die Umkehr der Prozession. Nur sehen die Menschen jetzt nicht mehr so frisch aus, sondern irgendwie abgegriffen, das Make-up bröckelt, die Füße tun weh. Irgendein kosmischer Oberdruide zwingt sie dann, nachdem sie abgefüttert sind, vor die Fernsehschirme, damit sie ihre Netzhäute willenlos der ungesteuerten Bilderflut der menschlichen Niederträchtigkeiten von morgen aussetzen, nun mit noch mehr barbarischen Einzelheiten angereichert. Und ab und zu bringt ein Elektronenschwarm auf der Leinwand oder dem Monitor Hunderte, ja Tausende Menschen dazu, in der gleichen Sekunde in ein gigantisches, schwachsinniges Gelächter auszubrechen. Tausend Gehirne, deren Synapsen der Oberdruide in Realtime verzögerungsfrei gleichschaltet! Die große Freiheit des Christenmenschen! Am schlimmsten sind die Sonntage. Da lässt der Obermacher die Fäden lockerer, aber natürlich nur scheinbar. Das Schlackern der Fäden verunsichert die Menschen. Für Momente haben sie das untergründige Gefühl, er könnte

die Fäden ganz fallen lassen oder irgendwie kappen. Aber er weiß um ihre Sucht und spannt die Fäden wieder an. Ihr Zug gibt ihnen Halt. Nur lässt er sie jetzt in Bündeln tanzen: 62.000 Waldläufer, 112.000 Radfahrer, 42.000 Skatspieler, 5.000 Briefmarkensammler, 176.000 Biertrinker, 666.000 Spaziergänger, 2 Millionen Autofahrer und so weiter. Nachmittags werden sie unruhig, so viel Lockerung vertragen sie nicht. Die ersten Entzugserscheinungen treten auf. Aber die Gesetzmäßigkeiten und Rituale, die Regeln und Routinen, die Vorschriften und Bestimmungen, die Ordnungen und Verordnungen, der Stoff, aus dem ihre Sucht gemacht ist – am Montag lässt er, der zuverlässigste aller Dealer, sie wieder gierig an seinen gütigen Zitzen das Gift saugen, ohne das sie sterben müssten.«

Der Redefluss des dozierenden Wasserskilehrers in Gips löste in mir eine beklemmende Mischung aus Widerwillen und Faszination aus. Insofern war ich nicht ganz ehrlich, als ich ausrief:

»Pervers, wirklich widerlich! Es tut mir leid, wenn ich das sagen muss, schließlich sind *Sie* der Patient.«

»Sind Sie sich da ganz sicher? Aber lassen wir das, lieber Kollege in spe. Ich habe lediglich eine Art allgemeine Drogentestung betrieben. Jetzt, wo Ihnen klar wird, dass Sie selbst *positiv* sind, ist es nur natürlich, dass Sie sich gegen mich auflehnen. Aber in den Kategorien, in denen man Sie lehrt, mit Sucht umzugehen, müsste das Dankbarkeit bei Ihnen auslösen. Nach den Regeln der reinen Lehre der Suchtbekämpfung steht doch am Anfang die Aufdeckung und Identifikation der Droge. Nichts anderes haben wir getan. Die weiteren Schritte kennen Sie: Behandlung der Entzugserscheinungen, Analyse der Suchtmechanismen, psychosoziale Stabilisierung usw. Im Grunde sollten Sie mir sogar ein wenig dankbar sein, denn Sie stehen erst am Anfang. Ihre Sucht beginnt sich erst zu verfestigen, noch haben Sie einen gewissen – zugegebenermaßen geringen – Einfluss auf den weiteren Verlauf. Missverstehen Sie mich nicht, Sie haben nicht die Wahl, süchtig oder sauber zu sein. Diese Würfel sind längst gefallen, der Oberdruide hat Sie fest an den Fäden. Aber vielleicht haben Sie einen Hauch der Chance, unter den verschiedenen Drogen zu *wählen*. Besser als nichts, das müssen Sie zugeben. Und diese Chance, bei aller Bescheidenheit, haben Sie mir zu verdanken.«

Ich musste aufspringen. Die Hitze im Zimmer trieb mir den Schweiß auf die Haut. Je mehr ich mich dagegen auflehnte, um so ungehemmter quoll er mir aus allen Poren. Die Lichtreflexe der Linden füllten jetzt

das ganze Zimmer, ein Science-Fiction-Grün, das auch den unablässig rauchenden Ikarus in Gips einhüllte, ein Riese, dessen Ausmaße ständig wuchsen und der mich mit wissenden Augen musterte. Zugleich drang, wie eine perfide Verwirrung der Sinne, plötzlich der reine Duft der Lindenblüten in den Raum.

»Sie sind krank!«, entfuhr es mir. »Nicht nur süchtig, Sie sind bis ins Mark krank! Sie suchen einfach Komplizen, wie alle Süchtigen. Sie möchten, dass ich zu den Rudeln gehöre, die am Ende stinkend und pöbelnd die Bahnhöfe in Beschlag nehmen und mit stieren Pupillen *Halleluja* grölen!«

»Meistens sind das die Einzigen, die auf Bahnhöfen Gott preisen – auf ihre Art natürlich«, entgegnete er trocken. Er hatte aufgehört zu rauchen und verschränkte die Arme über seiner muskulösen Brust. Seine Stimme klang jetzt vollkommen ruhig und schien voller Einfühlung:

»Ich verstehe Ihre Auflehnung, mein Freund. Ich frage mich auch, ob das Pensum heute nicht einfach zu viel für Sie war. Ich glaube, ich muss Sie sogar um Verzeihung bitten. Ich hätte gerne noch ein wenig mit Ihnen gesprochen, zum Beispiel darüber, welche Drogen für Sie zur Auswahl stehen. Aber ich glaube, das könnte Sie jetzt überfordern. Morgen, denke ich, ist die Zeit dafür günstiger. Ich bitte Sie wirklich noch einmal um Verzeihung, aber meine Zeit ...«

»Ich glaube nicht, dass ich morgen kommen werde«, wehrte ich heftig ab. Der Arzt griff wieder nach einer neuen Zigarette. »Ich bin sicher, Sie werden kommen. Absolut sicher.«

5 Am nächsten Tag hatte die Hitze noch zugenommen. Der Duft der Linden lastete narkotisch über dem Park und trieb Kranke wie Besucher in die Zimmer. Ikarus lag wie gestern halb aufgerichtet im Bett, rauchte seine Filterlosen und verströmte trotz der Falleisen aus Gips, in denen er steckte, eine provozierende Aura von Gesundheit. Irgendwie, so kam mir vor, wirkte er heute noch weniger krank als gestern. Ein Ritual schien sich zwischen ihm und mir zu entwickeln, dem nicht zu entkommen war. Der Arzt zeigte wieder auf den Stuhl und ich nahm Platz wie gestern. Meine Angst hatte deutlich nachgelassen, allerdings auf Kosten einer beklemmenden Anziehung, die ich als weitaus unangenehmer empfand. Mir war, als habe mich jemand zu einer Figur in einem Bühnenstück verwandelt, in das ich nicht eingreifen konnte. So war

ich auch gegen die Begrüßungsfloskel des abgestürzten, aber dennoch offenbar unsterblichen Ikarus wehrlos:

»Hat ER an Ihren Fäden gezupft? Entschuldigen Sie, das klingt unfair. Sie werden es wahrscheinlich auch als zynisch empfinden, wenn ich sage: Schön, dass Sie wiedergekommen sind! Aber es ist aufrichtig gemeint. Meine sogenannten Helfer lassen sich weiterhin nicht blicken. Sie haben ihr Mitgefühl pharmakologisch exakt austitriert. Sie geben mir gerade so viel, oder besser gesagt, so wenig, dass keine Entzugserscheinungen auftreten. Das spart ihnen eine Menge Scherereien. Aber natürlich wissen sie ganz genau, dass diese homöopathischen Dosen bei mir – theoretisch – nicht im entferntesten ausreichen, um Schmerzfreiheit zu erzielen. Genau betrachtet therapieren sie mit diesen Analgetika-Brosamen für den Underdog in erster Linie sich selbst. Das ist nichts Ungewöhnliches. Im Gegenteil: neunundneunzig Prozent aller Therapiemaßnahmen, die Ärzte anwenden, dienen der Selbstbehandlung. Nur so ist dieser fantastisch verschwenderische Umgang mit Pillen, psychotherapeutischen Sitzungen und chirurgischen Mammuteingriffen zu erklären. In Seattle haben sie begonnen, Menschen die Nieren von Toten einzupflanzen oder das Knochenmark von Lebenden. Warten Sie ab, eines Tages wird man ein kaputtes Herz wegwerfen wie einen ausgelatschten Schuh und dem ausgeweideten Glückspilz die stramme Pumpe einer Blondine einpflanzen, die ihren Trennungsschmerz vergeblich mit zwei Handvoll Luminal zu betäuben versucht hat. Sie basteln an künstlichen Herzschrittmachern herum. Die sind zwar noch so groß wie ein Nachttisch, aber in ein paar Jahren werden sie nur noch die Größe von Schuhcremedosen haben. Und dann, mein Freund, werden sie die Fließbandproduktion dieser elektronischen Mini-Lebensretter aufnehmen und jedem Methusalem einreden, er könnte mit einem solchen Funkengenerator in der Brust seinen Abgang um ein paar Jährchen verschieben, vielleicht käme sogar seine Potenz wieder zum Vorschein. Ein Milliardengeschäft. Sie sollten nicht versäumen, wenn die ersten Vorzeichen da sind, sich ein sattes Aktienpaket zuzulegen. Schon Freud redete vom Menschen als *Prothesen-Gott*. Der Weg ist vorgezeichnet und kann nicht mehr verlassen werden: Am Ende wartet die Prothese an sich, die Mega-Prothese, und Gott ist irgendwie abhandengekommen.«

Seine Zukunftsvisionen faszinierten mich. So fiel auch der Versuch meiner Auflehnung halbherzig aus und schlüpfte in die Maske sachlicher Argumentation:

»Verzeihung, aber ich bin weder gekommen, weil irgendjemand an meinen Fäden zerrt, noch, um mir ihre merkwürdigen Theorien über ärztliches Handeln anzuhören. Ich habe lediglich den Auftrag, mich nach Ihnen zu erkundigen und dem Chefarzt zu berichten. Er steht noch im OP, wahrscheinlich bis zum frühen Abend, und möchte über Ihr Befinden informiert werden.«

»Berichten Sie, lieber Freund, meinem ebenso besorgten wie abwesenden Kollegen Chefarzt, dass es mir ausgezeichnet geht. Ich bin schmerzfrei und, was ihn freuen sollte, auf dem Wege der Heilung. Allerdings bitte ich Sie, dem bis in den frühen Abend operierenden Kollegen nicht zu verhehlen, dass dieser Fortschritt nichts mit *seinen* ärztlichen Bemühungen um mich zu tun hat.«

»Sondern ?«

»Es handelt sich ausschließlich um das Ergebnis meiner Selbstbehandlung.«

»Selbstbehandlung? Wie sollten Sie sich in ihrer Lage selbst behandeln können? Sie sind unfähig, nur einen Schritt zu tun, Ihnen stehen keine Medikamente zur Verfügung. Oder haben Sie sich vielleicht einen heimlichen Vorrat an Opiaten zugelegt? Es ist ja bekannt, wie erfinderisch Süchtige in der Beschaffung von Drogen sein können.«

Der Arzt richtete sich ein wenig auf. Es war schwer zu entscheiden, ob seine Entrüstung echt oder gespielt war:

»Aber mein Freund, jetzt beginnen Sie mich wirklich zu enttäuschen. Ein wie primitives Lösungsmodell trauen Sie mir zu? Natürlich sind Süchtige, wie Sie sagen, *erfinderisch*. Aber der Ausdruck trifft die Sache nicht ganz, sagen wir lieber intuitiv, schöpferisch, kreativ. Wissen Sie, wie viele Genies und große Geister Süchtige waren?

Ich rufe Geister aus der wüsten Tiefe.

Ei ja, das kann ich auch, das kann ein jeder.

Doch kommen sie, wenn Ihr nach Ihnen ruft?

So lässt Shakespeare seinen König Heinrich IV. deklamieren. Es gab die Genies mit den kleinen, marionettenhaften Süchten: Johann Heinrich Füssli, der abends rohes Fleisch verzehrte, um fantastische Träume zu haben, die er auf Leinwände pinseln konnte. Schiller dichtete bekanntlich am besten beim Geruch von faulenden Äpfeln, der erste notorische Schnüffler, wenn Sie so wollen. Goethe trank in späteren Jahren zwei

Liter Rotwein am Tag, manchmal sogar mehr. Aber dann die großen, die richtigen Süchte! Keats war Opiumesser. Haben Sie de Quinceys *Confessions of an English Opium-Eater*, London 1821, gelesen? Natürlich nicht. Rimbaud und Théophile Gautier gründeten den ›Club der Haschischbrüder‹. Jeder weiß, dass Baudelaire die Wurzeln seiner lyrischen Blüten mit Haschisch trankte. *Lieber eine künstliche Harmonie als gar keine!*, bekannte Jean Cocteau. Joseph Roth starb an den Folgen seines Alkoholkonsums im Armenhaus. Was wäre aus Aldous Huxley ohne Meskalin geworden? Die Reihe ließe sich beliebig fortsetzen, ich will Sie damit nicht langweilen. Das nur am Rande. Ich befinde mich in exzellenter Gesellschaft.«

»Sie sprachen von *Ihrer* Methode der Selbstbehandlung. Aber statt mir Details zu nennen, versuchen Sie nur mich davon zu überzeugen, welch elitärem Club Sie angehören.«

Zu meiner Überraschung ging der Arzt auf meinen Vorwurf nicht ein. Eine Stille, grün und durchsichtig, füllte den Raum wie Seewasser bis zur Decke. Reglos saßen wir am Boden des Riesenaquariums und sogen die Stille durch unsere Kiemen. Die Zeit schien zum Stillstand gekommen. Ein Medium, friedvoll und lauernd zugleich, hielt uns umschlossen. Stille und Zeitzerfall lösten meine aufkeimenden Zweifel auf. Fortsetzung oder Beendigung des aufzehrenden Dialogs – ich fürchtete und wünschte beides zugleich. Die Stimme des gefesselten Ikarus enthob mich der Entscheidung:

»Sie haben recht, über meine Methode der Selbstheilung habe ich Ihnen noch nichts erzählt. Dabei war alles ganz einfach, genial einfach. Überzeugen Sie sich selbst, mein Freund!«

»Überzeugen, wovon und wie?«

Der Arzt deutete in Richtung seiner Beine: »Schlagen Sie die Bettdecke zurück und sehen Sie hin! Schulen Sie ihren ärztlichen Blick durch die aussterbende Methode der direkten Betrachtung und Untersuchung des Menschen. Später wird er ihnen nur noch in Form von Röntgenstrahlen, Ultraschallwellen oder Szintigrammen begegnen. Was sehen Sie, also los!?!«

Zögernd schlug ich die Decke zurück. Was ich sah, waren zwei gebräunte Beine, eingegipst bis zur Oberschenkelmitte mit je einer Aussparung für die Zehen.

»Ihre Beine in Gips«, konstatierte ich vorsichtig. »Ist das alles? Ist Ihre Untersuchung bereits beendet? Warum fassen Sie nicht eines der Beine

an? Keine Angst, Morphinabhängigkeit ist nicht ansteckend wie eine Schmierinfektion.«

»Und was soll ich mit dem Bein machen?«

»Heben Sie es hoch, das rechte Bein zum Beispiel.«

Ich schob im Zeitlupentempo, als könne sich jeden Moment etwas Unerwartetes ereignen, meine Hand unter das rechte Bein.

»Und jetzt?«

»Wie gesagt, heben Sie es hoch! Ja, etwa zwanzig Zentimeter.«

»Und dann?«

»Jetzt lassen Sie es einfach los!«

»Aber das wird fürchterlich wehtun. Sie haben frische Trümmerbrüche beider Unterschenkel!«

»Ihre Fürsorge rührt mich, Ihre Nachdenklichkeit ist bemerkenswert. Die meisten Medizinstudenten würden auf Befehl das Bein fallen lassen wie einen Stein. Kein Wunder, der erste Mensch mit dem Sie es im Studium zu tun bekommen, ist eine Leiche. Stellen Sie sich vor, junge Offiziersanwärter würden auf der Militärakademie als Erstes lernen, wie man eine Kapitulationsurkunde abfasst. Also lassen Sie das Bein los, ich garantiere Ihnen, es wird nicht wehtun!«

»Auf Ihr Risiko, wenn's ein Trick ist, ist es ihre Schuld!«

Ich wandte den Kopf halb zur Seite, schloss die Augen und ließ das Bein los. Es platschte in einem Sekundenbruchteil auf das Bettlaken zurück. Es stürzte regelrecht ab, kein Bein in Gips, so schien es, ein Bein aus Marmor.

»Bravo! Sie sind wirklich risikobereit. Haben Sie irgendeine Schmerzáußerung bei mir erkennen können? Ein Zucken? Ein unterdrücktes Stöhnen? Geben Sie es zu: Nichts! Aber ist Ihnen nicht noch etwas aufgefallen? Etwas, was Sie stutzig machen müsste?«

»Ich weiß nicht genau ...«

»*Sank* das Bein zurück auf das Bett oder *fiel* es, wie leblos, wie aus Blei?«

»Es schien mir schwer, und irgendwie fiel es, statt zu sinken, wie ...«

»Sie sind auf der Spur: ... wie tot, nicht wahr?«

»Ja, so schien es mir.«

»Gut beobachtet, mein Freund, es fiel nicht nur wie leblos zurück, sondern es *ist* leblos. Das linke Bein im Übrigen auch. Bis zur Oberschenkelmittle, tot. Als wären es gar nicht mehr meine Beine. Sie haben sich bereits zum größten Teil verabschiedet. Ein Mensch beginnt seinen

Körper, Glied um Glied in eine neue Freiheit zu entlassen. Sie sind der Kronzeuge!»

»Also, doch ein Trick!«, trumpfte ich auf. »So viel habe ich auch schon im Traumatologie-Kurs gelernt, dass eine Trümmerfraktur des Unterschenkels zu *keiner* Lähmung führt.«

»Richtig, tut sie auch nicht. Also muss etwas anderes vorliegen. Aber was ist das, der Trick, von dem Sie reden, weil Ihnen keine plausible Erklärung einfällt? Ich will Ihnen weiterhelfen. Nehmen Sie die Sicherheitsnadel vom Verbandstischchen und stechen Sie in meinen Oberschenkel oberhalb des Gipsverbandes! Haben Sie keine Angst! Es sind tote Beine, Beine, die ich bereits mit meinem Segen *urbi et orbi* verabschiedet habe. Sie können die Sicherheitsnadel bis zum Anschlag hineinstecken und werden keine Reaktion auslösen!«

»Ich möchte eigentlich nicht ...«

»Sie haben ideale Voraussetzungen zum Arzt und zum Wissenschaftler, lieber junger Kollege. Alles, was Ihre Theorien widerlegen könnte, ernennen Sie zum Trick oder machen einen Bogen drum herum. Es gab Zeitgenossen Galileis, die sich schlichtweg weigerten, durch ein Fernrohr zu blicken, nur um ihr geozentrisches Weltbild zu retten. Ich nehme Ihnen das Experiment ab. Würden Sie mir die Sicherheitsnadel herüberreichen?«

Widerstrebend reichte ich ihm die Nadel.

»Sehen Sie her!«, befahl der Arzt. Dann senkte er die Sicherheitsnadel langsam in seine Oberschenkelmuskulatur. »Die Nadel steckt bis zum Anschlag im Fleisch, zeige ich irgendeine Reaktion?«

»Vielleicht nehmen Sie sich einfach zusammen!«, wandte ich zögernd ein.

»Mon dieu!«, rief der Arzt heftig. »So *glauben* Sie doch endlich, was Sie sehen! Glauben, was man sieht, und sehen, was man glaubt. Das ist die ganze Wissenschaft. William Harvey, Entdecker des menschlichen Kreislaufs, ein begnadeter Beobachter, aber er war noch verhaftet in der aristotelischen Vorstellung, das Herz sei der Herd des Körpers, in dem das kalte, von den Gliedmaßen kommende Blut wieder aufgewärmt wird. Wissen Sie, was Harvey, wenn er nur lange genug auf ein Herzpräparat geschaut hatte, schließlich *sah*? Er sah aus dem Herzen kleine Flämmchen züngeln! Er hat es sogar in seiner *Exercitatio anatomica de motu cordis et sanguinis in animalibus* beschrieben. Fast zärtlich nannte er die kleinen Flammen *scintillulae ignis*! In Teufels Namen, sehen Sie doch

endlich, was Sie sehen! Diese Beine sind tot, fast bis zur Leiste! Sie sehen es, also finden Sie sich damit ab. Was jetzt als nächster Schritt kommen sollte, um Ihr gnadenloses Ursache-Wirkung-Denken zu befriedigen, ist doch die Frage, wieso?»

»Ja, wieso? Schwer zu sagen. Sie erwarten von mir ein Wissen, das ich bei meinem Ausbildungsstand noch nicht haben kann. Vielleicht ist es seelisch? Gibt es nicht so etwas wie *hysterische* Lähmungen?»

Mit einem Anflug von Resignation griff der Arzt zur nächsten Zigarette.

»Ich habe es geahnt. Wenn keine Erklärung zur Hand ist, die Ihrem Gehirn die Befriedigung der unwiderlegbaren Kausalität verschafft, wird vom ratlosen Zauberer namens Verstand – wie das Kaninchen aus dem Hut – die Seele aus der Argumentenkiste geholt. Das macht sich gut, das zeugt von Offenheit für andere Denkschulen. Eine miese Geste von Pseudotoleranz, wenn Sie meine Meinung wissen wollen. Gleich werden Sie mir erklären, wie es wirklich funktioniert, das Leib-Seele-Problem, das nie ein wirkliches Problem war, zumindest für richtige Ärzte. Jeder Hopi-Schamane ist ein lebender Zeuge dieses Ur-Wissens. Aber Sie werden jetzt ihr Maschinendenken ankurbeln und erklären, Seele und Leib, das sind ja nur *zwei* Zifferblätter *ein* und derselben Turmuhr, einer Turmuhr, deren Uhrwerk eine Art Blackbox ist, in der, je nach Denkrichtung, Gott wie eine Laus sitzt und die Räder kitzelt, oder kein Gott, sondern irgendetwas, das bei dem Urknallschlamassel entstanden ist, sagen wir mal 20-10 Sekunden nachdem alles losging. Fehldiagnose, junger Freund, es ist *keine* hysterische Lähmung. Es ist eine wunderbar *organisch* bedingte Lähmung, die Sie da sehen. Jeder Neurologe würde es Ihnen mit seinen elektrophysiologischen Messungen unwiderleglich nachweisen können. Das, was Sie hier erleben, besser gesagt, was Sie sich noch sträuben als *real* anzunehmen, diese Lähmung, eine *aufsteigende* Lähmung – denn gestern reichte sie nur bis zu den Knien – ist ein exakt definiertes Krankheitsbild, das Sie in jedem Neurologie-Lehrbuch ausführlich beschrieben finden, obwohl es nicht allzu oft beobachtet wird. Ich verrate Ihnen auch den genauen Terminus technicus: Sie sehen das klassische Bild einer sogenannten Landry-Paralyse.«

»*Aufsteigende* Lähmung?»

»Exakt. *Aufsteigend*.«

»*Aufsteigend* ... wie weit?«, fragte ich argwöhnisch.

»So weit, wie es geht. Es ist eine sehr gründliche Lähmung. Gestern bis zu den Knien, heute bis zu den Oberschenkeln, morgen bis zur Brust,

und übermorgen, also geschätzt etwa am Montag, bis zum Hals. Im Totenbuch des Islam ist der Vorgang wunderbar beschrieben. Wenn der Todesengel den *Ruh*, das ist die Seele, den Geist wegnimmt, geschieht dies als langsamer Prozess. Immer wieder macht er halt, an der Brust, den Knien, den Ohren, den Händen. Er beachtet die *Antwort der Glieder*, wie es heißt. Man kann als Arzt unendlich viel aus den Totenbüchern lernen, den Totenbüchern der Tibeter, der Ägypter. Warum gehören sie nicht zum Inhalt des Studiums? Da steht alles geschrieben, alles, was wirklich zählt. Aber Ärzte wollen nur die Bücher des Lebens lesen. Das macht weniger Angst, aber auch weniger Sinn. Was sie nicht wissen, ist, dass die Totenbücher die wahren Bücher des Lebens sind.«

Er lehnte sich zurück und tastete nach der Zigarettenschachtel auf dem Nachttischchen. Dann aber schob er sie beiseite und zog eine Schale mit frischen Erdbeeren, die seit heute dort stand – wer hatte sie ihm gebracht? – so weit zu sich heran, dass er sie mit beiden Händen halten konnte. Es kam mir maniert vor, wie er dann mit geschlossenen Augen die Schale in einer sakralen Geste langsam bis vor sein Gesicht hob und den Duft der Erdbeeren mit einem nahezu endlosen Atemzug durch die Nase in seinen Körper aufzog. Dann öffnete er die Augen und begann schallend zu lachen, als er sah, wie ich das Zeremoniell skeptisch verfolgte.

»Was so theatralisch aussieht, mein lieber Kollege in spe, ist nichts als eine kleine Vorübung. Ein paar lächerliche mentale Liegestütze. Aber da ich mich bald *nur noch mit ein paar Düften* werde durchschlagen müssen, muss ich langsam beginnen, meine olfaktorischen Fähigkeiten in Schwung zu bringen.«

Ich verstand nichts und starrte ihn verstört an.

»Sich ausschließlich von Düften zu ernähren, will gekonnt sein. In diese Lage gerät man in jedem Leben nur einmal, besser gesagt, *nach* jedem Leben, als *Duftesser* im Zwischenzustand.«

Auch jetzt begriff ich nichts und hielt seine Andeutungen über dufteessende Wesen im Zwischenzustand für einen seiner zahlreichen Spleens. Wie sollte ich auch damals ahnen, dass ich Jahre später Judith, meiner Frau, fast bis an die Schwelle des *klaren Lichtes* folgen würde, ehe sie dann in jenes Zwischenreich hinüberglitt, von dem sie mir so viel erzählt hatte und in dem Düfte ihre Nahrung sein würden?

»Lassen wir das«, unterbrach Ikarus seine Ausführungen abrupt. Im Augenblick schien er es leid zu sein, ständig gegen mein Unwissen

ankämpfen zu müssen. »Kehren wir zurück in diese Welt, in der wir nicht allein von Düften leben können. Kehren wir zurück zu meiner *aufsteigenden* Lähmung. Gründlich wie sie ist, mein lieber Kollege, wird sie in Kürze komplett sein, ich schätze spätestens am Montag.«

»Komplett, was heißt das?«

»Ich wundere mich über Ihre Frage. Nach allem, was man Ihnen in Anatomie und Physiologie beigebracht hat, müssten Sie sie selbst beantworten können. Im Grunde kennen Sie die Antwort. Sie scheuen sich nur, sie auszusprechen. Das ist verständlich. Ihnen fehlt noch die Übung als Hiobsbote. Aber wenn Sie das Prozedere tausendmal hinter sich gebracht haben, wird es nicht anders sein, als wenn Sie einen Reißverschluss zuziehen. Zu jeder Zunge der einen Seite gehört automatisch eine Zunge der anderen Seite. Die heißt zum Beispiel Tod. Metastasierendes malignes Melanom / Tod. Akute Leukämie / Tod. Landry-Paralyse / Tod. So einfach geht das. Mit dieser Reißverschlusszieherei werden Sie später einen hübschen Teil Ihres Geldes verdienen.«

»Aber es muss doch einen Ausweg geben, Therapiemöglichkeiten. Landry-Paralyse / Tod, das kann doch nicht einfach das letzte Wort sein?«

Ich ärgerte mich, dass ich meine Erregung so schlecht verbergen konnte, während der Arzt rauchte und seelenruhig wie über einen Tierversuch dozierte.

»Ich habe den stillen Verdacht, mein lieber angehender Kollege, in Ihren Widerwillen gegen mich beginnt sich so etwas wie eine Spur von Mitgefühl zu mischen. Lassen Sie es auf keinen Fall zu! Eine katastrophale Mischung für einen Arzt. Große Chirurgen haben dafür die Phrase geprägt: *Unter Tränen kann man nicht operieren!* Verwischen Sie sich also nicht ihr Blickfeld. Aber um Ihre Frage zu beantworten: Landry-Paralyse / Tod trifft nicht unabwendbar zu. Im Stadium der Atemlähmung, wenn die Paralyse alle Muskeln, die der Mensch braucht, um die Luft in die Lungen zu saugen und sie wieder auszublasen, wenn sie alle Muskeln schachmatt gesetzt hat, muss der Patient sterben. Für meinen Fall haben wir per Hochrechnung den Montag für dieses Ereignis festgelegt. Aber man kann den Verlauf – zumindest für eine gewisse Zeit – aufhalten. Man schließt den Patienten an eine Beatmungsmaschine an, ein technischer Trick, um den Tod über den Tisch zu ziehen.«

»Aber dann gibt es ja auch für Sie eine Chance!?!«

Der Arzt wirkte resigniert. Er blies exakt geformte Rauchringe zur Decke und verfiel wieder in seinen dozierenden Ton:

»Sie begreifen wirklich nichts. Die Landry-Paralyse ist meine einzige Chance! Es hat meiner äußersten therapeutischen Bemühungen bedurft, sie zu bekommen. Es wäre doch pervers, wenn ich zuließe, dass man mich für Tage oder Wochen, manchmal sind es Monate, ja sogar Jahre, in den Sarg einer eisernen Lunge steckte! Wieso sollte ich meine eigene Rettung verhindern? Die Landry-Paralyse, sie ist das Ergebnis *meiner* Selbstbehandlung! Sie ist die Krönung aller Therapien, die ich je in meinem Leben unternommen habe, ein therapeutisches Meisterwerk, wovon Sie sich selbst überzeugen können. Sie ist mein genialer Rundumschlag. Sie enthebt mich aller Schwierigkeiten: keine Entzugserscheinungen, keine Schmerzmittel, keine Beschaffungssorgen, keine Kollegen, die sich sechzehntelherzig meiner annehmen, keine psychosozial trainierten, empathischen, einführenden Menschenaffen mit pastoralem Gelabere, die sich um meine Wiedereingliederung bemühen, keine Fachliteratur – ich habe sie bis heute sorgfältigst weitergelesen – keine ruhende und keine ruhelose Approbation, vor allem keine ehemaligen und keine zukünftigen Patienten.«

Er stockte für einen Augenblick und drückte die Zigarette aus. Zum ersten Mal sah er mich nicht wie ein verirrtes Schaf an.

»Die Patienten«, fuhr er fort, »um offen zu sein – sie sind das Einzige, was mir noch etwas Gedanken bereitet. Ich meine nicht die paar Fehldiagnosen, die jeder anständige Arzt ab und zu stellen muss, einfach um sich hin und wieder selbst zu erden. Ich meine auch nicht die sogenannten ›tragischen‹ Fälle. Melanie zum Beispiel, sechsundzwanzig, vier kleine Kinder und ein fortgeschrittenes malignes Melanom – zum Schluss mehr Melanom als Melanie – und alle die anderen. Sie sind abgeschlossen, so oder so, Geschichten aus der schlechten alten Zeit, tragisch, rührselig, spannend, lehrreich, oft alles durcheinander. Niemand, der sie ernsthaft noch einmal hören will. Aber die anderen, die vielen anderen! Sie müssen wissen, ich war praktischer Arzt, *Hausarzt* – ein verlogener Name im Übrigen, wie *Hausmacher-Leberwurst* oder *Hausmusik*. Kurzum, Hausarzt, das bedeutet, dass drei Viertel meiner Patienten *nichts* hatte, buchstäblich *nichts*. Jedenfalls nichts, was nur annähernd zutreffend in irgendeinem Lehrbuch geschildert wird. Sie hatten nichts und jedem fehlte etwas Unsagbares. Und ich wusste, wie sehr sie an diesem Nichts litten, kein Krebs kann schrecklicher sein. Wer Krebs hat, wird bemitleidet oder wenigstens belogen, jedenfalls wird mit ihm irgendetwas Imposantes gemacht. Meistens alles nacheinander, Operationen, Chemotherapien,

Bestrahlung, pharmakologische Sandkastenspiele. Immer geschieht etwas, es geht weiter, mal fallen die Haare aus, dann brennt der Harn wie Feuerwasser, mal siedeln sich Bakterien in den Lungen an, mal drohen die weißen Blutkörperchen sich heimlich aus dem Staub zu machen. Ständig agieren Helfer, Operateure, Tumorspezialisten, Strahlenkünstler, Krebspsychologen, übermotivierte Krankenschwestern, die Kierkegaard gelesen haben, manchmal sogar ein Klinikseelsorger. Der betritt das Krankenzimmer bescheiden wie ein Bettelmönch und sagt: »Ich weiß, ich komme mit leeren Händen zu Ihnen, denn *Sie* sind der eigentlich Gebende. Ich danke Ihnen dafür und versichere Ihnen, dass, wenn irgendetwas an Ihren Leiden schuld sein sollte, die Kernenergie, ihr Zigarettenkonsum, das Kadmium in den Zuckerrüben, ihre Chromosomen oder der Erdmagnetismus, einer mit letzter Gewissheit keine Schuld trägt: *Gott*. Ich weiß auch«, fährt der Seelsorger fort, »dass Sie sich die Frage stellen, *warum gerade ich*, warum hat ER es gerade auf mich abgesehen?« Die Antwort lautet ganz einfach: Gott ist für diese Frage der falsche Adressat, denn bei Lichte betrachtet ist es keine religiöse Frage.«

Ich kauerte hilflos auf meinem Stuhl. Ich hatte das Gefühl, nichts zu begreifen und dennoch eine überwältigende Lektion erteilt zu bekommen.

»Sehen Sie, nichts von alledem kommt den zahllosen Patienten zugute, die nichts haben und denen das Unsagbare fehlt. Niemand glaubt ihnen, niemand hat einen Grund, sie zu belügen. Zwar laufen sie ein paar Jahre unter attraktiven Fehldiagnosen durch alle möglichen Institutionen, Maschinerien und Heilerhände. Aber das hört eines Tages alles wieder auf, weil es nicht mehr geholfen hat als ein Umschlag mit essigsaurer Tonerde in den Kindertagen. Da stehen sie am Ende fantastischer medizinischer Odysseen und leiden weiter, wie die Hunde, sage ich Ihnen. Ihre Symptome wirken vergleichsweise dürftig, ja sogar lächerlich: Herzrasen mitten in der Nacht, aber der Puls ist regelmäßig wie bei einem Athleten, apokalyptische Panik während *La Traviata*, Erstickungsanfälle, Krämpfe, Jucken an den perfidesten Körperstellen, im Fahrstuhl überfallen sie Horrorvisionen, im Mund haben sie fünfzehn Jahre lang einen gallebitteren Geschmack – meistens Frauen in mittlerem Lebensalter, so meine Erfahrung – Fäuste wühlen in ihren Eingeweiden, mancher schießt sich ohne Vorwarnung in den peinlichsten Situationen in die Hosen, ein anderer ringt sein Leben lang um die Gnade eines regelmäßigen Stuhlgangs.«

Ikarus wartete kurz die Wirkung seiner Worte ab. Dann beugte er sich vor und überschüttete mich mit einer neuen Suada:

»Ich sage Ihnen, mein Freund, was immer Sie als Arzt versuchen, Tranquilizer, Akupunktur, Qigong, Eigenblutinjektionen, Ionensalben, Wallfahrten nach Lourdes – etwa 65.000 Kranke pilgern jedes Jahr dorthin und seit zwei Jahrzehnten begutachtet ein 18-köpfiges katholisches Ärzteteam jede unerklärliche Heilung, es hat insgesamt lächerliche 64 als ›Wunderheilungen‹ eingestuft –, aber um nicht abzuschweifen, was immer Sie mit dieser Legion armer Teufel unternehmen, nichts wird auf Dauer helfen. Das zermürbt Sie, das macht Sie mit den Jahren vollkommen fertig. Wenn Sie in den Spiegel sehen, glotzt ein gelehriger Hanswurst zurück. Was tun Sie? Sie strengen sich noch mehr an. Sie besuchen Kurse über autogenes Training, manuelle Medizin, die Wunderwelt der Alpenheilkräuter oder Lymphdrainage. Sie versuchen, sich an Wochenenden in die Kunst des einfachen Lebens einweisen zu lassen, in Klöstern mit unbeschreiblichen Preziosen an den Wänden, bis zur Lächerlichkeit der Argumentationslist jesuitischer, wie von Velasquez gemalter Köpfe ausgeliefert – sie sind im Übrigen die ergiebigste Pfründe ihres Ordens. Allmählich zeigt Ihr Versagen auf der ganzen Linie Wirkung: Sie beginnen nachts hochzufahren mit dem gleichen Herzjagen, das Ihnen täglich mindestens drei Ihrer Patienten stereotyp, wie eine klonierte Leidensgeschichte schildern. Quälender Juckreiz befällt Sie, Sie stellen an sich selbst die Lehrbuchsymptome von Magengeschwüren fest, aber geduldige Kollegen füllen Ihren Magen mit Bariumbrei, schießen Dutzende Röntgenbilder und versichern Ihnen zuletzt, er sei *jungfräulich* intakt. Eine glockenhelle Schlaflosigkeit stellt sich ein, am Tage gefolgt von einer narkotischen Müdigkeit. Sie können nicht anders und beginnen Schlafmittel zu nehmen, eine halbe Tablette zuerst, schließlich drei, aber es gelingt Ihnen nur, Fragmente des früheren Schlafs zu ergattern, durchmischt mit Höllenfahrten, gegen die Dantes *Divina Commedia* eine Rentnerkaffeefahrt ist. Heldenhaft wie Sie sind, treten Sie die Flucht nach vorne an und versuchen, alle Medikamente abzusetzen. Als Resultat stellt sich eine Schlaflosigkeit ein, deren lumineszierende Wachheit jeder Hochdosis Amphetamin zur Ehre gereichte. Also machen Sie weiter und legen zu, bis Sie an dem Punkt angekommen sind, an dem ich nach zehn Jahren meine Praxis aufgab: Ich nahm Morphin, das war meine Lösung, und *ich liebte meine Patienten*, das war mein Untergang. Ich verließ den Ring nach zwölf mal zwölf Runden gegen alle denkbaren Gegner, die

ein Arzt haben kann. Aber was mich zu Boden brachte, war der *Uppercut*, mit dem ich nicht einmal in meinen paranoidesten Angstträumen gerechnet hatte: die Liebe zu meinen Patienten.«

Liebe, endlich ein Wort, an das ich mich klammern konnte, das Seilende, um mich aus der Schlangengrube hochzuwinden.

»Aber das ist es doch gerade, warum man Arzt werden möchte! Ob man es Liebe nennt, steht auf einem anderen Blatt. Diese nie endende Schar von hilflosen, kranken, bedauernswerten Menschen. Sie warten doch einfach auf nichts anderes, als dass da einer kommt und sie in die Arme nimmt und sagt: ›Kommt her, die Ihr mühselig und beladen seid ...‹ und so weiter. Großartig! Doc im Wunderland der Liebe. Kommt her: Iatro-Disney hat die Tore weit geöffnet. Kommt her, Ihr Mühseligen, freier Eintritt! Die Zuckerwatte des Mitleids und das Popkorn der Barmherzigkeit sind schon zubereitet, greift zu! Ein bisschen Geisterbahn durch das Tunnelsystem der Lebenslüge müsst Ihr natürlich schon fahren, ein wenig mit dem Überschalljäger in Eure perversen Phantasmagorien abheben und auch ein gewisses Gruseln während der U-Bootfahrt durch das kollektive Unterbewusste erdulden. Aber wenn Ihr Iatro-Disney verlässt, seid Ihr erlöst, *Ihr seid geliebt*, Amen. Sela. Psalmenende! Voilà, das war auch mein Kindertraum, der Traum vom Guten Arzt und seinen verlorenen Schafen. Ein Albtraum, wie sich nach bestialischen Geburtswehen herausstellte. Und es ist, so fürchte ich, auch Ihr Traum, mein Freund, ja Sie sagen es selbst, und wenn Sie mich ansehen, befällt Sie eine erste Vorahnung Ihrer weiteren Karriere.«

Enttäuscht und wütend fuhr ich, nachdem mir das rettende Seilende wie Schmierseife aus den Händen geglitten war, den Arzt an:

»Immer versuchen Sie, mich dorthin zu zerren, wo *Sie* sind, in Ihre kranke Welt, Ihr erbärmliches Loser-Dasein!«

»Und wieder begreifen Sie nicht. Es geht um nichts als die Perspektiven *Ihrer* Sucht. Sie stehen noch am Anfang, Sie können sich zwar nicht die Sucht, aber noch die Droge aussuchen. Ich betreibe nichts als Aufklärungsarbeit! Während mein Körper sich von den Füßen an wie ein Schwamm mit Tod voll saugt – Sie erinnern sich, für Montag haben wir den Sättigungspunkt berechnet –, opfere ich das Wechselgeld meiner restlichen Zeit, um Ihnen eine Lektion im Umgang mit Süchten zu erteilen. Warum? Nun, Sie werden lange suchen müssen, bis Sie einen kompetenteren Lehrer gefunden haben. Offen gesagt, ich bezweifle, dass es überhaupt einen gibt, der so weit gekommen ist wie

ich. Sie sind, ob Sie es wollen oder nicht, mein Schüler geworden, nicht gerade mein Lieblingsadept, aber mein letzter Jünger. Sie erleben mich auf dem Kulminationspunkt meiner Erleuchtung.«

Ich erhob mich, eine Prozedur, die mich meine äußersten Kräfte kostete. Ich war gerädert, erschöpft, leer. Weinend in den Schlaf zu fallen, das war jetzt mein einziger Wunsch. Unter unendlichen Mühen raffte ich mich zu einem letzten Widerstand auf:

»Ich fürchte, was sich hier wirklich abspielt, ist, dass ich das Opfer hirnrrissiger Ideen über Sucht und das wahre Wesen des Arztiums sein soll. Nehmen Sie es mir nicht übel, ich werde jetzt gehen. Ich muss noch den Chefarzt über Ihren Zustand informieren.«

»Ich halte Sie nicht zurück, mein Freund. Informieren Sie meinen verehrten Kollegen Chefarzt über alles, was er wissen möchte. Auch darüber, dass ihm, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen diagnostischen Unfehlbarkeit, bei mir allerdings ein Irrtum unterlaufen ist, besser gesagt eine Unaufmerksamkeit. Klein, aber tödlich. Denn nicht die Trümmerfrakturen meiner Beine und nicht die jahrelange Morphinsucht werden mich zur Strecke bringen, sondern eine lupenreine, selbstinszenierte Landry-Paralyse. Und informieren Sie ihn weiter darüber, dass ich ihm dieses kleine Versehen in keiner Weise nachtrage. Die Gründe kann er in meiner Enzyklika nachlesen, sie hängt in meinem Kopf aus, ist jedem Christen- und allen Heidenmenschen zugänglich und trägt den Namen SPLENDOR ERRORIS.«

6 Der Geruch der Lindenbäume begann sich trotz der Klimaanlage mit tastenden Fingern immer intensiver im Krankenzimmer zu verbreiten, eine gewaltlose Eroberung des ausklingenden Sommertages, ein Narkotikum, das sanft den Willen löschte. Eine große Gleichgültigkeit breitete sich aus. Ich sank auf den Stuhl zurück und hörte ohne Gegenwehr zu.

»Bevor Sie mich verlassen, lieber angehender Kollege, erlauben Sie mir abschließend eine, allerdings persönliche, Frage. Sie ist harmlos und schnell beantwortet. Jeder Mensch hatte in seiner Kindheit einen Angsttraum, dessen Eigenheit es war, in unberechenbaren Abständen wiederzukehren und vollständig gleichartig abzulaufen, ein grässliches Filmband, von einem Nachtmahr in den Riesenmonitor des Schlafes eingespielt. Wie sah der Ihre aus?«

»Ich weiß nicht ...«, entgegnete ich hilflos. »Ich glaube, so was gab es in meiner Kindheit nicht.«

»Aber sicher, strengen Sie sich nur an! Zu wem rannten Sie nachts schreiend, wenn die Hexen wiederkamen oder die Todesspinnen oder wenn Sie auf einem amazonasbreiten Strom mit dahinschnellender Oberfläche immer rascher zur Kante des Wasserfalls getrieben wurden?«

»Ich schrie nie nachts und ich rannte nie zu jemandem – so weit ich mich erinnere«, wehrte ich mich.

»Aber jedes Kind tut das. Es rennt zum Bett der Eltern, es wühlt sich in die Arme der Mutter, schluchzt, schläft erschöpft ein, jedes Kind – sofern es Eltern hat. Sie haben oder zumindest hatten doch Eltern? «

»Natürlich, sie leben beide noch, aber was soll diese Frage?«

»Ich danke Ihnen«, sagte der Arzt. Er schien mit der Antwort völlig zufrieden zu sein.

»Mehr wollte ich nicht wissen. Genau so war es bei mir. Jahrelang habe ich geleugnet, als Kind jemals einen Angsttraum gehabt zu haben. Im dritten Jahr meiner Psychoanalyse – meine Analytikerin war hoch in den Siebzigern und nahezu taub – war ich dann so weit. Jahrelang hatte ich auf die Gnade ihrer Taubheit gehofft, aber eines Tages holte sie die Filmspule meines Albtraums aus der Versenkung und spielte sie mir mit perfider Präzision vor. Immer die gleiche Sequenz, eine Hexe mit schauerlicher Hieronymus-Bosch-Fratze, mit schnarrender Käuzchenstimme, sie konnte fliegen ohne Flügel, landete stets auf dem Dachfirst über meinem Kinderzimmer, trommelte mit Vogelkrallen gegen die Scheiben, es war tödlich gewiss, im nächsten Augenblick würde sie es schaffen ...«

»Und dann rannten Sie schreiend zum Bett Ihrer Eltern?«

»Nein.«

»Nein?«

»Nein, ich blieb liegen, gottverlassen. Nein, noch viel entsetzlicher, elternlos, aufgebahrt in der Kathedrale äußerster Menschenferne.«

»Und was wollen Sie damit sagen?«

»Eigentlich müssten Sie es jetzt begriffen haben: *Das* war der Grund, weshalb ich Arzt wurde. Ich wollte in die Arme meiner Patienten. Ich wollte dort weinen können, hemmungslos schluchzen, *sie* sollten mich an ihr Herz pressen, *sie* sollten *mich* lieben! Was ich als Kind nicht bekommen hatte, sollten *sie* mir geben. Ein törichter Versuch. Natürlich. Aber sehen Sie sich um bei Ihren Kollegen: Von zehn sind acht gescheiterte Wünschelrutengänger der Liebe, der Rest ist ohnmächtig und versucht,

das Herrgott-Spiel zu inszenieren. Nach Liebe lechzen oder nach Macht gieren, das ist der wahre Grund. Am verheerendsten sind diejenigen, die beides zugleich versuchen. Zu welcher Gruppe rechnen Sie sich, mein junger angehender Kollege?»

»Zu keiner natürlich. Es ist, wie ich es Ihnen schon sagte. Ich möchte kranken Menschen helfen. Ganz einfach. Warum können Sie dieses Motiv nicht akzeptieren?»

»Eines Tages, wenn es irgendjemand geschafft hat, auch Ihren Kindheits-Horrorfilm über die innere Leinwand laufen zu lassen, wenn Sie das Salz der Vergeblichkeit im Mund spüren werden, nachdem man Sie zehn oder zwanzig Jahre lang Tag und Nacht am Widerhaken der Nächstenliebe hat zappeln lassen und sich immer noch kein Gerechter gefunden hat, um Ihnen zum Zeichen seiner Liebe den Kuss auf die Wange zu drücken, und sei es nur den Judaskuss, diesen subtilsten aller Liebesbeweise. Wenn das geschehen ist, werden Sie sich an diese Stunde erinnern. Aber freilich werden Sie dann bereits restlos einer Sucht verfallen sein, dem einzigen und letzten Versuch Ihrer Heilung.«

Ikarus erschien mir für einen Moment abgespannt. Aber schon zündete er sich die nächste Filterlose an und fuhr fort:

»Sehen Sie, die ganzen Suchtexperten machen es sich entsetzlich leicht. Für sie ist Sucht nichts weiter als krankhafter Drang nach Wunscherfüllung. Ergo: Wenn du den Süchtigen kurieren willst, musst du ihm seine Wunschkonvolute austreiben. Dass das zu 90 % nicht klappt, wissen Sie. Natürlich, ein paar schaffen es, *sauber* zu werden, man sollte besser sagen, man hat sie so weit gebracht, dass sie nach dem unsäglichen Sprachgebrauch der Welt würdig geworden sind, den Stempel *rein* aufgedrückt zu bekommen, kein Brandzeichen, sondern eher ein Eiszeichen auf ihrer Haut. Die wenigen meiner Patienten, die man so weit gebracht hatte, wiesen alle eine merkwürdige Gemeinsamkeit auf. Der guten, sauberen Welt der Suchtfreiheit wiedergeschenkt, verhielten sie sich, als lebten sie nach einem Drehbuch, verfasst von Drogenexperten und Suchtpsychologen. Sie liefen wie auf unsichtbaren Schienen durch die Welt, Homunkuli, gesteuert von einem unsichtbaren Alchimisten. Zug um Zug hatte man ihnen während der Monate der Entziehungsbehandlung das SCHÖNE-REINE-WELT-Fantasma in ihr Gehirn implantiert. Dann ließ man sie als »geheilt« in die Freiheit. In Wirklichkeit hatte man sie um die einzige Chance ihrer Heilung gebracht, nämlich um ihre Sucht.«

»Habe ich das richtig verstanden? Sucht als Heilung?»

»Natürlich. Was sonst? Sucht ist nicht läppisches Kindergrapschen nach Wunscherfüllung. Sucht ist vielmehr der grandioseste, manchmal der überhaupt einzig mögliche Versuch der Selbstheilung. Sucht als Versuch einer Lebenslösung. *Darum* ist der Süchtige mit solch unbegreiflicher Hartnäckigkeit süchtig. Die Sucht ist das Elixier seines Lebens. Ohne sie ist er verloren. Welchen vernünftigen Grund sollte er also haben, die einzige Chance seiner Rettung, die Sucht, aufzugeben? Verstehen Sie jetzt, wie blind die Therapieansätze der modernen Suchtbehandlung sind, warum die Erfolgsquoten so niedrig sein *müssen*? Und weiter, verstehen Sie jetzt vielleicht besser, warum etwa jeder zehnte Süchtige nach vielen aussichtslos erscheinenden Jahren – manchmal sind es zehn oder mehr – plötzlich seine Sucht aufgibt ohne jede ›Behandlung‹, ohne jede begleitende Psychotherapie, ohne irgendeinen der zahllosen Wanderprediger des Seelenheils? Weil er an einem Punkt seiner Existenz angelangt ist, wo er seine Sucht nicht mehr braucht. Sie hat ihren Zweck erfüllt. Er hat mit ihrer Kraft seine Lebenslösung gefunden. Er ist wirklich geheilt, er ist *heil*. Und nur er weiß, wem er das Wunder zu verdanken hat. Der unbierbaren Treue seiner dunklen Gefährtin, seiner Sucht.«

Wieder lastete Stille in dem Krankenzimmer. Wieder hatte er mich sprachlos gemacht. Ich hielt Ikarus für einen Irren, allerdings mit einer mystischen Überzeugungskraft. Noch nie hatte ich zuvor einen Menschen getroffen, dessen Überzeugungen in so extremem Widerspruch zu meinen Vorstellungen standen und der mich dabei so unentrinnbar in seinen Bann schlug.

»Vielleicht sind Sie jetzt so weit, mein Freund«, fuhr Ikarus fort, »ich sage bewusst *mein Freund*, denn Sie sind jetzt schon zwei für Sie schreckliche Tage lang mein Begleiter. Vielleicht wird Ihnen jetzt begreiflich, warum Sie an mir keinen Hauch von Entzugerscheinungen erleben, obwohl man mir als Highclass-Morphinisten nur ein paar Moleküle meiner Droge als christliches Almosen hat zukommen lassen, in der unausgesprochenen Hoffnung, sich an meinem Heulen und Zähneknirschen, an meinem Monster-Turkey weiden zu können? Ja, dann wären sie alle da gewesen. Dieser Hang des Menschen scheint unauslöschlich. Als Giordano Bruno 1600 auf dem *Campo de' Fiori* zu Rom verbrannt wurde, waren sechzig Kardinäle anwesend. Ich habe alle enttäuscht. Kein Zittern, kein Schreien, kein Sichwinden. Warum? Sie sollten es zumindest ahnen: Ich habe meine Sucht aufgegeben. Oder besser gesagt, sie hat mich verlassen, meine dunkle Geliebte. In ihrer göttlichen

Weisheit hat sie erkannt, dass ich ihrer nicht mehr bedarf. Als es mir gelungen war, meinen Körper für die aufsteigende Lähmung zu öffnen – sie ist im übrigen jetzt etwa eine Handbreit unterhalb meiner Lungen angekommen – bedurfte ich meiner Gefährtin nicht mehr. Ich weiß, es klingt ein wenig theatralisch, »dunkle Gefährtin«, aber es war wirklich großes Theater, was wir gemeinsam auf der kleinen Bühne meines Lebens gespielt haben. Der Applaus des Publikums beweist es.«

Der Duft der Lindenbäume hatte jetzt alles durchdrungen. Jede Entscheidung schien ohne Belang.

»Aber jetzt muss ich mich wirklich entschuldigen, mein Freund. Es ist spät am Nachmittag und mitten im Sommer, *die großen Tage*. Ich möchte Sie nicht mehr aufhalten. Morgen ist Sonntag. Erlauben Sie mir eine letzte Frage, die Sie natürlich nicht beantworten müssen: Was werden Sie mit diesem Sommersonntag anfangen?«

»Ich denke ... ich werde schwimmen gehen.«

»Und wo?«

»Es gibt da eine Art Geheimtipp. Den *Waldsee*, ganz versteckt. Mit dem Fahrrad ist man in einer Stunde dort. Merkwürdigerweise ist er kaum bekannt. Wenn man Glück hat, kann man ganz alleine schwimmen, vor allem früh am Morgen.«

»Sehr schön. Aber unter uns, der Geheimtipp ist uralte. Schon ich bin als Junge dort gewesen. Ganz wie Sie, meistens schon morgens kurz nach sechs. Am nördlichen Ufer ist eine kleine Waldlichtung. Kennen Sie sie?«

»Ich glaube schon.«

»Dann verrate ich Ihnen zum Schluss ein Geheimnis: Auf dieser Lichtung habe ich Gott geschaut.«

»Gott geschaut? Wie meinen Sie das? Hatten Sie eine Vision oder Ähnliches?«

»Wie man es nennt, ist gleichgültig. Schon in den Veden, glaube ich, steht geschrieben: *Gleich mit welchem Namen du mich rufen magst, immer bin ich es, der antworten wird*. Es war eine Woche nach dem Ende des großen Kriegs. Nach Jahren des apokalyptischen Dröhnens der Bomber, deren Brandminen Nacht für Nacht Frauen auf Kindergröße versengten und Kinder auf Katzengröße, nach dem Hyänengekreisch der Stalinorgeln, dem majestätischen Grollen der von den U-Booten samt Mann und Maus zum Grund geschickten Panzerkreuzer, nach alldem lag wie nach einem letzten Paukenschlag eine überirdische, nicht begreifliche Stille über der Welt. Eine symphonische Stille. Der Tod hatte sich zurückgelehnt, die

Hände im Schoß, von seinen Werken zu Tode erschöpft. Gott schwieg über der Welt. Niemand wollte ihn hören. Nach so vielen unerfüllten Gebeten gab es keinen, der noch den Wunsch verspürte, mit ihm zu reden. Der Maitag war lodernd blau und hatte fast die Schwere eines Julitages. Ich war siebzehn. Ich lag im Gras der Lichtung und dachte nach, was in meinem bisherigen kleinen Leben so einmalig gewesen war, dass ich mich *immer*, selbst wenn ich einmal ein tauber und törichter alter Mann geworden sein sollte, *immer* würde daran erinnern können. Ich suchte nach der *einen* unauslöschlichen Erinnerung. Ein Zipfel der Ewigkeit! Aber es wollte mir nichts einfallen. Doch im gleichen Augenblick wurde mir klar, eben dieser Moment an einem Tag im Mai war das für ewig nicht Vergessbare, der Augenblick, der nicht verloren gehen kann. Ich lag in der Lichtung auf dem Rücken im Gras und schaute nach oben. Die Bäume endeten wie in einer optischen Sturzflucht in einem kreisrunden, blauen Ausschnitt des Himmels. Es war das Blau an sich. Dann war mir so, als blickte ich nicht nach oben, sondern vielmehr nach unten, wie auf ein Wasser, einen See von der Farbe des Himmels. Seine Oberfläche war makellos glatt, das Licht, das sie widerspiegelte, nicht von dieser Welt. Und in diesem Licht – da schaute ich Gott.«

Ich stand auf. Ich wusste, jetzt musste ich gehen. An der Tür blieb ich stehen. Ich suchte nach irgendeiner Abschiedsfloskel wie *alles Gute dann* oder so ähnlich. Statt dessen hörte ich mich sagen: »Vielleicht ... werde ich mich morgen auch in die Lichtung legen.«

Ich hatte keine Erklärung, warum ich Ikarus, dem Abgestürzten, dem Flügellosen, dies alles gestand. Der schien schon eine neue Flugbahn anzupeilen, wandte sich mir aber dann noch einmal zu:

»Tun Sie es, mein Freund. Aber ich kann Ihnen keine Gottesschau in Aussicht stellen. Gott offenbart sich nicht mehr auf dem Blau von Maihimmeln oder der spiegelnden Fläche von Waldseen. Die Schrift an der Wand hat sich geändert. Darum das ganze Chaos zwischen den Menschen. Die Buchstaben des uralten Textes haben sich aus dem Staub gemacht. Wussten Sie im Übrigen, dass der Waldsee, so still und harmlos wie er daliegt, sehr tückisch ist? Vor allem am westlichen Ufer sollen sich ab und zu wie aus dem Nichts Strudel bilden. Ein paar Menschen sind dort schon ertrunken, gute Schwimmer, wie es heißt. Passen Sie also morgen auf, mein Freund. Es wäre mir peinlich, wenn Sie vor mir ankämen.«

Als ich am Montagmorgen in die Klinik kam, war sein Zimmer bereits wieder belegt. Mit einem Studienrat, der nach einem Grillfest unter

Gallenkoliken litt und sich bei mir weitschweifig über die *mangelhafte Funktionstüchtigkeit* der Klimaanlage beschwerte.

7 Niemand hat mich sicherer durch die Erstarrungen jenes ersten eisigen Wintersemesters gerettet als Diderot. Damals froren die Enten mit ihren gelben Füßen im Fluss fest. Ich nannte ihn bald *Didi*. Er hieß wirklich so, war Sohn eines provenzalischen Weinbauern. Er studierte nicht in Frankreich, sondern in Deutschland, weil er alle französischen Denker für *schizothym* hielt, bis zur Brüchigkeit ihrer Gehirne überfeinert, und in der *germanischen Barbarei der Eigentlichkeit*, wie er es nannte, ein Semester lang so etwas wie eine Klausur in Narkose durchleben wollte. Zunächst war er mir im Gedränge des Präpariersaaes nicht aufgefallen, obwohl er ein massiger Hüne war und sicher mehr als hundert Kilo wog, auch war er einige Jahre älter als die meisten von uns. Er trug die Haare schulterlang. Ich vermute, dass er sie in seinen gelegentlichen Anfällen von Rastlosigkeit mit hastigen Scherenschnitten selbst zurechtstutzte. Die Nase war knotig, seine Augen zu klein im massigen Gelände seines Gesichts, aber von wieselhafter Flinkheit, die dünnen Lippen eine Sperre, über deren Freigabe alleine er mit rigoroser Ichsucht verfügte. Nur beim ersten Hinsehen erschien er als tapsiger Unhold, immer mit einem kuttenartigen Stoffkonvolut behangen, das ihn von hinten zum debilen Trappistenmönch degradierte. Von dem Augenblick an aber, wo er zu sprechen begann – falls er sich entschloss, irgendeinem Günstling diese Gnade zu erweisen –, wurde er zu einem Feuerwerker brillanter gallischer Fantasmen. Aber nie gab er sich unkontrolliert seinen Selbstverzückungen hin. Er unterwarf periodisch seine Gedanken und Visionen einer gnadenlosen und logischen Prüfung von unbestechlicher Klarheit.

Wie er auf mich verfallen war, weiß ich bis heute nicht. Nach dem einen gemeinsamen Wintersemester verlor ich ihn für drei Jahrzehnte aus den Augen, um ihn dann an der Sorbonne als einen der führenden französischen Genetiker wiederzutreffen. In seinem Institut hatte er sich mit acht seiner hyperbegabten Adepten in einer Mischung aus mediterraner Gelassenheit und preußischer Perfektion dem Ziel verschrieben, *den herrenlosen Text des Lebens* zu entschlüsseln, vor allem aber zu korrigieren.

Er klingelte eines Abends bei mir, warf sich auf meine Couch, was diese für Sekunden in physikalische Grenzbereiche ihrer Belastbarkeit

versetzte, sagte, er heiße Diderot, wirklich Diderot, wie jener Denis mit seiner *Encyclopédie*. Sein Vorname sei allerdings Alphonse, und ich würde im Übrigen eines Tages verstehen, dass *kein* Name Zufall sei. So habe er wahrhaftig eine Augenärztin mit dem Namen *Aveugle*, also *Blind* – man stelle sich vor, *Madame Aveugle* – und einen Elektrizitätswerksdirektor kennen gelernt, der *Lumière* hieß. Zu verdanken habe er alles seinem Vater, dem Weinbauern.

»Er starb eines Nachts an seinem eigenen Wein. Aber nicht so, wie du jetzt vielleicht meinst, im Suff erstickt, nein, er zelebrierte einen für einen Winzer bemerkenswerten Abgang. *Charlotte*, rief er kurz nach Mitternacht meiner Mutter zu, *schauen Sie her!* Zugegebenermaßen keine sehr ausgefallenen letzten Worte, wenn ich an andere denke (*Wagner: Was für eine herrliche Relieftapete! Ist sie bezahlt?*), aber dann richtete er sich auf und spie schwallweise den köstlichsten Burgunder aufs Bett, das Surrogat aller Spitzengewächse, die er je gekeltert hatte, den Burgunder aller Burgunder. Dr. Moretat freilich, der schwachsinnige Hausarzt, den man überflüssigerweise hastig herbeizitiert hatte, wagte es, die rubinrote Eruption als ordinären Blutfluss aus einer geplatzten Speiseröhrenkrampfader bei alkoholischer Leberzirrhose zu deuten. So weit so gut, vielleicht kein ganz exzeptioneller Exodus für einen Weinbauern. Aber stell dir vor, nur zwei Tage später richtet sich sein Zwilling Bruder Jean, sie glichen sich wie ein Ei dem anderen, um die gleiche Nachtzeit auf, ruft seiner Josephine zu, *sehen Sie her!*, und gibt die gleiche karmesinfarbige Inkarnation aller Rotweine von sich, die Hände zu einem rasch überquellenden Kelch geformt. Und dann die Krönung: Ein halbes Jahr später stirbt der letzte, der ältere Bruder, Onkel Théophile. Er soff das Mehrfache seiner heimgegangenen Zwillingbrüder. Bei einer Überlandfahrt in Irland knallt er zwischen Limerick und Killaloe mit seinem Wagen gegen einen Wegweiser aus Stein. Zuvor hatte er angewidert zwei Gläser irischen Malt-Whisky – eine Beleidigung für die Zunge jedes Provenzialen – getrunken und sich unter dessen Einwirkung plötzlich geweigert, den Linksverkehr als sinnvolle Regelung zu akzeptieren. Die irische Polizei bestand auf seiner Obduktion. In der Prosectur der *Infirmiry* von Limerick öffneten sie seinen Leib. Die Leber, die sie erblickten, hätte in ihrer Unschuld dem von allen Spuren der Lüsterheit verschonten Körper einer Ursulinerin entstammen können. Da wurde ich stutzig. Wer, oder besser gesagt, welches Prinzip verteilte mit Perfidie so ungleiche Karten, zinkte sie mit Markierungen, die kein anderer sehen

und somit auch keiner entfernen konnte, und die dem Spieler, dem sie zufließen, keinen Hauch einer Chance ließen?«

»Und das hat dich bewogen, Medizin zu studieren?«, nahm ich mir den Mut, Diderot zu unterbrechen.

»Nenn mir Alternativen! Theologie? Ich habe sieben Semester in Rom an der *Gregoriana* studiert. Zu viel Dogmen, Sophisterei und Onanie und zu wenig kritische Köpfe. Biologie? Nach fünf Semestern Studium wusste ich mehr über das Innenleben der kleinen Essigfliege *Drosophila melanogaster* als über mein eigenes. Sieh sie dir an, die Herren Crick und Watson. Sie decodieren den Text des Lebens, die unbegreifliche geometrische Schönheit der Doppelhelix der DNA. Aber wofür haben sie Augen? Für das endlose Adenin-Thymin-Guanin-Cytosin-Alphabet. Wahrscheinlich murmeln sie selbst noch im Schlaf ihre endlosen ATGC-GTAC-Sequenzen, das OM MANI PADME HUM der Genetiker. Aber was liegt wirklich vor ihren Augen? Die Antwort findest du im ersten Buch der Genesis.«

Mit hohepriesterlich erhobenen Händen begann er zu rezitieren: »*Da hatte er einen Traum: Er sah eine Treppe, die auf der Erde stand und bis zum Himmel reichte. Auf ihr stiegen Engel Gottes auf und nieder. Und siehe, der Herr stand oben und sprach: Ich bin der Herr, der Gott deines Vaters Abraham und der Gott Isaaks. Das Land, auf dem du liegst, will ich dir und deinen Nachkommen geben.*«

»Da hast du sie, die Jakobsleiter, die Himmelsleiter, das ist die Doppelhelix in Wahrheit. Bei ihrem Anblick gestand Salvador Dalí, jetzt habe er in Wirklichkeit die Existenz Gottes geschaut!«

Diderot lehnte sich zurück und begann ein schwärzliches Gefaser, ähnlich den Haarbüschelchen der Maiskolben, in Zigarettenpapier einzudrehen. Angezündet war der Geruch der Selbstgedrehten überraschend aromatisch und von unaufdringlicher Süße. Rotwein werde er demnächst mitbringen, verkündete er dann, nichts Erlesenes, aber ein *aufrichtiger Wein* vom heimischen Gut, der zum Reden anregt und auf Ziegenkäse hungrig macht. Nie wieder aß ich soviel Ziegenkäse wie in jenem Winter.

»Was also bleibt?«, nahm er den Faden wieder auf. »Natürlich ist die Medizin auch nur ein fauler Kompromiss, um hinter das Geheimnis der gezinkten Karten zu kommen. Aber sie erlaubt es mir, sozusagen von außen, naiv, wenn du willst, in die Sache einzusteigen. Da gibt es drei Brüder, zwei trinken Rotwein in Quanten, die gemessen an der

Erhaltungsdosis französischer Weinbauern als bescheiden zu bezeichnen sind, und krepieren an einem Blutsturz mit Lebern, die aussehen wie alte Kartoffelsäcke. Der Dritte, ein unheiliger Trinker, der nach zwei Malt-Whisky die Kontrolle über sein Fahrzeug verliert, stirbt mit der Leber einer Madonna. Ich habe drei Lebensläufe, zwei so gut wie identisch, der dritte schlägt völlig aus der Art. *Hier* ist mein Einstieg und nicht beim Heiligen Augustinus oder den ATGC-Repetiermaschinen. Mag sein, dass ich zum Schluss bei dem einen oder den anderen lande. Aber zu Beginn ist dieser Lebensentwurf mein Stein von Rosette. In hieroglyphischen und demotischen Schriftzeichen enthält er *den Text des Lebens* und ich bin der begnadete Entzifferer Champollion.«

Er legte eine kurze Pause ein, dann nahm er den Faden wieder auf:

»Aber das ist nur der erste, ich möchte fast sagen selbstverständliche Schritt. Der Stachel ist die Frage dahinter: Wer schrieb den Text und wozu? Was hatte er damit im Sinn? Warum entließ er den Menschen nicht ohne Gottesprogramm in die Evolution? Oder könnte es nicht sein, dass es gar niemanden gibt, der den Text verfasst hat? Du weißt, die Franzosen haben schon immer Gott am gründlichsten und raffiniertesten bezweifelt. Bernanos, Claudel, aber allen voran Pascal. Seine berühmte Wette: ›Wenn Gott nicht existiert, verliert man nichts, wenn man an ihn glaubt, aber wenn er existiert, läuft man Gefahr alles zu verlieren, wenn man nicht an ihn glaubt.‹ Aber seine *logique du cœur* ist für mich ein Zwitter. Ich bin für logische Methoden, bei denen man nicht das Herz als Joker im Ärmel behält. Wirf einem Zufallsgenerator fünf Millionen Buchstaben in den Schlund. Mit einer mathematisch nicht mehr ausdrückbar verschwindenden Chance besteht die Möglichkeit, dass er in Abermillionen Jahren daraus den *Tartuffe* konstruiert. Du hältst das für unmöglich? Jeder Statistiker wird dir sagen, dass die Chance der Randomisierungsmaschine beim *ersten* Versuch Molière Konkurrenz zu machen genau so groß oder klein ist wie beim letzten. Wozu also Molière? Hätte die Menschheit ausreichend Geduld, könnte sie im Vertrauen auf das Zufallsgerät glatt auf unser Genie verzichten. Die Frage, *was wollte Molière uns damit sagen*, wäre der göttlichen Lächerlichkeit preisgegeben. Das sind die Fragen, die beim Anblick der makellosen Leber meines versoffenen Onkels Théophile aufsteigen. Letzte Fragen. Und die Medizin ist möglicherweise nur das Nadelöhr, durch das ich mich zwingen muss.«

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Diderot kramte die Ingredienzien zur nächsten Selbstgedrehten aus den Tiefen seiner Kutte.

Nie wieder habe ich einen Menschen gesehen, der den Rauch einer Zigarette mit solch gedankenvoller Inbrunst in die äußerste Peripherie seiner Atemwerkzeuge saugte, ein singulärer Prozess der Verschmelzung von Anorganischem und Organischem.

»Habe ich dir schon einmal die Geschichte vom Beil im Gehirn erzählt?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ein grandioses Bild. Es stammt von meinem Namenspatron Denis. Bei ihm findest du die Metapher vom *Beilhieb im Kopf*. Nur durch diese gewalttätige und unberechenbare Absage an jede Regel könne das große Werk entstehen. Es ist der Beilhieb menschlicher Wissbegierde, der die Schädel spaltet und öffnet, sie aufnahmefähig macht für das absolute Neue. Im achtzehnten Jahrhundert gab es die hohe Zeit der Keratoplastiker. Sie formten aus Wachs anatomische Faksimiles, wahre Wunderwerke an Plastizität und Lebensnähe. Einer der größten war André-Pierre Pinson. Von ihm stammt ein aus Wachs geformter weiblicher Kopf, vom Scheitel bis zum Hals aufgebrochen und die beiden Hälften auseinandergebogen. In diesen Spalt zwingt Pinson den Blick des Betrachters, er soll eindringen in das offengelegte Gehirn, ihm seine Geheimnisse entreißen. Pinson hat begriffen, was Diderot mit dem Beilhieb im Kopf meinte! Rituale, Regeln und Maxime sind das Todesurteil des Künstlers und Forschers. Du musst die Dinge spalten. Gehirne, Werke, Atome. Deswegen faszinieren mich bei allem kontrollierten Entsetzen die Rauchpilze über Hiroshima und Nagasaki. Seit Hiroshima ist nichts mehr wie zuvor, nicht die Natur und nicht die Liebenden. Aber die letzte große Aufspaltung der Menschheit liegt noch vor uns. Das *Genom*. Die vollständige Bibliothek der Erbinformationen des Menschen. In zwanzig, vielleicht dreißig Jahren wird es der letzte Beilhieb menschlicher Neugier gespalten haben. Gemessen an dieser Aufgabe war der Bau der Pyramiden ein Klitterwerk von schwarzarbeitenden Dilettanten. Stell dir vor, einhunderttausend Gene werden vor uns liegen, einhunderttausend aufgeschlagene Folianten! Der Text ohne Autor entziffert bis zum letzten Komma.«

»Das«, fragte ich zögernd, »wird die Krönung – wessen auch immer – sein?«

Jetzt kam jener Ausdruck in Diderots tief liegende, zu kleine Augen, der auch dreißig Jahre später, als das Genom vollständig entschlüsselt vor ihm lag, sich eher verstärkt als abgeschwächt hatte. Ein Wolfsblick, dachte ich im ersten Augenblick. Aber nein, es war der Blick einer Bestie,

verrückt vor Hunger, einem Hunger, der durch jeden gierigen Bissen die Gier nur noch verstärkt, sich selbst zu verschlingen. Ein Blitz nur, so flüchtig, dass ich im nächsten Augenblick an meiner Wahrnehmung zweifelte.

»Krönung?«, fragte er und sah mich verständnislos an. »Nein, mon frère, die Dämmerung des ersten Schöpfungstages.«

Diderot war über mich gebeugt und träufelte das Gift seiner Visionen in mein Gehirn. Es verteilte sich in langsamen Rinnsalen über seine Oberfläche, schlängelte sich zwischen die Windungen, begann in das Neuronengeflecht einzusickern, ein Narkotikum mit schleichender, aber todsicherer Wirkung. Bevor seine volle Wirkung eintrat, versuchte ich Diderot zu provozieren, eine schwächliche Abwehr, um mich so lange wie möglich bei Besinnung zu halten:

»Und wer, Didi, wird im Aufdämmern dieses ersten Tages der Schöpfer sein?«

Statt auf meine Frage einzugehen, warf er sich mit gekünsteltem Pathos in die Brust und begann, Bann zu deklamieren:

*»Wir tragen in uns Keime aller Götter,
das Gen des Todes und das Gen der Lust.«*

Dann lachte er schallend und rief aus:

»Ich sehe sie schon vor mir, die Angsthassen und ethischen Deserteure der Wissenschaft. Für ihre Gehirne, mit denen sie ein Leben lang nur in den Genen der Taufliche herumgestochert haben, wird die Bibliothek des Lebens ein Ort babylonischer Verwirrung sein. Das Erschrecken des Narziss, der zum ersten Mal sein Spiegelbild zitternd auf der Wasseroberfläche schaut. Nur wenige werden mit der großen Klarheit des Geistes Band für Band aus den Regalen holen. Die neuen Exegeten der uralten Genesis.«

Diderot kam immer mehr in Fahrt. »Niemand weiß es heute genau. Aber die Schätzungen gehen von fünfzigtausend bis hunderttausend Genen aus. Stell dir das vor! Jedes Gen steht für irgendeine Facette menschlicher Erscheinungsformen oder Verhaltensweisen. Die Krümmungen deiner Ohrmuschel, die Farbe deiner Iris, die Elastizität deiner Haare, dein unverwechselbares Gangbild, alles ist in diesem Text niedergelegt, ob du eine Bass- oder Tenorstimme hast, beim Klettern geschickt bist oder tollpatschig, eher Moll- als Dur-Tonarten liebst, alles

ist vorbestimmt, dein Leben aber auch dein Sterben. Ob du vertrottelt im Altenheim versanden wirst oder dich mit fünfzig der Schlag trifft, ob dein Magen dich jahrelang mit brennenden Geschwüren quälen oder zuerst deine Leber ihren Dienst einstellen wird – denk an Onkel Théophile –, im Orakel des GROSSEN TEXTES ist alles unverrückbar niedergelegt. Die Landkarte ist längst da, bevor es dich als Gelände gibt. Was heute noch *Terra incognita* ist, wird sich schon übermorgen in geheimnisvolle Kontinente aufgliedern, die sehnstüchtig ihrem Odysseus, Magellan, Columbus oder Pedro Paez entgegenfiebern. Und *wir* werden die Weltenumsegler, die Entdecker neuer Erdteile, die Fährtensucher sein, die die Quellen des Blauen Nils aufspüren, die Quadratmeile um Quadratmeile die weißen Flecken wegschmelzen, bis am Ende alle Gebirge und Täler, alle Meere und Flussläufe, alle Seen und Wasserfälle, alle Dschungel und Wüsteneien, alle Eisgebirge und Tropenlandschaften des großen Atlas lückenlos, plastisch und in leuchtenden Kolorierungen dargestellt sind.«

Diderots narkotische Einträufelungen lösten eine wohlige Widerstandslosigkeit in mir aus. Zurückgelehnt ließ ich seine Kolossalgemälde der Vorbestimmtheit des Menschen vor meinen Augen emporsteigen und gab mich ihren Faszinationen hin, unfähig, die Folgerungen dieser monumentalen Bilderschau weiterzudenken, obwohl mich ein untergründiges Unbehagen zu beschleichen begann. Eine kleine, letzte Welle von Widerstand öffnete meinen Mund, aber ich brachte nur ein Satzfragment heraus:

»Was, dann ...?«

Zu meinem Erstaunen schien aber gerade dieser Ansatz einer Frage Diderots visionäre Fahrt vehement zu beschleunigen.

»Dann, *mon frère*, wenn die Entdeckungen abgeschlossen sind, die Kartografie beendet, dann erst wird das Beil seine volle Wucht entfalten. Es wird den Weg von der Entdeckung zur Eroberung freischlagen, die Riesenmachete des Geistes, die den Dschungel der Unwissenheit lichtet. Dann werden wir den Atlas nach unseren *eigenen* Bildern umgestalten. Nichts wird sich der Kraft unseren Visionen in den Weg stellen können, alles was wir *schauen* werden, wird sich als neue Wirklichkeit erfüllen. *Wir* werden die Mystiker des zwanzigsten Jahrhunderts sein. Aber anders als Meister Eckhart, Hildegard von Bingen oder Franz von Sales werden wir nicht in Kartaunen und Klausuren, in Gottesfrömmigkeit, abgeschirmt von der sündigen Welt, unsere Erscheinungen und Erleuchtungen

ausleben. Nein, wir werden auf die Kanzeln der Kathedralen der Wissenschaft steigen und verkünden, was wir geschaut haben, unsere *Enzyklika novae humanae vitae* – bis die Völker uns zu Füßen liegen, nur noch von einer Sehnsucht erfüllt: dass diese Worte Fleisch werden.«

Ich nahm Diderots Phantasmagorien immer weniger in Details wahr, sondern mehr und mehr als visionäre Spiegelungen neuer Welten, eine kosmische Fata Morgana. Und die Menschheit brach auf in das neue Gelobte Land! Mein gallischer Koloss gönnte mir eine Besinnungspause. Er hatte die Wirkung seines Narkotikums genau dosiert und wusste, was er mir noch zumuten konnte. Mein Mund war bereits versiegelt, meine Glieder zu keiner Regung mehr fähig. Augen und Ohren verschmolzen zu einem gemeinsamen Sinnesorgan, dessen versickernde Wachheit eben noch fähig war, die Kulmination seiner mystischen Schau aufzusaugen.

»Wenn der Flügelschlag meiner Visionen ihre Stirnen gestreift hat und sie von meinem Nektar gekostet haben, werden sie mir in das neue Gelobte Land nachfolgen!«

Hatte ich es nicht gerade schon gesehen, den Aufbruch der Massen in das NEUE GELOBTE LAND? Was hatte *er* verheißen und was hatte *ich* gehört? War da noch eine Grenze oder war er schon in meinem Kopf und ich dem seinen? Wo lag noch der Unterschied?

»Sie werden mir ihre Gene zu Füßen legen, mon frère, die Gene der Krankheiten und Gebrechen, des Alters und der Vergreisung, des Zerfalls der Sinne und des Denkens und als äußerste Opfergabe das Gen des Todes. Und ich, der ich die Texte aller Gene entschlüsselt habe, werde in gläsernen Schalen ihre Samen und Eier auffangen und werde mich an das letzte große noch unerledigte Werk machen: *Ich* werde die Texte umschreiben zu einer neuen, unvergänglichen Hymne! Brahma werde ich sein, der Erbauer der Welt, auf einem Lotusblatt schwimmend auf den Wassern, und ich werde das Wasser und die Dunkelheit trennen und aus dem universalen Ei als Licht hervorgehen.«

Als ich erwachte, war ich erschöpft und hungrig, mein übertölpeltes Hirn ein schmerzhaft pulsierender Ledersack. Schneelicht fiel in mein Zimmer. Autogeräusche und Straßenbahngeklänge drangen herein. Ich fühlte mich entsetzlich verlassen. Diderot war verschwunden. Nur die Couch wies eine kreisrunde Vertiefung auf dort, wo er gesessen hatte, und es roch nach seinen Selbstgedrehten, scharf und säuerlich. Er hatte mich an der Angel.

8 Am übernächsten Abend war Diderot wieder da, mit dem ehrlichen Rotwein und einem Laib Ziegenkäse, heiter, witzig und ausgelassen, keine Rede von Brahma, der auf einem Lotusblatt auf den Wassern schwimmt. Die Kuhle in der Couch nahm ihn ächzend auf. Kein Zweifel, sein Hintern hatte das Möbelstück für alle Zeiten in Beschlag genommen.

»Du tust dich im Augenblick schwer«, überfiel er mich ohne Einleitung.

»Der tägliche Kannibalismus im Präpariersaal macht dir zu schaffen. Du hasst den Formalingestank und das Gedränge. Du säbelst an der kümmerlichen Portion deiner alten Madame herum, diesem kläglichen durch nichts weich zu kochenden Brocken Fleisch. Keine Morgue-Verklärung kommt da auf. Immerhin hatte Benn noch eine ganze Leiche für sich, da lässt sich leicht von der *dunkelhellila Aster* schwärmen, *Trinke dich satt in deiner Vase! / Ruhe sanft, / kleine Aster!*«

Er hatte genau meine Verfassung getroffen. Grinsend und Rotwein schluckend legte er den Finger in meine offene Wunde, Ziegenkäse schlingend. Wenn er ausatmete, trottete eine ganze Herde spitzbärtiger Böcke durchs Zimmer, fast konnte man auf ihre Kotballen treten.

»Ich sehe keinen Zusammenhang mit dieser verblichenen Madame, dieses Faserwerk, das ich tranchiere. Es gehört zu niemandem. Dass es von der Alten stammt, ist reiner Zufall. Aber es hat nichts mit ihr zu tun. Das macht mich krank«, versuchte ich meinen Zustand zu beschreiben. Diderot nickte und kaute und schluckte weiter.

»Das ist erst der Anfang. Es wird noch viel schlimmer werden. Du wirst es schon bald erleben. Was man dir abzugewöhnen beginnt, ist das *Sehen*, indem man dich so lange auf etwas starren lässt, dass du das Sehen verlernst. Später wird man dir die Roastbeefscheiben der Alten unters Mikroskop legen, handkoloriert, und du wirst etwas sehen, was es in der Natur gar nicht gibt. Nicht eine Zelle von ihr hat in ihrem Leben so ausgesehen. Willkommen in der Welt der Artefakte! Wenn du die Anschläge im Foyer liest, wirst du bemerken, dass man bereits einen *Kurs der submikroskopischen Anatomie* anbietet. Du kannst also dein Mikroskop langsam wegwerfen. Sie zeigen Dir dann, wenn du möchtest, elektronenmikroskopische Fiktionen, immer noch von der gleichen Alten. Die haben mit den Schnittmustern unter dem Mikroskop, auch sie waren schon Abstraktionen, nichts mehr zu tun. Und so geht es weiter. Rasch bist du bei den Protonen und Neutronen und Elektronen. Und von denen steht unzweifelhaft fest, dass sie bei deiner selig verblichenen Vettel in der

Anatomie, bei Greta Garbo und dem Heiligen Vater vollkommen gleich aussehen. Was heißt aussehen? Niemand hat sie gesehen. Man kann sie berechnen und messen. Nicht ganz scharf, hat uns Heisenberg klargemacht. Und jetzt wirst du wieder triumphal empfangen: Willkommen im Reich der Unsichtbarkeit! Dahin geht die Reise!«

Wie immer wusste ich auf seine Gedankenfolgen nichts Passendes zu antworten. Er verwirrte mich und machte mich zugleich stumm. Mein Verstand lief hinter seiner Suada her wie ein Hund, dem man die Wurst vor die Schnauze hält. Der heimische Rotwein versetzte Diderots Gedankenroulette in immer schwungvollere Rotationen. Jedes Thema, das er ergriff, plumpste als Kugel in den kreisenden Zahlenteller, immer ein Treffer, wie es schien.

»Dabei hat das, was dir heute als widerlicher Großküchenkannibalismus dünkt, sehr früh als kultiviertes Spektakel begonnen«, fuhr Diderot fort. »Das größte Hindernis bei der anatomischen Präparation war zunächst allerdings die Heilige Römische Kirche. Noch um 1300 wetterte Papst Bonifazius VIII in seiner Bulle *De sepultris* gegen die Zerlegung von Leichen. Natürlich nicht aus Pietät. Öffentliche Exekutionen duldeten die Kirche hingegen sehr gerne, ja sie waren ihr in einem Schauer aus unterdrückter Lüsternheit und *Memento-mori*-Lamentation äußerst willkommen. Die vorangehende Folter der armen Sünder, das Strecken, Zerschlagen, Zerschneiden, aufs Rad flechten, das Sieden und Blenden galt in ihrem perversen Rechtsverständnis als *probatio probatissimi*, als Beweis aller Beweise. Je jünger das Hexlein auf dem Scheiterhaufen, um so mehr Kuttenträger, Prälaten und Bischöfe umscharten es mit seltsam verschleierten Blicken und wärmten sich ihre eiskalten Finger wohligh an den Flammen. Die Zurückhaltung hatte einen ganz anderen Grund: Die Bulle richtete sich gegen die zunehmende Gewohnheit, das Skelett der im Orient umgekommenen Kreuzfahrer nach Abkochen der Leiche zurück nach Europa zu verfrachten.«

Vor meinen Augen tauchten Kreuzritter auf, um riesige Kochkessel kauern, die wie Bruder Lustig im Märchen in die brodelnde Brühe starrten und warteten, dass sich das Skelett eines unglückseligen Mitstreiters von seinen fleischlichen Hüllen löste.

»Aber als die geistlichen Herren erkannten, dass sich die Schauspiele in den anatomischen Theatern glänzend als *panem et circenses* für das Gottesvolk der Oberschicht benutzen ließen, fielen die Hemmungen. Im Norden Italiens errichteten die ersten modernen Anatomen ihre

eigenen Häuser. Das bekannteste war jenes in Padua. Es diente dem *Theatrum Anatomicum* in Leiden als Vorbild. Könige, ja Kaiser beehrten die feierlichen Aufführungen der präparierenden Künstler in den kleinen Amphitheatern, aus deren trichterförmigem optischen Zentrum der wächserne Lichtschein des Leichenkörpers schimmerte. Es ist der gleiche Schein, der dir in Rembrandts *Anatomie des Doktor Tulp* vom muskulösen Körper des Toten auf dem Seziertisch entgegenglimmt. Der war im Übrigen, was kaum einer weiß, ein kurz zuvor hingerichteter, dreißigjähriger Schwerverbrecher. Kennst du das Bild?»

»Ich entsinne mich dunkel«, gestand ich, »in irgendeinem Kunstatlas. Aber an die Leiche kann ich mich nicht erinnern, eher an die würdigen Männer drum herum.«

»Genau das war die Absicht Rembrandts«, belehrte mich Diderot. »Die Chirurgen Gilde Amsterdams war sein Auftraggeber und Doktor Tulp der Chefanatom, *Praelector anatomiae* und Ratsherr. Er sollte die herausragende Person in der Gruppe der acht Mitglieder der Amsterdamer *Chirurgijns-gild* sein. Zwar hebt er mit der Pinzette das Sehnenbündel des linken Unterarmes der Leiche an, aber er schaut nicht auf sein Präparat, sondern in eine gloriose Zukunft, die seinen Nachruhm bereits vorwegnimmt. In der *Anatomiestunde Doktor Joan Deymans* ein Vierteljahrhundert später ist Rembrandt frei von derartigen Abhängigkeiten. Hier ist der Leichnam, ein soeben gehängter Dieb, der Blickfang. Er trug einen dieser imposanten niederländischen Namen mit *van*. Das Ganze imponiert wie eine Opferung. Der Tote ist Christus, ausgeweidet, die von seinem Scheitel herabhängenden Locken sind in Wirklichkeit die zu beiden Seiten herabgezogenen Hälften der gespaltenen Schädelhaut. Hier wird der Anatom zum Künstler, zum Hohepriester, die Obduktion ein ästhetischer Akt der Anbetung des Fleisches als Schöpfungsgabe. Vielleicht steht deshalb ein Unstern über dem Gemälde. Im achtzehnten Jahrhundert ging ein Teil in Flammen auf, den Rest versuchte in den Dreißigerjahren ein Irrer mit Axthieben zu zerteilen.«

Für eine Weile kauten wir beide das Landbrot. Die Bildung Didis erschlug mich stets von Neuem. Wie ein debiler Schüler kauerte ich zu seinen Füßen. Die Ausdünstungen des Käses, ein scharfer Geruch, gemischt aus dem Bukett von Milch und warmem Tierfell, lösten bei mir weiteren Hunger aus und widerten mich zugleich an. Der Rotwein, in großen Schlucken getrunken, egalisierte die gegensätzlichen Komponenten und ließ den Körper in einen Zustand gelassener Harmonie geraten.

Wieder brachte ich den Mund nicht auf. Was Didi mir mit seinen Monologen, immer begleitet von ausladenden Fuchteleien seiner Maulwurfshände, verständlich machen wollte, begriff ich irgendwie, aber nur auf einer verschwommenen Ebene. Alles, was ich hätte entgegen können, wären nur linkische Echos gewesen. Auch setzte allmählich zu meiner aufkeimenden Verzweiflung jener lähmende Prozess der Wehrlosigkeit ein, den Didi wiederum mit akribisch ausgewogenen Dosierungen seines Curare meisterlich steuerte.

»Was ich dir klarmachen will, mon frère, ist der schrittweise Zerfall des Menschenbildes durch ärztliche Eingriffe, vom *so schuf Gott den Menschen nach seinem Abbild* bis zu dem Lunchpaket, das sie dir im Präpariersaal gnädigerweise zugeteilt haben. Es geht dabei nicht um den immer mechanisierteren und dabei immer armseligeren Umgang mit der Form, dem Gestaltlichen, es geht um die schrittweise Verarmung und Verhunzung des göttlichen Bildes, das der Mensch ursprünglich darstellte, bis zu dem Popanz, als den sie ihn heute betrachten und benutzen. Ja, ich möchte sogar sagen, verwerten. Noch ist es nicht so weit. Die erste Übung en masse hat man uns bereits in dem kollektiven, durchorganierten Albtraum namens Auschwitz vorgeführt. Alles, was Zyklon B an Verwertbarem hinterließ, Haare, Häute, Zahngold, wurde einer perfekten Verarbeitung zugeführt. Natürlich lässt sich einwenden, dass dies das Werk fanatisierter Irrer war. Aber die gleichen Irren schickten ihren *Mammi-Frauchen* rührselige Durchhalte-Liebesbriefe und wurden hysterisch, wenn ihr Schäferhund einen Tag lang das Fressen verweigerte. Der Menschleib ist zu komplex gebaut, zu hochwertig, um der Verführung nicht zu unterliegen, ihn nutzbar zu machen. Die wahren Bodenschätze der Zukunft werden nicht Öl oder Gold in Afrika oder Südamerika sein, sondern der menschliche Körper. Warte ab, zehn Jahre, zwanzig, dann wird der Mensch nur noch eine wandelnde Organbank sein, umlauert von den Chefanatomen von morgen, die mit wässrigem Mund seine Tranchierung und Verteilung mit der gleichen ausgeklügelten Organisation planen werden wie damals die Schäferhund-Liebhaber.«

Diderot schlang, rauchte, trank – alles zugleich –, seine Augen vollauf beschäftigt, die Bilderflut seiner Visionen abzutasten. Nur gelegentlich vergewisserte er sich mit einem Seitenblick, dass meine Curarisierung ihren gewünschten Fortgang nahm. Dann kehrte er wieder in die Gegenwart zurück und richtete seine Satzkaskaden und Gestikulationen auf mich aus, sein sicheres Opfer.

»Natürlich waren das schrittweise Prozesse. Sie peu à peu zu entwickeln, fehlt uns die Zeit. Aber ein einzelner Spot bringt uns manchmal genauso zügig voran. Kannst du noch folgen?«

Ebenso willenlos wie ergeben nickte ich. Diderot rieb sich die Maulwurfstatzen und legte los:

»Ein Apriltag des Jahres 1792 in Paris. Auf der Place de Grève fällt der sauber abgetrennte Kopf des Straßenräubers Nicolas-Jacques Pelletier in einen Korb. Die Maschine, die zum späteren Markenzeichen der Französischen Revolution wird, hat exakt funktioniert. Aber sie wurde nicht Guillotine, sondern – zumindest zunächst – *Louissette* genannt. Einen Monat später starb *Antoine Louis*, Sekretär der *Académie de Chirurgie* und angesehener Arzt, im Alter von 69 Jahren – eines natürlichen Todes. Er war der eigentliche Vater der Guillotine. Erste Versuche im Hof der Anstalt von Bicêtre, einer Kombination aus Gefängnis, Krankenhaus und Altersheim, zunächst an drei Leichen, später an Schafen und Kälbern, erwiesen die Funktionstüchtigkeit der Maschine. *Louis* machte sich dafür stark, dass seine Erfindung für die *Gerechtigkeit und das Wohlergehen der Gesellschaft* als unerlässlich zu betrachten sei. Das Modell für die erste Anwendung am Menschen tischlerte ein elsässischer Klavierbauer namens Tobias Schmidt. Von Joseph-Ignace Guillotin stammte lediglich der Antrag, eine Enthauptungsmaschine einzusetzen. Die gesetzgebende Versammlung dankte Louis für die *von Ihrer Menschlichkeit und Ihrem tiefen anatomischen Wissen getragenen Betrachtungen*. Folgerichtig erhielt die Köpfmaschine den Namen *Louissette*, in einer zärtlichen Anwandlung gelegentlich auch *Petite Louison* genannt.«

Diderot wartete kurz den Überraschungseffekt seiner Geschichte ab, taxierte gekonnt den Grad meiner Trance und diagnostizierte, dass er mir den restlichen Entwurf seines Weltbildes gerade eben noch zumuten konnte. Gerade eben, denn ich merkte selbst, wie sich seine historischen Ausmalungen in meinem Gehirn in skurril verzerrte Einzeldarstellungen aufzulösen begannen. Da schwoll Didi zu einem sich himmelwärts dehnenden Gulliver an, zu seinen Füßen eine putzige Spielzeug-Louissette, und er prüfte mit seinem Fleischerdaumen liebevoll Schneide und Holzmaserung des Enthauptungsmaschinchens, wobei er unsinnigerweise *Sur le Pont d'Avignon* vor sich hingrunzte.

»Damit du mich recht verstehst, *mon frère*, es geht mir nicht um die kaltblütige Perfektion unseres Antoine Louis. Die Medizingeschichte ist eine alexandrinische Bibliothek der Misshandlungen und

Verstümmelungen, der Persionen und Abartigkeiten, der Hirngespinnste und Gefühlsexzesse, wissenschaftlich verbrämter Torturen und tierexperimenteller Sadismen. Schön und gut, sie ist ebenso eine Abfolge subtiler Naturbeobachtungen und genialer Aufmerksamkeiten. Digitalis, die Wirkungen der Chinarinde, Flemings lebensrettende Schimmelpilze, alles unglaubliche Ergebnisse der Scharfsichtigkeit Einzelner, nicht zu reden von heroischen, manchmal allerdings auch einfältigen Selbstversuchen und gewissen Barmherzigkeitsorgien. So gesehen war Antoine Louis nur einer unter Ungezählten. Sein Sündenfall war nicht, wie er mit dem menschlichen Leib *umging*, sondern wie er ihn *betrachtete*. Alle Verfehlungen des Menschen sind Verfehlungen seines Sehens, seines dritten Auges, des spirituellen Auges der Seher und Heiler. Das Wesen des dritten Auges ist, dass es nicht sieht wie die äußeren Augen, sondern im Gegenteil, es erkennt, es *schaut* erst dank seines blinden Flecks. In Mythos und Märchen ist das physische Nichtsehen häufig Vorbedingung für die innere Schau. Erst der blinde Teiresias erhält von Zeus die Gabe, Künftiges vorauszusehen. Um höchste Weisheit zu erlangen, verpfändet Gott Odin ein Auge. Homer war blind, Ödipus blendete sich seiner Gewissensbisse wegen. Lord Nelson hielt bei der Schlacht von Kopenhagen das Fernrohr vor sein *blindes* Auge, um sich nicht von dem Verlauf der Schlacht, wie er sie *innerlich* wahrnahm, ablenken zu lassen. Und jetzt *muss* ich auch von meinem Namensvetter sprechen, von Denis Diderot. Ich habe dir schon einmal gesagt, kein Name ist zufällig. Diderot schrieb bekanntlich den *Brief über die Blinden zum Gebrauch der Sehenden*, den *Lettre sur Aveugles*. Bei ihm freilich tritt, sosehr es mich schmerzt, die Verachtung der Blinden wieder auf den Plan. Der Zustand unserer Sinne habe großen Einfluss auf unsere Metaphysik und Moral, lässt er seinen Blindgeborenen dozieren. Das närrische, ichbezogene System der Blinden sei das am schwersten zu zerstörende. Er sah offenbar nur mit den äußeren Augen – der arme Denis.«

Diderot schritt jetzt mit Siebenmeilenstiefeln durch die Menschheitsgeschichte. Sein Gesicht war augenlos, aber auf seiner Stirn trug er nach innen gewendet ein drittes Auge. Es erschien mir wie jenes von einem Dreieck umgebene AUGE GOTTES mit Strahlenkranz, das über manchen frommen Traktaten meiner Kindertage schwebte. Dennoch war es auch das AUGE GOTTES des Nikolaus von Kues, jenes Gottes-Auge, das alle Wesen widerspiegelt, das nicht wie das menschliche durch räumliche Koordinaten begrenzt ist und in seiner Schau alle Wesen zu

allen Zeiten in Gleichzeitigkeit vereint. Diderot, der monströse Seher mit wallender Kutte. Durch seine geschlossenen Lippen, die Nähte seines Schädels, die Trompeten seiner Ohren drang das gleißende Licht seines Dritten Auges in scharfen Bündeln nach außen. Es leuchtete in der Finsternis und Diderot *trennte das Licht von der Finsternis* und er sah, *dass es böse war*. Und Diderot lachte ein apokalyptisches Lachen und tauchte seine fleischigen Arme in die Wasser und holte mit dicklichen Fingern, ein dröhnender Fischer, zappelnde Homunkuli aus den Tiefen und wählte sich ein Geschöpf aus und hielt es gegen das blendende Licht seines Dritten Auges und versengte es, sodass es als kleine Qualmwolke emporstieg und als winziges Häuflein Aschenregen auf seine Handfläche zurücksank. Mit unglaublicher Vorsicht hauchte Diderot seinen Atem auf das Aschehäuflein, das sich zu regen begann, ein lächerlich kleiner Vulkan, der anfang, Lavatröpfchen auszuspeien. Diderot nahm das glühende Klümpchen Masse zwischen Daumen und Zeigefinger, rollte es ein wenig und hob dann ein neues Menschlein in die Höhe, das noch verlöschend glühte. Erneut verfiel er in ein endzeitliches Gelächter und rief schallend: *Nach meinem Abbild bist du geschaffen!* Dann zog er aus den Tiefen seiner Kutte die Flasche mit dem aufrichtigen Rotwein, stopfte sich den Homunkulus wie einen Happen Ziegenkäse in den Mund und spülte den Bissen mit zwei Schlucken hinunter. Diderot wischte sich mit dem Handrücken den verschmierten Mund und öffnete ihn weit. Ich versuchte mich vor seiner Donnerstimme zu ducken, aber es blieb totenstill. Quälend langsam entquoll eine überdimensionale Sprechblase seinem Schlund. Als sie endlich vollständig ausgestoßen war, las ich mit zerfallenden Sinnen:

»Brahma werde ich sein, der Erbauer der Welt, auf einem Lotusblatt schwimmend auf den Wassern, und ich werde das Wasser und die Dunkelheit trennen und aus dem universalen Ei als Licht hervorgehen.«

Dreißig Jahre später begegnete ich Diderot wieder. Er war dabei, mit den Auswüchsen seines Hirns zwei Homunkuli, Rachel und Benjamin, von der *Golden Gate Bridge* in die Wasser zu stoßen. Wie immer auf der der Stadt zugewandten Seite.

9 Als ich dreißig Jahre später Diderot wieder begegnete, erschrak ich zutiefst, obwohl ich ihn zunächst nur von rückwärts sah. Er saß vor mir in der ersten Reihe, Redner der *opening ceremony*. Seine Haare fielen

genau so lang auf seine Schultern wie in den Nächten mit dem *aufgerichteten Wein* und dem Bocksgeruch des Ziegenkäse. Allerdings hatten die sündhaft teuren Paganini-Finger irgendeines *Maitre Jacques* ihre Spitzen zu genialer Unordnung kupiert, lebendiger Beweis für die Faszinationen der Nicht-Linearität auch in der Welt der Coiffeure.

Aber der Sturz seiner Zotteln auf den immer noch wuchtigen Nacken hatte seine animalische Unbekümmertheit verloren. Diese Haarbüschel *hingen*, sie fielen nicht herunter, ihre Spannung war erloschen, der Glanz abgestumpft. Was seinen Schädel bedeckte, war der triste Vorhang am Eingangszelt eines Wanderzirkus, der mit seiner elenden Tiertruppe in trostlosen Touren ohne Ende von Kleinstadt zu Kleinstadt tingelt. Dieses Haar war das Haar eines Kranken. Meine Augen, durch jahrzehntelange Betrachtung von Gesichtern, Händen, Haaren, Brüsten, Bäuchen und Gliedmaßen geschult, auch die feinsten, zunächst noch gar nicht beschreibbaren Abweichungen vom Gesunden wahrzunehmen, waren inzwischen zu hochirritablen Sensoren geworden. Sie sprachen – ob ich es wollte, oder nicht – auf die geringfügigsten Signale von Anomalitäten oder Deviationen an. Diese Kunstfertigkeit war über viele Jahre auf die optische Abtastung von Oberflächen begrenzt geblieben. Später verhalf sie mir mehr und mehr, auch die darunter gelegenen Schichten zu durchdringen, quasi eine visuelle Vivisektion, die unblutig verlief und größte Detailtreue ermöglichte. Es schien mir, als sei diese Fähigkeit bei mir parallel zu den technischen Fortentwicklungen der diagnostischen Verfahren in der Medizin – wie Röntgenologie, Computertomografie, Kernspintomografie oder andere Elektronenspiele – gewachsen. Als ambivalente Befähigung verführte sie mich dazu, sie sowohl zu genießen als auch zu missbrauchen. Diesmal litt ich unter ihr.

Das Verlangen, den morbiden Vorhang an Diderots Hinterkopf zu durchdringen, wurde ununterdrückbar. Ich schloss die Augen. Die Verflüchtigung des Vorhangs ging rasch in völlige Transparenz über. Schon gewannen die Schichten der Knochen gläserne Durchlässigkeit. Sein Gehirn, monströser Speicher von Visionen und Wünschen, türmte sich als gallertige, aber vollständig intakte Masse dahinter auf. Ich durchbrach seine Stirn, meine Augen sahen die seinen. Sie schienen noch kleiner zu sein als damals. Aber der Hunger des sich selbst verschlingenden Ungeheuers war noch gewachsen. Jetzt, wo ich das Gelände seines Gesichtes vollständig zu überblicken vermochte, wurde mir auch der

Ursprung meines Erschreckens bewusst: Unter der Bräune der Haut lag eine Pergamentschicht, in der schon die Pigmente des vorzeitigen Todes eingelassen waren.

Diderot, immer noch der provenzalische Rübezahl von damals, nur etwas gebeugter, erklimmte die Rednerbühne, starrte sein Auditorium sekundenlang mit dem halb offenen Maul eines Dorfdeppen an – eine Taktik, die er in zahllosen Vorträgen bis zum Äußersten verfeinert hatte. Dann begrüßte er in bestem Oxford-Englisch zunächst seine amerikanischen Kollegen *in diesem grandiosen Renaissancebau*, der, wie er feixend hinzufügte, schon hundert Jahre vor der Entdeckung Amerikas durch Columbus seine Vollendung gefunden hatte. Der zweite Seitenhieb, den er seinen angelsächsischen Freunden erteilte, war, dass er sein Thema *Bleibt die Genkarte des Menschen eine Terra incognita?* mit der Bemerkung begann, er vermute, dass die meisten von ihnen – sofern sie sich überhaupt für französische Literatur interessierten – Gustave Flauberts *Madame Bovary* für dessen Meisterwerk hielten. Eine hartnäckige Fehleinschätzung, wie jeder wirkliche Flaubert-Kenner wisse. Er empfehle ihnen daher statt dieser mittelmäßigen Lektüre, die schon Paul Valéry als *reizlos* bezeichnet habe, das wahre Lebenswerk Flauberts, *La Tentation de Saint Antoine*, die *Versuchung des Heiligen Antonius*. Es gäbe kaum einen gewinnbringenderen Stoff, vor allem für Genetiker. Schließlich sei die Versuchung ihr tägliches Brot. Thomas Mann übrigens habe das Stück als *phantastischen Katalog aller menschlichen Dummheiten* oder so ähnlich bezeichnet. Dann sprang er vom Podest des Rednerpultes herunter, nahm mit der Masse seiner Erscheinung die Mitte der Bühne in Beschlag, breitete die Arme aus und rief:

»Hören Sie selbst die *Versuchungen der Chimäre*, Messieurs Dames!« Dann begann er zu deklamieren, ein schallender Charles Laughton: *Ich bin leicht und freudig! Ich enthülle den Menschen blendende Aussichten auf Paradiese in den Wolken und ferne Seligkeiten. Ich gieße ihnen den ewigen Wahn in die Seelen, Entwürfe des Glücks, Zukunftspläne ... Ich suche nach neuen Düften, größeren Blumen, ungeahnten Genüssen ...!*

Diderot war freilich ein viel zu raffinierter Rhetoriker, als dass er es versäumt hätte, den soeben von ihm verprellten Zuhörern einen versöhnenden Brocken in den Rachen zu werfen, den sie willig verschlingen würden. Was aber, fuhr er fort, sei Flauberts gepeinigter Heiliger Antonius gegen *Second Coming*, die hintergründige Vision eines William Butler Yeats über die zweite Wiederkunft:

*In immer weitre Kreisen kreisend
Hört der Falke den Falkner nicht mehr.
Alles zerfällt, die Mitte kann's nicht halten.*

Halb geduckt, selbst eine Chimäre, spann er die düstere Schau weiter:

*Aus dem Spiritus Mundi: Irgendwo im Wüstensand
Schiebt eine Gestalt mit Löwenleib und Menschenkopf,
Ihr Blick so blank und unbarmherzig wie die Sonne,
Die tragen Schenkel vor, während ringsum
Die Schatten aufgebrachter Wüstenvögel wirbeln.*

Ruckartig blickte Diderot in die Runde. Die kleinen Tieraugen fuhren zuckend über die Köpfe seines Auditoriums. Dann schleuderte der große Laughton seine letzte anklagende Frage dem unsichtbaren Gott entgegen, der irgendwo oben drohend über dem Kongresssaal thronte:

*Und welche rohe Bestie, deren Stunde endlich
schlägt, schlurft nach Bethlehem, sich gebären lassen?*

Im Saal herrschte für Sekunden Totenstille, dann brachen selbst die linkshirngigsten Erbsenzähler, die finstersten Laborkreaturen, durch jahrzehntelange Tierversuche selbst zu schnüffelnden Rattengesichtern degeneriert, die wächsernen Kirchenväter der Doppelhelix in tosenden Beifall aus. Diderot hatte sie in der Falle.

Die Weltliteratur hinter sich lassend kehrte er zum Rednerpult zurück, sammelte sich für einen Moment und begann dann seine *Opening Lecture*, wie stets ohne Manuskript, mit der präzisen Darlegung, wie sehr ihm und seiner Gruppe künstliche Chromosomen der Hefe, sogenannte *Yacs*, bei der Erstellung der Genkarte des Menschen weitergeholfen hätten. Freilich konnte er es sich im späteren Verlauf seines Vortrags nicht verkneifen, sein Steckenpferd des prophetischen Bedeutungsgehaltes von Namen zu reiten. Hier haben Sie es wieder, *Yeats* und *Yeast*, die Hefe, nur ein Buchstabendreher, das ist der ganze Unterschied!

Mich aber konnte Didi mit seinem Wechselbad aus gallischem Spott und britischem Witz nicht täuschen. Noch stärker als zuvor drängten die Pigmente der Vergänglichkeit an die Oberfläche seiner geerbten Weinbauernhaut. Ich wusste nicht wann und nicht wie es geschehen

würde. Dabei hätte es keiner seherischen Gabe bedurft, wäre mir die außergewöhnliche Geschichte der Zwillingbrüder Diderot noch gegenwärtig gewesen, um vorherzusagen, dass sich Diderot gegen Mitternacht in seinem Zimmer im *George V* aufrichten würde, die Hände mit den dicklichen Fingern zur Opferschale geformt, in die sich die Reinkarnation aller *aufrichtigen Rotweine* seines Lebens als dampfender Blutstrahl schwallweise ergoss. Da er sich nicht ganz sicher war, ob die drahtige Genetikerin aus San Diego, die wegen der Zeitverschiebung hellwach neben ihm lag, Judy oder Jenny hieß, blieb ihm der Trost versagt, der seinerzeit seinem Vater und Onkel Jean-Claude zuteilgeworden war, nämlich sich mit einem letzten *Sehen Sie her!* bei ihren Ehefrauen bemerkbar zu machen. Dafür schaltete Judy (oder Jenny) schneller als seinerzeit die behäbigen provenzalischen Ekehälften von Papa und Onkel Jean-Claude. Mit großer Bestimmtheit forderte sie den Concierge auf, sofort den Notarzt zu alarmieren.

Vierzig Minuten später lag Diderot auf der Intensivstation mit einer blutstillenden Sonde in der Speiseröhre, allerdings auch mit unaufhaltsam abrutschendem Blutdruck. Er selbst aber schwebte bereits in einem Zustand unsagbarer Heiterkeit und grenzenlosen Friedens oben an der Decke über seinem sterbenden Körper und lächelte ein wenig über die ebenso professionellen wie kaltherzigen Bemühungen der Helfer unter ihm. Er wusste: Ihnen lag an seinem Leben vor allem deshalb so viel, weil sie die Horrorvision negativer Schlagzeilen über ihr Hospital anderentags im *Le Matin* drohend vor Augen hatten. Später würde Diderot, wenn ihn überhaupt etwas dazu bewegen konnte, über das Out-of-body-Erlebnis zu sprechen, das Ganze als *finalen Sauerstoffmangel* der Zellen seiner Sehrinde in den okzipitalen Hirnanteilen interpretieren.

10 Hier im Land des Lichts beginnt der Mediterran Ende September seinen melancholischen Rückzug, ein sommersatter Liebhaber, der noch nicht weiß, mit welchen Worten er den Abschiedsbrief beginnen soll. Der Mistral, den er gegen Hirtenbehausungen und Amphitheater anrennen lässt, erweist sich als ungeeignetes Idiom, zu ungestüm, um die Sommergeliebte in jene Trance zu versetzen, die den Schmerz des Verlassenwerdens erträglich macht. So begnügt er sich, ab und zu die Stände der Nougatverkäufer von Montélimar auf die *Route nationale* zu legen, an der sie den rückströmenden Holländern,

Deutschen und Skandinaviern die Restposten ihrer klebrigen Süßigkeiten anzudrehen versuchen. Weil sich die Novemberangst schon in die Nacken der Heimkehrenden verbissen hat, kaufen sie willig jeden Schund wie ein unvergängliches Andenken.

Am Rande von Tarascon ortete ich nach zahllosen Telefonaten und Faxen Diderot auf seinem Landgut, drei Monate nach seinem Blutsturz. Er begrüßte mich mit der Versicherung, die Einwohner verehrten ihn wie *Tartarin von Tarascon*, vor allem, weil er weit und breit der beste Steuerzahler sei. Sonst aber ließen sie ihn in Ruhe. Er genieße das Privileg eines Narren, von dem niemand genau wisse, wofür man ihn halte solle: für einen läppischen Tölpel, der grenzenloses Vertrauen verdiene, oder für einen Unhold, abgerichtet auf die Schändung von Jungfrauen im narkotischen Duft der Lavendelfelder.

Dann lagerte Didi, vor Wochen noch ein massiger Gargantua, den Restleib, der er jetzt war, in die Höhlung eines eichenen Lehnstuhls. Ein grotesker Schrumpfungsprozess hatte ihn zu einer Fledermaus gemacht mit müllfarbigem Teint und krankhaft glänzenden Lippen. Unter dem kuttenartigen Umhang wölbte sich ein Kugelbauch, bis zum Bersten gefüllt mit der Flüssigkeit, die sich vor seiner Leber staute. Ich stellte mir vor, wie man sie mit einer Punktionskanüle entleerte. In warmem, bernsteinfarbenem Strahl würde sie sich Liter um Liter in die Auffanggefäße entleeren. Diderot tippte grinsend mit einem Knochenfinger gegen die federnde Wölbung:

»Du siehst, das Fitzelchen DNA in Papas Erbgut hat sich, wie zu erwarten, durchgesetzt, das *Froschbauch-Gen*, so könnte man es euphemistisch bezeichnen. Das unvergängliche Erbe derer von Diderot.«

Dann holte er zu einem gewaltigen Gelächter aus, die diderotsche Posaune von einst, dröhnend, aber ohne die abgründige Resonanz von früher. Mit einer sakralen Gebärde hob er die fleischlosen Hände empor und rief:

»Oh, *mon frère*, wie siehst du aus, was ist los? Dein edles Maul hängt links und rechts herunter, als spielte im Salon nebenan Chopin leibhaftig einen *Valse triste*, während die Legionen seiner Schwindsucherreger zur letzten Attacke blasen! Die Auflösung seiner Proteine steht kurz vor der Vollendung.«

Dann legte er die Hände auf die Köpfe der beiden Dalmatiner, die links und rechts aufrecht neben ihm saßen. Wie auf Kommando hoben sie die witternden Schnauzen zu ihm hoch und stießen unisono einen *wiauguff*-Laut aus.

»Ursprünglich wollte ich sie *Crick* und *Watson* nennen. Eine törichte Idee, wie ich rasch erkannte. Denn sie sind viel zu schön, vor allem aber viel zu weise, um einen Plan zu haben, vollendete Entwürfe, keines Schöpfers bedürftig. Jetzt heißen sie einfach *Droite et Gauche*, rechts und links. Das bezeichnet nichts als das Revier jedes einzelnen. Es nimmt nichts vorweg, drückt ihnen kein Brandzeichen auf. Sie sehen total gleich aus, nicht wahr? Allerdings nur für die anderen. Ich alleine kann *Droite* und *Gauche* an einem winzigen Merkmal unterscheiden. Streng dich nicht an! Mit den Augen ist es nicht zu sehen. Seit ich sie so getauft habe, hat noch nie einer seine Seite verwechselt. Wenn ich mit einem Problem in der Sackgasse bin, rufe ich sie zu mir. Dann lege ich meine Linke auf *Gauche* und die Rechte auf *Droite*. Die Wärme ihres Blutes dringt durch meine Handflächen, steigt bis zum Herzen, geht als Impuls bis zu meiner Stirn. Du weißt, in meinem Institut rechnen wir fast ausschließlich und experimentieren kaum. Experimentieren ist was für Kurzdenker, die alle Resultate begripschen müssen wie die Hintern ihrer Sekretärinnen, weil das klare Licht der Mathematik ihre unsystematischen Gehirne in Schwindel versetzt. *Droite* und *Gauche* beherrschen inzwischen die Infinitesimalrechnung. Besser gesagt, die Lösungen, die aus ihren warmen Schädeldecken über meine Hände in meinen Kopf aufsteigen, sind im Allgemeinen nur durch Integral- oder Differenzialgleichungen zu finden. Natürlich *rechnen* sie nicht im herkömmlichen Sinne. Ihre Methode ist viel genialer: Sie finden zuerst die Lösung und dann verfolgen sie schrittweise den Weg zurück, der zum Ausgangsproblem führt. Du würdest dich wundern, wie viele Artikel wir gemeinsam publiziert haben! Nur die Idioten von *Nature* und *Science* weigern sich beharrlich, sie als Koautoren mit aufzuführen.«

Didis Pranken begannen symmetrisch mit wiegendem Rhythmus, das Fell über der Nasenwurzel von *Droite* und *Gauche* einer unendlich sanften Massage zu unterziehen. Die Gebärde war von hypnotischer Wirkung. Die Lider der beiden Tiere senkten sich kaum wahrnehmbar immer tiefer, bis schließlich das warme Leuchten ihrer Augen völlig verdeckt war. Diderot, ein tödlich verwundeter Merlin, schon angeweht vom ewigen Schlaf im Wald von *Brocéliande*, verwob uns, *Gauche*, *Droite*, mich und vielleicht auch sich selbst in einen Zustand unentrinnbarer Trance, die nicht der Schwermut entbehrte. Der Mistral fauchte in immer wiederkehrenden Attacken gegen die Festungsmauern von Diderots Landsitz und zog sich jedes Mal mit blutiger

Nase zurück. Das Licht des späten Nachmittags drang durch die Fens-
tergewölbe, ein gelassenes Licht, das sich schon in den Rüstungen der
römischen Legionäre gespiegelt hatte. Die Hunde waren inzwischen in
spiegelbildlicher Haltung, wie Wachskerzen im Sonnenlicht, nach bei-
den Seiten zu Boden gesunken.

Didi, der Magier, beherrschte seine Kunst perfekt. Wie damals in den
Nächten, als wir Ziegenkäse wie das Brot des Lebens in uns hineinstopf-
ten, unterbrach er mit untrüglichem Instinkt unseren Dämmerzustand
kurz vor Eintritt der narkotischen Phase. Über die Schulter brüllte er
nach rückwärts in die Tiefe des Raumes ein dröhnendes *Marie-Louise!*
Die Tiere und ich fuhren hoch, wurden zu katatonisch erstarrten Figu-
ren. Gemeinsam horchten wir auf die herantapsenden Schritte. *Marie-*
Louise löste sich aus dem Dämmer, eine schwerleibige Alte, die einen
Dunst aus Mäusefell, Schimmel und gewärmter Milch verbreitete. Der
Mäusegeruch überwog eindeutig. Didi griff in die Falten des obersten
ihrer unzähligen Röcke, zog sie zu sich her und tupfte ihr einen Kuss
auf die Stirn, von dem sich nicht sicher entscheiden ließ, was überwog:
Ehrfurcht oder galante Respektlosigkeit.

»Hol uns den Cidre, Marie-Louise!« und gleichzeitig abwehrend
zu mir: »*Mon frère*, keine Angst, ich habe nicht gesagt, *hol uns Ci-*
dre, sondern hol uns *den* Cidre. *Der* Cidre, den sie uns, besser gesagt,
mir bringen wird, sieht aus wie Cidre, gluckert im Glas wie Cidre, er
schmeckt sogar wie Cidre und kostet fünfmal soviel wie Cidre. Aber
er ist kein Cidre. Oder vielmehr, er ist ein Cidre für Leute wie mich,
Leute, deren Lebern sich vollgesogen haben mit den kostbaren oder ein-
fachen Weinen der Bourgogne, des Roussillon oder Languedoc, mit den
Gewächsen der Champagne, mit Pastis oder diversen Vieux Cognacs.
Nun lagern sie, diese Lebern, wie Wackersteine in den Bäuchen und
keltern ihren eigenen Saft mit überschwellender Großzügigkeit. Und
die Leute mit den Wackersteinen im Bauch jammern und kaufen sich
für Gangsterpreise diesen Cidre, der kein Cidre ist. Denn er ist nichts
als ein synthetisches Gesöff ohne ein Molekül Alkohol, gebraut von
einem genialen Lebensmittelchemiker. Er versorgt Frankreich flächen-
deckend mit seinem *Cidre vital*. Reste seines guten Geschmacks haben
ihn davor bewahrt, ihn *Cidre immortel* zu taufen. Er ist mittlerweile
Besitzer zweier Loire-Schlösser, einer Art Privatkathedrale in der Nähe
von Avignon und einer Luxusjacht namens *Ivresse*. Von Juni bis Ende
September kreuzt er auf ihr in einem bacchantischen Delir zwischen

Nizza und Perpignan hin und her und her und hin, ein fliegender Holländer des Mittelmeeres. Aus den Bordlautsprechern plärrt der Spatz von Paris *Non, je ne regrette rien* und in den Zusatztanks gluckert der Cidre, der echte allerdings. Denn *Monsieur Cidre*, wie ihn ganz Frankreich nennt, gehört zwar auch dem Wackerstein-Club an, aber er hat wiederholte Eide geleistet, seinen Körper niemals auch nur mit einem Tropfen *Cidre vital*, dem unerschöpflichen Quell seines fantastischen Reichtums, zu entweihen.«

Marie-Louise schlurfte herein, angekündigt von der Bugwelle des Mäusegeruchs, mit einem hölzernen Tablett, zwei Gläsern und zwei Krügen, an denen sie mit geschlossenen Augen blitzschnell roch, um dann den einen vor Diderot, den anderen vor mir zu platzieren.

»Sie ist der einzige Mensch«, klärte Didi mich auf, »der *Cidre vital* und echten Cidre todsicher mit der Nase auseinanderzuhalten vermag. Meinen Freunden würde ich natürlich niemals die Beleidigung eines *Cidre vital* zufügen. Unter uns, mon frère, manchmal wünsche ich mir im Stillen, Marie-Louise irrte sich wenigstens einmal, aber ich bin mir absolut sicher, es wird niemals passieren.«

Als Marie-Louise im Hintergrund verschwunden war – nur das Mäusefell-Odeur stand noch für Sekunden vor ihr Double im Raum – beugte Diderot sich vor und flüsterte mir zu:

»Im Übrigen, nur wenige meiner Freunde kennen das Geheimnis: Marie-Louise war meine Amme. Ich kann mich an alles erinnern vom ersten Tag an. Natürlich glaubt es mir keiner. Aber Marie-Louise hat es mir wiederholt bestätigt. Damals war sie eine umwerfende Frau von brutaler Weiblichkeit. Sie verbreitete einen Dunst aus Blut, Milch und Geschlecht um sich. Zugleich aber hielt sie sich die brünstigen Männerscharen vom Leib. Nur wenn *sie* wollte, gab sie ein winziges Signal der Hingabe, und der Auserwählte blieb ein Leben lang gezeichnet. Zuerst habe ich mich geweigert, auch nur einen Tropfen ihrer Milch in meinen damals noch jungfräulichen Körper einzusaugen. Was sage ich *Milch*! Was in ihren Brüsten schwoll, war eine dampfende animalische Sahne. Ich weigerte mich einen ganzen Tag lang. Eine Ablehnung, die Marie-Louise nie zuvor erfahren hatte. Man hielt mich für krank. Doktor Moretat faselte etwas von *perinataler Trinkschwäche*. Wie sollte der Schwachkopf auch ahnen, was es heißt, erstmals die Brust zu nehmen oder *nicht*. Wie sollte er begreifen: Es ist die erste Entscheidung des Menschen für oder gegen etwas, was er begehrt. Wie er *diese* Entscheidung

trifft, so wird er alle Entscheidungen seines Lebens treffen. Er kann sich wie ein Mongoloider mit Milch vollgurgeln, blind gegen die Ästhetik seiner Quelle, ein brutaler Säuer. Er kann mit bourgeois Habgier die winzigen Krallen ins Fleisch der Brüste graben, das erste Recht von zahllosen späteren, die er einklagen wird. Er kann sich die ganze Sache auch erst einmal betrachten, sich wärmen am Schimmer des Fleisches, den feuchten Brodem ansaugen, mit tastender Zunge die Warzen erspüren und schließlich den warmen, fettigen Strom des Lebens in köstlichen Schlucken ins Körperinnere rinnen lassen. Mein Vorgehen war völlig anders. Ich betrachtete das Ganze als methodischen Prozess von höchster Komplexität. So viel gab es zu prüfen! Wer war diese Quelle? Warum dieses Wesen und nicht Maman? War es wirklich das Beste vom Besten, das man für mich bereithielt? Vor allem aber: wollte ich überhaupt? Du musst zugeben, ein Tag ist für alle diese Entscheidungen wahrhaftig nicht zu lange. Aber dann, mon frère, als ich mich entschlossen hatte, sicherte ich mir mit festem Griff – Marie-Louise soll kurz aufgestöhnt haben – meinen Anteil am Leben. Schmatzend saugte ich binnen Minuten beide zum Platzen gefüllten Brüste leer zu schlaffen Anhängseln. Am Ende dieses Gewaltaktes sanken Marie-Louise und ich in restloser Erschöpfung zurück auf das Lager und schliefen traumlos sechs Stunden.«

Diderot richtete sich auf, wartete kurz die Wirkung seiner Säugerstory ab und versuchte sich dann wieder in einem Rabelais'schen Gelächter, das allerdings einen kichernden Beiton hatte:

»Auf diese Art, mon frère, habe ich bis heute alles verschluckt und verschlungen. Weine, Frauen, Moleküle, Erleuchtungen. Darum, siehst du, bin ich gefüllt bis zum Bersten!«

Er packte sein Glas mit dem sündhaft überbeuerten *Cidre vital* und begann ihn mit geschlossenen Augen in gargantuesken Schlucken seinem überdehnten Körper einzuverleiben.

Überraschend plötzlich fiel die Dämmerung ein. Die Konturen der Gegenstände begannen zu verschwimmen. Auch die Wucht des Mistrals flaute ab. Es schien kühler zu werden im Raum. Sein Zentrum war ausgefüllt von Diderot, nunmehr ein gesichtsloser Schattenhügel. Zu seinen Füßen die Dalmatiner, Statuen, deren Schimmer verglomm. Sie bildeten ein Triptychon, dessen *memento mori* in seiner Mitte von den Metaphern des Lebens flankiert war. Über allem schwebte eine Mixtur aus getrocknetem Lavendel und dem sauren Bukett des Cidre.

Vorausseilende Trauer erfasste mich, dieses zwiespältigste Gefühl des Arztes. Unzählige Male war ich ihr unterlegen, ein mephistophelisches Privileg, das keine Abnutzung erleidet und zur äußersten Stummheit führt. Hunderte Türen von Krankenzimmern, die sich hinter mir geschlossen hatten, mein Rücken im Fadenkreuz von Blicken, geweitete Linsen, stygische Augen, zerfallende Netzhäute. Die Antizipation des Todes. Jetzt drängte sie sich wieder auf.

»Es war nicht mehr als ein Antichambrieren« sprach Diderot in die Stille des Raumes. »Damals, an meinem Nahe-Todes-Tag, als ich beinahe verblutete. Zugegeben, ein bemerkenswertes Vorzimmer und dennoch enttäuschend. Die Nahe-*Leben*-Ereignisse sind bei Weitem aufregender. Alles war, wie in den Büchern beschrieben. Ich sah unter mir die armen Kerle, schweißstriefend vor Angst, wie sie meine sterbliche Hülle bearbeiteten. Eine kaltschnäuzige Panik, in der sie ihre Hackordnung trotzdem penibel befolgten. Wo immer nur Platz war, schoben sie Tuben, Katheter und Sonden in die Labyrinth meines Gekröses. Ich hatte Mühe, mich nicht selbst zu bedauern. Immer, wenn sie glaubten, die Sache einigermaßen im Griff zu haben, rülpste ich ihnen die nächste Portion Blut auf Kittel und Schuhe. Selbst der kleinen Anästhesistin aus Martinique rieselten Schweißrinnsale über die Schokoladenfurchen ihres Rückens bis zwischen die Pobacken. Von oben war alles bestens zu übersehen. Man hatte mir ja die Proszeniumsloge im Jedermann-Spiel zugedacht. Mein Leib oben an der Decke des Notfallraumes war gewichtslos, zum ersten Mal in meinem Leben. Du weißt, man hat in Experimenten versucht Sterbende zu wiegen, um das Gewicht des *Astralleibes* zu bestimmen. Irgendwelche Zahlenfetischisten haben dabei 30 g herausbekommen. Eines Tages werden sie das Molekulargewicht des Heiligen Geistes entschlüsseln. Aber ich garantiere dir, sofort wird ihnen ein Kurienkardinal zehn Millionen Dollar auf ein Nummernkonto in Zürich transferieren, damit sie alles wieder vergessen.«

Ich öffnete meinen Mund, aber ich war ein Fisch. Ich steckte im Gelee des sich schwärzenden Todeszimmers. Irgendwer streute zerbröselnden Lavendel auf meine Schuppen. Die Dalmatiner schienen sich witternd aufgerichtet zu haben. Dann glaubte ich ihre zärtlichen Zungen zu hören, wie sie Didis Handrücken mit unendlicher Vorsicht beleckten.

»Dann war alles wie es geschrieben steht bei Dr. Moody und Kon-sorten, ein Summen, irgendwie elektronisch, ein langer, dunkler Tunnel. Ich fiel in das Lichtlose. Es begann mich *hinüberzuzugleiten*. Eine

verzehrende Sehnsucht. Ein schluchzendes Hinüberreichen in das vollkommen Andere. Ahnungen an der Klippe der Ichlosigkeit. Unfassliche Bedeutungsschwere und völlige Bedeutungslosigkeit *in einer Gleichung*. Es war das Nichts, das gleichzeitig für das Ganze stand. Der äußerste Rand der Entgrenzung. Einfacher gesagt, Gott hielt mir die Knackwurst der Ewigkeit vor die Nase, aber ich schnappte nur in den Widerhaken des Diesseits.«

Diderot ließ sein ausgehöhltes Lachen in den Raum schallen und haute auf einen versteckten Schalter. Licht fuhr mir stechend in die Augen. Die Hunde winselten. Marie-Louise trippelte ins Zimmer, riss die Cidre-Krüge vom Tisch und stieß die Fenster auf. Die Dalmatiner fuhren jaulend in die Höhe. Didi bleckte die Zähne und hechelte mich an:

»Es kostet vierzehnhundert Dollar.«

»Was?«, entfuhr es mir.

»Das Programm, mon frère.«

»Welches Programm?«

»Das Nahe-Tod-Programm.« Ich verstand nichts. Didi beugte sich zu mir vor, ein Lehrer zu seinem behinderten Schüler.

»Susan Blackmore« erklärte er nachsichtig, »Lehrbeauftragte für Sozialpsychologie an der Universität Bristol. Sie hat ein Nahe-Tod-Programm geschrieben. Wir haben es im Archiv meines Institutes auf CD-ROM. Es simuliert den 'Tunnel' absolut perfekt. Auf dem Bildschirm ist es praktisch identisch mit dem, was ich sah, als ich beinahe starb in dem Vampir-Hospital in Paris. Sie hat alles berechnet und kann es simulieren. Die geniale Software des finalen Zwischenzustandes. Der Tunnel und sein jenseitiges Dahinter sind nichts als das letzte Rauschen der Sehrinde des sterbenden Gehirns. Neurone, die ihren Dienst quittieren. Das Jenseits als Abfallprodukt des terminalen Sauerstoffmangels. So einfach ist das, mein Freund. Morgen spiele ich es dir vor. Für den Blick ins ewige Leben brauchst du nichts als einen schnellen Rechner und Susans Silberscheibe. Gute Nacht! Das war's. Droite und Gauche sind sterbensmüde. Im Turmzimmer wird Marie-Louise dir einen Krug richten – mit Milch.«

11 In schrägen Schauern ergoss sich der Regen schubweise über Paris und teilte die Herden der durchnässten Touristen in zwei Ströme. Der eine drängte in die Museen, vor allem den *Louvre*, den *Jeu*

de Paume und das *Centre Pompidou*, der andere verteilte sich auf die überfüllten Bistros des 1., 2. und 9. Arrondissement. Im ersten Strom überwogen Deutsche und Niederländer, im zweiten Amerikaner. Alles in allem ein Oktobermorgen, schlecht für die Bouquinisten an den Seine-Quais, ergiebig für die Taschendiebe. Ihre in Jahrhunderten in nordafrikanischen Souks und Bazaren zur Hochkultur entwickelte Fingerfertigkeit feierte jetzt Triumphe. Sie degradierten die Schichten der Kleider, die Brieftaschenfächer, die Reißverschlüsse der Damenhandtaschen und selbst die Brustbeutel hagerer Rucksackträger aus Manchester zu lediglich virtuellen Hindernissen.

An der Rue Monge, unmittelbar neben der École Polytechnique, entließ mich mein Taxi in eine knöcheltiefe Pfütze, eine Art Zisterne, die schmatzend meinen linken Schuh auffüllte. Ich hatte es eilig, denn ich war um zehn mit Diderot verabredet. Aber die Schlacht um ein Taxi hatte mich mehr Zeit gekostet als geplant. Zuerst glaubte ich mich in der Nummer geirrt zu haben, denn in meiner Vorstellung war Didis Institut, immerhin eine Forschungseinrichtung von Weltrang, eine Art Miniatur-Pentagon mit Antennengewirr, Sendemasten und Satellitenschüsseln auf den Flachdächern, der ganze Komplex bewacht von einer französischen Spielart der Marines, d. h. Schnauzbärte statt kahl geschorener Schädel. Was ich betrat, unterschied sich nicht von den typischen bürgerlichen fünfstöckigen Pariser Wohnhäusern. In der Concierge-Loge allerdings saß ein kurzsichtiger Mensch, dem irgendein vielleicht noch unentschlüsselter genetischer Defekt die doppelte Halslänge beschert hatte, wahrscheinlich aber auch einen entsprechenden Zuschlag zu seinem Intelligenzquotienten. Er spielte an seinem Power-Computer herum, auf dessen Bildschirm unablässig mathematische Zeichen und Symbole von links nach rechts dahintrieben wie abgebrochene Aststücke auf den Fluten eines Hochwassers. Bevor ich irgendetwas sagen konnte, zeigte er mit einem Hänsel-und-Gretel-Finger auf den Fahrstuhl, der mit seiner lästerartigen Innenbeleuchtung und der roten Samtauskleidung den Charme eines Stundenhotels ausstrahlte. Meine Suche nach Stockwerk-Knöpfen verlief negativ. Außer einem roten *alarme*-Knopf wies der muffige Käfig keinerlei Steuerungselemente auf, setzte sich dafür aber schlagartig von selbst in Fahrt und rauschte in überraschendem Tempo bis ins oberste Stockwerk. Dort spuckte er mich durch die auseinanderweichenden Scherengitter auf einen Korridor aus, der zu fünf Türen führte. Die ersten vier trugen keinerlei

Aufschrift und hatten keine Klinken. Auch ein Klingelknopf war nirgendwo auszumachen. Die fünfte Tür hatte wenigstens einen Knauf. Im oberen Drittel las ich statt irgendeiner Aufschrift wie *Internationales Institut für Genetik* oder so ähnlich in einer Art Computerschrift die Zeilen:

*Les sanglots longs
Des violons de l'automne
Blessent mon cœur
D'une lueur monotone.
Verlaine*

Noch während ich versuchte, zwischen dem genetischen Code des Menschen und dem *langen Schluchzen der Violinen* Verlaines einen auch nur halbwegs sinnvollen Zusammenhang herauszufinden, riss Diderot von innen die Tür auf:

»Hast du's herausgekriegt?«

»Was?«

»Den Verlaine'schen Erguss!« und ohne abzuwarten: »Mach dir nichts daraus, du wärest der Erste gewesen. Selbst Mitglieder der Académie française standen wie Esel davor. Es ist einer der wenigen Zusammenhänge auf dieser Welt, den man durch Knobeln nicht herausbekommen kann. Aber dir gebe ich einen kleinen Tipp: Was war am 5. Juni 1944?«

»Die Invasion?«

»Hervorragend!«

»Trotzdem will es mir nicht dämmern.«

»Kann es auch nicht. Ein weiterer Tipp: Das Violinenschluchzen wurde als Funkspruch missbraucht.«

»Von wem?«

»Den Alliierten.«

»Am 5. Juni 1944?«

»Richtig. Die Verlaine'schen Geigen waren das Codewort für den Beginn der Invasion. Und stell dir vor, die Deutschen haben den Funkspruch tatsächlich abgefangen. Ja, irgendein Schlaufuchs unter den Dechiffrierern hat ihn sogar an das Oberkommando der Wehrmacht weitergeleitet. Aber Hitler geruhte auf dem Obersalzberg zu schlafen und Rommel nahm zuhause ein Bad, um sich den Wüstensand endlich von den Füßen abzuspuhlen. So werden Schlachten entschieden!«

»Dennoch, Didi, und was hat das Ganze mit Gentechnologie zu tun?«

Diderot beugte sich vor, die zu kleinen Augen wieselten ein paar Mal hin und her. Ihr Weißes hatte einen Gelbstich bekommen:

»Aber jetzt ist es doch klar: Auch hier, in diesem Institut, hat Verlaine eine Invasion eingeläutet, einen Einbruch, gegen den das Eindringen der Alliierten damals in der Normandie eine vergleichsweise harmlose Manöverbewegung war. Diese Invasion wird mehr entscheiden als den Ausgang eines Krieges. Es ist der Auftakt zur Mutter aller Schlachten. Es geht um die Invasion in das Genom, das Erbgut des Menschen!«

Er verharrte einen Augenblick vorgebeugt mit halb offenem Mund. Der weiße Laborkittel fiel in grotesken Stoffkaskaden von seinem Körper, das makabre Chorhemd eines gezeichneten Clowns, in der Körpermitte abgespreizt vom Kugelbauch, der mir seit Tarascon noch gewachsen zu sein schien. Diderot fasste mich an der Hand und schleppte mich durch neonbeleuchtete Flure, die sich unerklärlicherweise innerhalb der begrenzten Fläche des Obergeschosses endlos ausdehnten. Die zahllosen Türen, die in sie einmündeten, standen alle offen. Sie führten in je einen gleichartig eingerichteten Raum, eigentlich nur eine Rechenzelle, in der vor einem Pentium-Rechner immer der gleiche dünnhalsige Mensch saß, ein klonierter Ableger des Quasi-Concierge im Eingangsgeschoss. Der Klonierte ließ regungslos einen Strom aus Zahlen, Wurzeln, Binomialkoeffizienten und Differenzialquotienten an sich vorbeigleiten. In völlig unsystematischen Abständen fuhr dann die Hand des einen oder anderen Stromwächters mit der Geschwindigkeit eines Hühnerbussards zur Maus und stoppte mit einem Doppelklick den Zeichen und Zahlenfluss, eine Bewegung, die regelmäßig den Aschenkegel der Gauloise zum Absturz brachte. Die japanischen Varianten der Rechenknechte schienen mir dabei noch einen Tick flinker zu sein als der Durchschnitt, während die karibischen Exemplare vergleichsweise am trägsten reagierten, vielleicht eine Erblast, in der noch die Melancholie ihrer ausgepeitschten Vorväter auf den schwülen Zuckerrohrplantagen mitschwang.

Diderots Gehäuse am Ende des Labyrinths unterschied sich in dreierlei Hinsicht von den fensterlosen Klausen seiner Rechenmarionetten: Es war um ein Vielfaches größer. Ferner gab eine durchgehende Fensterfront nach Norden den Blick über die *Île de la Cité* mit den regenverhüllten Türmen von *Notre-Dame* auf die nahezu brutale Weitläufigkeit der Stadt frei, und schließlich blickten mich auf Diderots Schreibtisch

Gauche und *Droite* mit wacher Intelligenz aus ihren silbernen Bilderrahmen an.

»Hier oben«, dozierte Diderot mit weit ausgreifender Gebärde, »habe ich das, was der Wissenschaftler am dringendsten benötigt: *Abstand*. Die meisten sind zu nahe am Objekt. Sie sehen etwas, aber sie *schauen* nicht!«

Mich machte die Wolkenjagd vor der Glasfront beklommen. Sie erzeugte in mir die Klaustrophobie eines Leuchtturmwärters, der plötzlich feststellt, dass sein Turm keine Ausgangstür hat.

»Meine Ideen sind Sturmvögel. Erst der Gegenwind gibt ihnen Auftrieb.«

Didis erhobene Arme wurden zu Schwingen, die gegen imaginäre Böen ankämpften. Jetzt wirkte er ganz schwerelos. Man hätte die Fenster öffnen und sehen können, wie er entschwebte.

»Hier also entwirfst du deine Korrekturen am Buch des Lebens?«, fragte ich zögernd.

»Mon frère«, entgegnete Diderot, »was für hochtrabende Worte! Buch des Lebens! Was soll sich ein Mensch darunter vorstellen? Bilder aus der Kinderstunde von Wissenschaftsmagazinen. Hört sich zunächst ganz gut an. Noch besser ist *Bibliothek des Lebens*. Kapiert fast jeder. Das Alphabet des Lebens besteht aus nur vier Buchstaben: A, T, C und G. Je drei formen ein Wort, die Wörter fügen sich zu Seiten zusammen, die Seiten zu Büchern, und da steht sie, die Bibliothek des Lebens. Gefüllt mit 1.000 Bänden, jeder davon hat 1.000 Seiten und jede Seite enthält 3.000 Buchstaben. Eine wunderbare Vorstellung. Dann wird die Tür aufgestoßen und wer da hereintrampelt, ist Diderot, das Monster, ein abgründiger Bibliothekar, ein buchstabenfressender King Kong, der seinen Wanst mit dem *Alphabet des Lebens* mästet. Er wiederkaut den Buchstabensalat nach seinem Gutdünken und rülpst ihn in die *Bibliothek des Lebens* zurück, Herr des herrenlosen Textes. Das ruft bei den Menschen diese mittelalterlichen Ängste vor der Gentechnologie hervor!«

Ich sah, wie ihn seine Suada anstrengte, aber bevor ich etwas entgegen konnte, fuhr er fort:

»Was ist die *Bibliothek des Lebens* in Wirklichkeit? Du weißt es so gut wie ich. Ein DNA-Faden, etwa so lang wie der Mensch, ein Meter achtzig. Und was mache ich? Ich verändere Moleküle, weiter nichts. Auch die Natur verändert Moleküle, sie betreibt Gentransfer, seit es so etwas wie die Evolution gibt. Der Unterschied zu meinem Metier besteht einzig

darin, dass wir den Plan der Natur nicht kennen, wenn es ihn überhaupt gibt. Ich bezweifle das nach wie vor. Die Genetik spielt ebenfalls mit Molekülen, aber nach einem Plan. Und diesen Plan bestimmt sie selbst. Was ist dir lieber?»

»Schön, Didi. Diese Argumentation eignet sich, was du genau weißt, hervorragend für Rundtischgespräche unter dem Motto *Gentechnologie – Fluch oder Segen?* oder so ähnlich. Für mich hat sie etwa so viel Überzeugungskraft wie die Begründung Trumans, warum, um Gottes willen, denn die Amerikaner Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki abwarfen, wo doch der Krieg praktisch schon gewonnen war. Wahrscheinlich kennst du seine entwaffnende Antwort: *Weil wir sie erfunden haben!*«

Diderot hatte dieses Spiel mit Argumenten um Gentechnologie in hundert ernst zu nehmenden oder populistischen Gesprächsrunden bis zur Erschöpfung in allen erdenklichen Medien ausgereizt. Was wir praktizierten, war der Vollzug von Ritualen, die keinerlei Einfluss auf irgendeine Entscheidung hatten. Dinge konnten gemacht werden und man konnte über sie reden. Das eine hatte mit dem anderen nichts zu tun. Wir wussten es beide.

»Lass es mich neutral ausdrücken«, schlug Diderot vor. »Was ich mache, ist nichts anderes, als dass ich den Spuren von Denis Diderot folge. Seinen *Traum d'Alemberts* träume ich mit meinen Mitteln weiter. In *d'Alemberts Traum* lässt sich der Mensch in unzählige »Atommenschen« auflösen. Wie die Eier von Insekten werden sie in einem warmen Raum in kleinen Tüten aufbewahrt. Jede Tüte trägt eine Aufschrift. Es gibt Tüten für Krieger und Könige, Dichter und Bauern, lockere Mädchen und Philosophen. Eine Zeit lang bleiben sie eingepuppt. Dann durchbrechen sie ihre Hülle und schlüpfen als Schmetterlinge aus. So kann aus den Überresten eines Einzigen eine ganze Gesellschaft aufgebaut werden.«

»Huxleys *Schöne Neue Welt* im Endeffekt ein Plagiat Diderot'scher Züchtungsfantasien?»

»Ich weiß nicht, ob Huxley *d'Alemberts Traum* gelesen hat. Ich bezweifle es. Seine Genialität bedurfte keiner abgekupferten Vorlagen.«

»Und du träumst den d'Alembert'schen Traum mit den Werkzeugen des einundzwanzigsten Jahrhunderts weiter in deine Schöne Neue Welt?»

Diderot schüttelte heftig den Kopf:

»Das genau ist der grundlegende Irrtum! Schön oder hässlich. Das sind Begriffe, die ihre Inhalte verloren haben. Der gesunde Mensch gehört

der Vergangenheit an. Im Erbgut jedes ›Gesunden‹ finden sich durchschnittlich 20 kranke Gene. Was heißt da noch gesund oder krank? Es gibt Gene, die sich ändern oder verändert werden. In den Regenwäldern Hinterindiens, auch auf Sumatra und Borneo gibt es den Argusfasan. Er hat fantastische Flügel mit zahlreichen wunderbaren Augenflecken darauf, eine Schönheit. Aber mit diesen Flügeln misst er bis zu 2 m, sodass er kaum laufen kann, geschweige denn fliegen. Was ist das für ein Vogel? Ein schöner Vogel oder ein kranker Vogel? Die Clochards unter den Seine-Brücken, sind sie Asoziale oder Behinderte? Ich neige zur letzteren Auffassung. Darum erscheint es mir auch wesentlich sinnvoller, Milliardenbeträge in das Genom-Projekt zur Entschlüsselung des menschlichen Erbguts zu stecken als nur einen Franc in die sogenannte Resozialisierung von Wermutbrüdern.«

»Warum setzt du dann aber den Großteil deines Forschungspotenzials zur Früherfassung von Erbkrankheiten und zur Behandlung von genetischen Defekten ein?«

»Weil die meisten Genforscher noch in den alten Klischees verhaftet sind. Sie kommen aus der selbst angelegten Zwangsjacke von gut und böse, krank und gesund nicht heraus. Ihnen fehlt ein Arbeitszimmer mit meinem Panorama«, grinste Diderot. »Wie gesagt, es ist eine Frage des Abstands. Ihre Ideen sind quasi Auffahrunfälle des Denkens mangels genügender Distanz.«

Diderot begann in seiner Klausur auf- und abzutigern.

»Mein Institut verdankt einen Teil seines Rufes der Tatsache, dass wir das Gen der *Tay-Sachs*-Krankheit aufgedeckt haben. Mein Mitarbeiter David Perls hat die Hauptarbeit geleistet. Du wirst ihn später kennenlernen. Die *Tay-Sachs*-Kinder werden nach wenigen Monaten zu blinden Idioten, weil sie ein bestimmtes Protein in ihrem Gehirn massenweise ablagern. Auf der Netzhaut weisen sie einen roten Flecken auf. Nach durchschnittlich zwei Jahren sind sie tot. Nun hat man ein Programm gestartet mit dem Namen *Dor Yeshorim, die aufrechte Generation*. David Perls war maßgeblich beteiligt. Man erfasst möglichst viele jüdische Jugendliche und rät den Defektträgern dringend ab zu heiraten. Hunderte geplanter Ehen sind durch solche Gentests, jeder kostet 25 Dollar, verhindert worden und in Brooklyn und bestimmten ultraorthodoxen Gemeinden Israels ist die *Tay-Sachs*-Krankheit nahezu verschwunden.«

Diderot blieb stehen und beugte sich über mich:

»Das sind die Fortschritte, die sie von uns erwarten. Sie sollen sie haben!«

Seine Stimme wurde rau, sein Atem strömte den Geruch nach zerfallender Leber aus.

»Aber, *mon frère*: Der *Tay-Sachs*-Defekt ist *die* typische jüdische Erb-last. Sie gehört zu den Juden wie Talmud und Tora. Und *die* wollen sie vernichten! Eine Perversion! Zum Schluss werden sie aussehen wie die Prototypen der nordischen Herrenmenschen. Du bist ein Masochist, habe ich zu David Perls gesagt. Und willst du wissen, was er mir antwortete: »Maître, ich weiß es!«

Diderot sank auf seinem Sessel zusammen. Er verfiel vor meinen Augen. Die Regenschauer hatten aufgehört, dafür rasten apokalyptische Wolkenherden über den Horizont. Diderot starrte auf den absurden Breitwandschinken voller Fehlfarben vor der Glasfront, gelbschlierige Augen, die vom *Abstand* nicht lassen konnten. Dann riss er sich los und entrang sich mit letzter Kraft eine Suada:

»Ich will, wie du siehst, keinen *neuen Menschen* schaffen, keine lächerliche Huxley'sche *Schöne Neue Welt*. Was ich will, ist eine Menschheit, die sich nicht verleugnet, die ihre Madonnen und Eichmanns, ihre Ghandis und Stalins, ihre Archimedes und Oppenheims nicht eliminiert zugunsten saftloser neuer uniformer Fabelwesen. Ich will die *Vielfalt*, eine wirklich pluralistische Gesellschaft, die ihre Farbigkeit und Fülle, ihre Mannigfaltigkeit und ihre geniale Vermischung aus der Reinkultur *aller* ihrer Gestalten bezieht. Es ist, wenn du so willst, eine Art Anti-Eugenik, die ich betreibe. Was soll ein Erdball, überzogen mit einem Belag gleichartiger, ewig gesunder, kloniert schöner Lebewesen, die sich gleichen wie eine wimmelnde Schicht von Läusen, ununterscheidbar, Myriaden von perfekten Sinnlosigkeiten? Es ist die gährende Leere der Perfektion. Das sind die genetischen Kinderspiele von vorgestern. Ich habe die Vision einer prachtvollen Menschheit, in der *alle* Eigenschaften aufblühen können zu unbegrenzter Fülle, zu äußerster Überhöhung. Barmherzigkeit und Bestialität, Gier und Askese, Paarung in Massen und erlesenes Eremitentum, alles ohne Grenzen und Schranken. Als Franzose bin ich Rabelais-Fan. In seinem *Gargantua und Pantagruel* schenkt er dem Frère Jean des Entommeurs eine ganz besondere Abtei, die Abtei *Thélème*, eine Art Idealschloss, ein Anti-Kloster. Und weißt du, wie die einzige Devise, die dort gilt, lautet? »Fay ce que voudras!« Tue was dir

gefällt! Das wirkliche Faszinosum dieser Vision ist: Die Mitglieder dieser Gemeinschaft, die doch nach einer scheinbar anarchischen Regel zusammengewürfelt werden, stürzen keineswegs in ein Chaos. Im Gegenteil, es entwickelt sich ein Lebensstil höherer Ordnung zwischen ihnen. Warum? Wenn du die Eigenschaften des Menschen sich nur ausgiebig genug in das Maßlose überhöhen lässt, balancieren sie sich gegenseitig aus. Es entsteht eine Harmonie ganz neuer Art. So gesehen, bin ich nur ein Epigone Rabelais', aber während er nur die Visionen hatte, bin ich der Vollstrecker.«

Diderot wirkte jetzt vollständig leer. Eine kranke Menschenhülle, die sich selbst leer gesogen hatte. Seine Vision einer neuen Menschheit war aus seinem Gehirn entwichen, der Geist aus der Flasche entkommen. Er verfügte über keine einzige Faser mehr, die ihn hätte zurückholen können. Seine Augäpfel schienen mir noch intensiver in galliges Gelb getränkt als heute Morgen. Sein Blick ohne Kraft richtete sich mühsam auf ein Objekt hinter meinem Rücken:

»Mr. Rossone wird sich jetzt deiner annehmen. Ich habe ihn der kalifornischen Genetiker-Cosa-Nostra ausgespannt. Mehr Forschungsgelder, verstehst du? Er denkt doppelt so schnell wie die meisten, dafür benutzt er sein limbisches System so gut wie gar nicht. Mr. Rossone, der *Herr der Fliegen*.«

12 Ich fuhr herum, denn ich hatte niemanden kommen gehört. Mr. Rossone streckte mir energisch die Hand entgegen.

»Michael Rossone, Sir! Freut mich, Sie kennenzulernen. Monsieur Diderot ist sehr offen. Wir alle sind hier sehr offen. Ein rein ökonomisches Prinzip, damit keiner Zeit vergeudet, nur um herauszufinden, was die anderen von ihm denken. Ich nehme Sie mit in mein *Reich der Fliegen*.«

Der Herr der Fliegen bestach durch eine maßgeschneiderte Eleganz von solcher Alles-auf-Jedes-Abgestimmtheit, dass das Ganze wieder wie von der Stange wirkte. Die sizilianischen Elemente seines Genoms überdeckten gnadenlos jegliche sonstigen ethnischen Restbestände seiner DNA. Seine Westküsten-Lässigkeit war, so vermutete ich, das Ergebnis eines regelmäßigen morgendlichen Surf-Drills an den Pazifikstränden zwischen San Francisco und San Diego. Kurzum, ein Mensch, der das Leben als Programm absolviert.

»Setzen Sie sich bitte zu mir, Sir.« Michael Rossone bot mir einen Bürostuhl vor dem Macintosh-Power-PC in seinem *Reich* an. Über dem Labortisch war ein Wandspruch zu lesen:

FÜR 500 JAHRE LOHNT ES SICH 50 MINUTEN FRÜHER
AUFZUSTEHEN!

»Kommen wir gleich zur Sache. Der Boss hat das Stichwort gegeben. Sehen Sie bitte her!«. Er tippte einen Befehl in seinen Computer und auf dem Bildschirm erschienen zwei Taufliegen. *Drosophila melanogaster*, das besterforschte Lebewesen dieser Erde, nur wegen seiner Monster-Chromosomen in den Speicheldrüsen. Das Wissen über den Menschen ist im Vergleich dazu Stückwerk, ein Ragout aus den Abfallküchen der Philosophie, der Religion und der Naturwissenschaften. Über der linken *Drosophila* stand O-Type, über der rechten E-Type.

»Sehen beide identisch aus«, fuhr Michael Rossone fort, »aber zwischen beiden liegen fünf Jahre Forschungsarbeit und ein neues Denken. O-Type, *Original-Type*, ist die herkömmliche *Drosophila*. E-Type, *Eternity-Type*, lebt exakt doppelt solange wie O-Type, braucht weniger Nahrung, vermehrt sich schneller und ist extrem widerstandsfähig gegen alle Insektizide. Wir haben das erste Gen entdeckt, das *Drosophila* altern lässt. Wir nennen es Age I. Wahrscheinlich gibt es sechs weitere. Age II und Age III haben wir bereits fast vollständig kartographiert. Age I haben wir lahmgelegt. Zwei Dinge sind passiert: E-Type lebt nicht nur doppelt so lange, sondern ist um ein Mehrfaches robuster.«

»Sie meinen, Age I lässt *Drosophila* altern und schwächt ihre Abwehrmechanismen?«

»Das ist die Kernfrage! Was ist Altern? Ein genetisches Programm, das wie das Programm einer Waschmaschine bis zu Ende abläuft, oder ein Verschleißprozess wie bei jedem Auto? Darüber haben wir nachgedacht. Im Fall I, also dem Waschmaschinen-Prinzip, müsste es ein oder mehrere Gene geben, die das Programm des Alterns steuern. Wäre es so, müssten wir sie gezielt ausschalten. Im Fall II, Auto-Verschleiß-Prinzip, spielten Gene überhaupt keine Rolle. Das wäre für uns die schlechteste Ausgangslage, denn genetisch gäbe es nichts zu korrigieren. Wir müssten die Menschen in Watte packen, aber das will keiner. Was also zum Teufel steuern Age I, Age II und die anderen Gene, fragten wir uns? Was wir an *Drosophila* E-Type gefunden haben, gibt die Antwort: Age I und die anderen bewirken keinen *aktiven* Alterungsprozess, sondern stören die Abwehrfähigkeit, die Robustheit von *Drosophila*. Sie sind sozusagen

die heimtückischste Methode der Natur, das Leben zu Ende zu bringen. Darum ist Altern so widerwärtig. Es wird nicht irgendein Kippschalter umgelegt, der vom Leben zum Tode führt, sondern nach und nach fällt an allen Ecken und Enden irgendetwas aus oder funktioniert schlechter: Die Augen lassen nach, das Gedächtnis, der Gleichgewichtssinn, die Kraft des Harnstrahls, die Potenz.«

»Aber was steckt hinter einem solchen Prinzip?«

»Das System ist hervorragend, Sir. Was ist der Mensch? Eine treffende Antwort hat uns Richard Dawkins gegeben. Der Mensch ist eine Überlebensmaschine für seine Gene. Sein ausschließlicher Zweck ist es, sein Erbgut möglichst perfekt weiterzugeben. Hat er das getan, ist er für die Natur ohne Interesse. Ist das geschehen, lassen Age I, II und so weiter die Zügel schleifen. Von da ab ist der Mensch ein Auslaufmodell, nichts weiter. Schalten wir Age I und die weiteren Age-Gene aus, lebt das Individuum nicht nur länger, sondern es ist auch widerstandsfähiger, siehe E-Type.«

»Drosophila ist, nehme ich an, nur der Anfang?«

»Der Anfang, aber ein *allgemeingültiges Prinzip*, wie wir sicher annehmen. Schauen Sie bitte her!« Rossone tippte den nächsten Befehl in den Computer. Auf dem Bildschirm erschienen zwei fadenförmige, gallertige Gebilde mit transparenten zierlichen Schläuchen im Inneren.

»*Caenorhabditis elegans*«, erklärte Michael Rossone. »Im Original 1 mm lang, ein durchsichtiger Fadenwurm. Wieder haben Sie links O-Type und rechts E-Type. Die Bilder stammen aus dem Labor von John Thomas. Er hat bei ihnen ein Gen ausgeschaltet, wahrscheinlich ebenfalls eine Art Age-Gen. Und was ist passiert? Die Würmer wühlen sich statt drei Wochen sechs Wochen lang durch den Nährboden.«

»Aber wie weit ist der Weg von diesen unaussprechlichen Würmern zum Menschen, Mister Rossone?«

»Kürzer als viele denken. Es ist eine Frage des Geldes, der Forschungsmittel. Sie sind, wie immer, falsch verteilt. Sehen Sie sich an, was in die Gerontologie, die Forschung an alten Menschen, hineingesteckt wird? Milliarden Dollar. Und weshalb? Weil in den Gremien, die entscheiden, lauter alte Herren sitzen, bei denen jeden Tag irgendeine andere Funktion ausfällt und deren Fantasie zu nicht mehr reicht, als der Behebung ihrer laufenden, peinlichen Pannen. Und was kommt dabei heraus, unter uns? So gut wie nichts. Ein paar Programme, die bewirken, dass Rentner in Miami von dem Stuss, den sie am Vorabend auf der Mattscheibe gesehen haben, am anderen morgen 15 Prozent mehr erinnern können.

Ich nenne das *Nachttopf-Forschung*. Hier im Institut von Mister Diderot haben wir Mittel fast ohne Grenzen. Was heute bei *Drosophila* geht, wird in einem Jahr bei Säugetieren gehen, wahrscheinlich an der Maus, und in drei Jahren an Primaten. Der letzte Sprung ist eine Frage des technologischen Aufwandes.«

Seine Coolness wich für einen Moment einem kalten Feuer:

»Da oben steht es, Sir, das 500-Jahre-Programm. Dafür arbeite ich seit Jahren nicht nur fünfzig Minuten, sondern fünf Stunden täglich mehr als ich müsste. Ich sehe um mich herum Krankheit, Altern, Tod. Immer dieselbe miese Aufführung, die wir ein paar Sequenzen auf unserer DNA verdanken. Aber diese Sequenzen kann man ausschalten, eliminieren, ersetzen. Und dann wird der Mensch nicht 120 Jahre leben, sondern 240 oder 480. Und er wird fit leben und fit sterben. Ein Tod in den Stiefeln – wie die Cowboys sagen.«

»Aber wird er sich am Ende noch an den Anfang seines Lebens erinnern können? Sie wissen, welches Grundproblem sich auftut, Mr. Rossone? Das menschliche Gehirn reicht als Gedächtnisspeicher allenfalls für rund einhundertzwanzig Jahre. Wie soll der Mensch damit die vierfache Zeitspanne bewältigen?«

»Natürlich haben wir auch dieses Problem mitbedacht, Sir.«

Mister Rossone, der Mann für alle Probleme, der Herr der Fliegen und der Programme. Es war unmöglich, sich ihn als ratlos oder verzweifelt vorzustellen. Er fuhr fort:

»Es gibt zwei grundsätzliche Lösungsmodelle. Methode I: Die Transplantation von Gehirnzellen beginnt sich als Methode zu bewähren, und es wird vielleicht in gar nicht allzu ferner Zeit möglich sein, auf diesem Wege die Speicherkapazität der Festplatte Gehirn erheblich zu erweitern. Das wahrscheinlich viel weniger eingreifende Verfahren liegt aber auf einer ganz anderen Ebene, auf der edukatorischen sozusagen. Bedenken Sie, was sich der Mensch alles überflüssigerweise merkt! Welchen Ballast an Gedächtnisinhalten sein Gehirn aufnehmen muss: Telefon- und Kontonummern, Namen irgendwelcher ihm völlig gleichgültiger Mitmenschen, literarische Texte, geschichtliche Daten ohne aktuelle Relevanz, philosophische Überlegungen, ja schließlich der ganze Wust von Kindheitserinnerungen. Nichts davon nützt ihm wirklich oder könnte nicht auf andere Datenträger gespeichert und ausgelagert werden und wäre dennoch jederzeit abrufbar. Warum soll ein Hundertjähriger sich noch an seine Kinderlieder erinnern? Wir müssen die Menschen einfach dazu

erziehen – was schon im Kindergarten beginnen könnte und müsste –, sich nur wirklich *relevante* Daten und Inhalte einzuprägen und sonst nichts. Diese Ökonomisierung der Merkfähigkeit würde Platz für ein tausendjähriges Leben gewährleisten.«

»Ein gewaltiges Vorhaben, Mr. Rossone. Ich frage mich nur, wo ist der Endpunkt? Die Antwort findet sich, denke ich, vielleicht im Alten Testament. In der Genesis steht, wie Abraham gestorben ist: *betagt und lebenssatt*. Das menschliche Leben hat einen Sättigungspunkt. Welchen Sinn macht es, ihn überschreiten zu wollen?«

»Sir«, entgegnete Mr. Rossone, der Fliegendompateur, »meine Erfahrung ist genau gegensätzlich. Die meisten Menschen sterben in dem Gefühl, längst nicht alles erreicht zu haben, weit entfernt zu sein von der Erfüllung ihrer Wünsche. Und warum? Weil die Prozesse des Alterns sie wie ein dauerndes Beschäftigungsprogramm zwingen, sich mit ihren Leiden und Gebrechen zu befassen. So kommen sie nie zum Eigentlichen. Sie sterben wie Fliegen, die sich im Milchglas zu Tode strampeln. Der neue Mensch wird den Endpunkt seines Daseins in körperlicher Fitness und geistiger Hochform erreichen. Nichts wird ihn bis dahin daran hindern können, alle Lebensziele zu verwirklichen. Er wird wirklich *lebenssatt* sein, wie Sie oder besser gesagt der Urvater Abraham es nennen.«

Noch immer standen O-Type und E-Type des Fadenwurms friedlich nebeneinander auf dem Bildschirm. Gab es in E-Type irgendeine innere Uhr, die ihm den Triumph seines verdoppelten Lebens bewusst machte? Was machte E-Type mit seinen geschenkten drei Wochen? Er fraß doppelt so viel wie O-Type. Und wenn er dreißig Wochen alt würde, würde er zehnmal soviel fressen. Was hatte Michael Rossone ihm für die schachmatt gesetzten Age-Gene geschenkt? Vielleicht würde er eines Tages in seine DNA das E-Gen, das Eternity-Gen einmontieren. Dann würde E-Type fressen bis zum End-Knall, mit dem das Universum kollabiert. Ja vielleicht noch länger. Möglicherweise würde er niemals mehr aufhören zu fressen. Er würde sich zurückfressen durch die Zeit *vor* der Zeit und immer weiter zurück, bis er schließlich schmatzend und kauend mit seinem blinden Ende gegen etwas stoßen würde, das endlich seinem Fressen Einhalt geböte. Der große Zeh an Gottes Fuß! Und Gott würde sich herunterbücken und ihn aufheben, den Fadenwurm mit dem letzten Bissen im Hals. Er würde ihn auf seine Handfläche legen und sich fragen, welches Gebilde da vor ihm lag, denn die Schöpfung hätte ja noch gar nicht stattgefunden. Und schließlich würde er beginnen bitterlich zu weinen.

Ich fuhr aus meinen Gedankenstreifzügen hoch. Diderot war in seinem Sessel zusammengesunken. Ich beugte mich zu ihm und tauchte in den erdigen Geruch der Gifte, mit der seine Leber ihn in ein barmherziges Koma zu versenken begann. Seine Hand war warm, wie die eines Säuglings. Wo war Mister Rossone geblieben? Alle Mitarbeiter Diderots versicherten mir später nach Didis Tod, ein Michael Rossone habe hier niemals gearbeitet.

13 Niemand hingegen bezweifelte die Existenz von David Perls. Ich lernte ihn einen Monat nach Diderots Beerdigung kennen, an der ich nicht teilnehmen konnte. Sie hatte, so wurde berichtet, zu einem ebenso unvermuteten wie spektakulären Zusammenbruch des Verkehrs in den verzwickten Straßen der Altstadt von Tarascon geführt. Niemand konnte vorausahnen, wie viele Genetiker sich zur Weltelite ihres Faches zählten. Da sie in den wenigen und nur mäßig komfortablen Zimmern der beiden Hotels *Provence* und *Mistral* keine ausreichende Unterkunft fanden, quartierten sie sich in den übersteuerten Luxusschlafstätten von Avignon nahe dem Boulevard de l'Oulle ein. Über kurz oder lang waren alle mit einem Gourmetplan ausgerüstet, in dem sämtliche elf Ein- und Zwei-Sterne-Restaurants im Umkreis der Stadt aufgeführt waren. Folgerichtig wurde der Leichenschmaus nach Diderots Beisetzung zu einem kostspieligen Ereignis, das in Inseln an den Tischen des *Oustau de Baumanière*, *La Riboto de Taven* und *La Cabro d'Or* zelebriert wurde. Es überzeugte vor allem die amerikanischen Genetiker davon, dass *steak and lobster* nicht das Ende der kulinarischen Fahnenstange darstellen.

Die kleine Église Sainte-Marthe, deren Krypta erstaunlicherweise zwei Grabmäler für die Heilige Martha enthält, eines aus dem 16., das andere aus dem 17. Jahrhundert, war zum Bersten mit Experten gefüllt. Die pathetische Beschwörung des Geistlichen, der Dahingeshiedene habe einem Gott gedient, der ein *Freund des Lebens* sei, löste in den Hirnen der trauernden Wissenschaftlergemeinschaft fast automatisch Assoziationen an jene Doppelhelix aus, durch deren gezielte Zerschneidung und Klitterung jeder von ihnen ein Vermögen zu verdienen hoffte. Diderots Nachlass war um ein Vielfaches größer als selbst seine intimsten Neider vermutet hatten. Was allerdings allgemeines Befremden auslöste, war, dass er seine Hinterlassenschaft nicht etwa einer wissenschaftlichen Stiftung zur Förderung des Genetiker-Nachwuchses vermachte,

ja, nicht einmal, was schließlich auch noch zu ihm gepasst hätte, einer – allerdings erst noch zu gründenden – Vereinigung aller *putains*, die älter als 55 Jahre waren und nachweislich in *nicht geordneten Verhältnissen* lebten. Marie-Louise fiel allerdings eine stattliche Leibrente mit der Auflage zu, *Gauche* und *Droite* nicht nur zu füttern und zu pflegen, sondern ihnen jeden Abend Didis Lieblingswiegenlied »*le papillon chinois*« mit ihrer fragmentierten Stimme vorzusingen. Aber der horrende Rest seines Vermögens fiel nach seinem Letzten Willen an einen Verein, von dessen Existenz niemand jemals zuvor etwas gehört hatte. Es war der *Club der blinden Poeten*, eingetragen im Vereinsregister des Amtsgerichtes zu Marseille. Er war im Übrigen allen Dichtern der Welt, die ihr Augenlicht eingebüßt hatten, zugänglich. Diderots Begründung war denkbar einfach und von zwingender Logik: Er, Diderot, der Erforschung des Lebens verschrieben, habe geradezu die Pflicht, diejenigen zu unterstützen, die mangels Ablenkung durch äußere Bilder sich kraft ihrer *inneren Schau* den Bildern des Lebens am meisten genähert hätten, also Dichter, die ihr Augenlicht eingebüßt hatten. Diderot war aber auch bei der Bestellung seines Hauses Realist geblieben. In weiser Vorausahnung, wie viele unter den 16 Millionen Blinden der Welt sich plötzlich als Poeten berufen fühlen könnten, und andererseits wie viele Dichter, von Homer bis Milton, sich mit Blindheit geschlagen wähten, hatte Diderot ausdrücklich nur jene blinden Poeten bedacht, von deren Werk bislang noch keine einzige Zeile gedruckt worden war. Andererseits musste jeder von ihnen aus dem Gedächtnis sieben mal sieben Stunden aus seinen Werken vortragen können.

Im Februar des darauffolgenden Jahres, als bereits die ersten Mandelblüten aufgingen und die Provence sich einem flüchtigen Moment der Stille hingab, machte ich Didis Grab auf dem kleinen Totenacker von Tarascon ausfindig. Auf dem hüfthohen Grabstein, auf dem sich schon landkartenförmig Moos auszubreiten begann, stand lediglich: *Diderot* und darunter *plus distance*, mehr Abstand! Weder Marie-Louise noch die Dalmatiner hatten im Übrigen den Winter überstanden.

David Perls galt als der *kleine Prinz* Diderots. Nach Auschwitz, so sagte er in unserem einzigen Gespräch, könne ein Jude nur noch Genetiker werden. Dies sei die subtilste und zugleich zuverlässigste Methode, den Antisemitismus unausrottbar zu machen.

»Ohne Antisemitismus, den der Nichtjuden als auch der Juden, ist das Judentum zum Aussterben verurteilt. Auch wenn beide darunter

etwas anderes verstehen mögen, in der Wirkung unterscheidet er sich nicht. Vielleicht ist der Antisemitismus wirklich, wie Pál Bodor einmal schrieb, ein Deckname Gottes. Gott hat, wie in der Genesis zu lesen, beides zugleich geschaffen, die Juden und den Judenhass.«

Die Schwärze seiner Pupillen ging fließend in das Dunkel der Iris über, ein Dunkel, verhüllt vom Rauch der Krematorien von Auschwitz bis Sobibór, vollgesogen mit der Drangsal aller Pogrome zwischen Odessa und Hebron.

»Solange es noch einen einzigen Juden auf der Erde gibt, wird es auch einen Antisemitismus geben. *Ein* Jude, das ist schon ein Getto, das löst schon ein Pogrom aus. *Ein* Jude und es entsteht schon eine Synagoge.«

Er musste die Zweifel an meinem Gesicht abgelesen haben, denn fast beschwörend fuhr Perls fort:

»Es ist so! Sehen Sie, in der Ostslowakei gibt es eine lausige Kleinstadt, ich will ihren Namen nicht nennen. Die Synagoge dort wird von den Einwohnern als Tierfutterlager benutzt. Aber samstags kommt der einzige Jude des Ortes und betet alleine vor dem noch erhaltenen Toraschrein. So bleibt es eine Synagoge trotz Futtermehl und Rattenschiss.«

»Ein Genetiker als Jude. Diderot würde wieder von Masochismus sprechen.«

»Natürlich. Was immer ich als Genetiker tue, es wird sich gegen die Juden richten. Versuche ich das *Tay-Sachs*-Syndrom aus unserem Erbgut verschwinden zu lassen, wird es als militante Überlebensstrategie der Juden bezeichnet werden. Gehen wir die Sichelzellkrankheit an, wird man es als Eingriff in das Genom der Arier auslegen. Aber,« lächelte Perls, »es wird mir nur so gehen wie allen jüdischen Ärzten: Solange die Menschen sterblich sind, werden sie uns beschimpfen, aber glänzend bezahlen. Papst Innozenz VIII verbot seinen christlichen Untertanen ihren Körper, das Ebenbild Gottes, der fragwürdigen Kunst jüdischer Ärzte anzuvertrauen, hielt sich selbst aber einen jüdischen Leibarzt. Und was die wenigsten wissen: Als der Brustkrebs Hitlers Mutter zerfraß, zog er in seiner Verzweiflung als letzten Retter Dr. Eduard Bloch hinzu, einen jüdischen Arzt. Der betrieb in gegenseitigem Einverständnis durch das Auflegen von Jodoform-Kompressen eine quasi stillschweigende Euthanasie. Jahrhunderte lang verwehrte man den Juden die Universitäten. Und als sie dann schließlich studieren durften, rafften sie gleich ein Viertel aller Medizin-Nobelpreise an sich. Sie sehen, ein undiplomatisches Volk. Aber vielleicht liegt der Hang der Juden zum Arzttum einfach darin, dass wir

durch zwei Jahrtausende Schändungen, Gewalttätigkeiten und Verbrennungen zu Süchtigen des Lebens geworden sind. Unser Gott ist der Gott des Lebens. *Rozeh bachajim*, der das Leben will, so rezitieren wir ihn in den Gebeten. Je systematischer die Vernichtung der Juden betrieben wird, um so mehr geraten wir zu Hörigen des Lebens. Genetik – was ist das anderes als ein faustischer Pakt mit dem Leben?«

Wie damals, als meine Augen Diderots Haare, Schädelknochen und Gehirn wie unter einem Zwang durchdrungen hatten, um bis an die Grenzflächen seiner Augen vorzustößen, durchstießen sie jetzt in der Gegenrichtung David Perls verschattete Irisscheiben. An den Bahnen seiner Sehnerven entlang drang mein Blick vorwärts in das Netzwerk seines Gehirns, ebenso Ort mystischer Schauer der Kabbala wie enzyklopädische Anhäufung von Formeln und Nukleotidsequenzen verschiedenster Introns. An seiner Sehrinde angelangt, sah ich zeitlupenartig in Grau und Weiß eine unaufhörliche Folge von Bildern vorüberströmen, einen Film, der das kollektive Elend seines geschundenen Volkes in immer neuen Folgen in mein Bewusstsein hob. Es war eine Abfolge *kleiner* Ereignisse, sozusagen Stillleben der Folterungen, Genrebilder der Vernichtung, flüchtige Skizzen der Auslöschung. Es waren die schuhlosen, vom Hunger geschwellenen Kinderfüße in einem Hauseingang der *Gliniana* des Warschauer Gettos oder die gestohlenen Kohlrabi, die sich aus dem Hemd der erwischten Jungen unter den Knüppelschlägen der SS-Leute aufs Pflaster entleerten. Es waren Momentaufnahmen. Augen ohne Sprache aus Provinzen, die längst der Geschichtslosigkeit anheimgefallen sind.

Was würde Perls mir antworten, wenn ich ihn fragte, warum er nicht ein bescheideneres Ziel anvisierte? Vielleicht könnte es genügen, ein einziges Gen aufzudecken und aus der Erbmasse des Menschen für ewig herauszutrennen? Vielleicht wäre gerade er der Auserwählte, der den Bogen spannen und mit einem einzigen genialen Pfeilschuss das Mark der Finsternis treffen könnte? Ich hörte mich fragen:

»Und wenn es gelänge, das EICHMANN-Gen zu zerstören, die Asche des Bösen für alle Zeiten zu verstreuen?«

Für einen flüchtigen Augenblick schien ein Wetterleuchten das Dunkle in Perls Augen aufzuhellen. Aber dann antwortete er mit einer schmalen Stimme, die keinen Widerspruch zuließ:

»Nach diesem Gen haben schon viele gesucht. Niemand hat es gefunden. Niemand wird es finden. Niemand kann es finden. Denn dieses

Gen existiert nicht. Eichmann, das ist keine lokalisierbare Sequenz im Faden der DNA. Eichmann, das ist keine dunkle Textstelle im Buch des Lebens. Eichmann, das ist *das ganze Werk*. Eichmann, das ist der Mensch im Ganzen.«

Eine zerbrechliche Stille breitete sich aus. Unser Gespräch war an einem Punkt angelangt, an dem nur Perls es wieder aufgreifen konnte.

»Ein Kilo Marmelade und drei Kilo Brot«, sagte Perls, »das genügte, um den Verstand meines Vaters auszulöschen, oder im Gegenteil, ihn zur letzten Vernunft zu bringen.« Er sah, dass ich nichts begriff.

»Im Juli 42 erging ein Aufruf im Warschauer Getto. Alle Personen, die sich freiwillig zur *Aussiedlung* meldeten, erhielten *pro Kopf 3 kg Brot und 1 kg Marmelade*. Meine Mutter sagte: Wenn es ein Trick ist und sie uns töten wollen, warum sollten sie uns dann noch Brot und Marmelade geben? Du hast recht, sagte mein Vater. Warum sollten sie? Sie werden uns wirklich aussiedeln. Und zu unserem Nachbarn sagte er: Wir werden ihnen von dort eine Karte schreiben. Meine Eltern, ich kann mich an sie nicht erinnern, sind nicht wiedergekommen, auch eine Karte ist niemals eingetroffen. Mein Vater war Mathematikprofessor. Natürlich erkannte er die höhere Mathematik in dem Gnadengeschenk von Brot und Rübenmarmelade. Ich will ehrlich sein. Ich selbst habe keine Erinnerungen an irgendwelche Verfolgungen. Allerdings weigerte ich mich schon als kleiner Junge hartnäckig, in ein Schwimmbad zu gehen. Die vielen nackten Füße nebeneinander machten mich panisch. Entschuldigen Sie meine Lamentationen. Es ist die typische Geschwätzigkeit der Überlebenden.«

Mir fiel nichts anderes ein, als ihn zu fragen:

»Werden Sie nach Diderot am Institut bleiben?« »Natürlich«, lachte er. »Wie fast alle Juden bin ich eine Melange aus Sentimentalität und Berechnung. Von der Sentimentalität haben Sie gerade eine Kostprobe bekommen. Die Berechnung heißt: Ich werde meine Suche nach dem *Knochen Luz* mit meinen Methoden fortsetzen.«

Er kam meiner Frage zuvor:

»Die Suche nach dem *Knochen Luz* ist *meine* Umschreibung für meine genetischen Projekte. In der *Glossa magna* im Pentateuch hat Rabbi Oshaia den *Knochen Luz* beschrieben. Die frühen deutschen Anatomen nannten ihn auch das *Judenknöchlein*. Er war nach der Geschichte des Rabbi Oshaia ein Knochen im menschlichen Körper, direkt unterhalb des achtzehnten Wirbels, der unsterblich war. Er konnte weder durch

Feuer, noch Wasser oder ein anderes Element zerstört werden. Keine Gewalt konnte ihn zermalmen oder zerquetschen. Gott würde in seiner unendlichen Weisheit am Tage der Auferstehung mit dem *Knochen Luz* die Gebeine der Toten zu einem neuen Körper verschmelzen. Dann würde er ihnen den göttlichen Geist einhauchen und sie würden auferstehen von den Toten.«

»Das Judenknöchlein – eine Metapher des Unsterblichkeits-Gens?«

»Aber nur eine Metapher. Schon 1543 hat Vesalius in einem polemischen anatomischen Diskurs seine Existenz widerlegt. Das Glasperlenspiel der Unsterblichkeit ist das Los aller Genetiker, ob sie es wollen oder nicht. Zumindest solange mehr Menschen durch die Genetik umgekommen sind als gerettet wurden. Was bis heute der Fall ist. Es ist der Tribut, den die Öffentlichkeit von den Genetikern verlangt. Die Zielvorstellungen sind vorgegeben, keine Erbkrankheiten, keine Missbildungen, keine Verstöße gegen gültige Schönheitsideale. Das bedeutet zunächst keine Tay-Sachs-Krankheit, keine Mongoloiden und keine Rothaarigen mit Senkfüßen mehr. Das ist die erste Welle. Danach wird die Frage auftauchen, wer noch zu den Erbkranken gerechnet werden muss: Obdachlose, Hochbegabte, Homosexuelle? Vielleicht auch Hundeliebhaber, Mussolini-Verehrer, Whisky-Trinker oder Linkshänder? Sie sehen, ein Spiel ohne Grenzen, ein globales *Wie es Euch gefällt*. Aber das Gedränge im *Global Village* wird immer größer werden. Dann wird man kategorisieren müssen, gesellschaftliche Prioritäten setzen, kurz gesagt *selektieren*. Was angefangen hat als Programm zur Ausmerzungen der Sichelzellenkrankheit und zur genetischen Begradigung von uneben geratenen Nasen, könnte rasch in ein Aufzuchtprogramm für Menschen mit vier statt zwei Nieren geraten, weil das die ergiebigeren Organspender sind.«

Perls rieb seine zerbrechlichen Zeigefinger aneinander, sterbliche Judenknöchlein, wie mir vorkam. Seine Augen mit der Sanftheit der Geschlagenen richteten sich auf mich.

»Unter uns, das sind die *Spiele der Erwachsenen*, von denen wir uns nicht ausschließen können, solange wir ihre finanziellen Mittel benötigen. Sie wollen das Fleisch ohne das Salz. Im Talmud sind die Grenzen der Genetik schon vorgegeben. Dort heißt es: Der Vater sät das Weiße, aus dem die Knochen sind, die Sehnen, die Nägel, das Hirn im Kopf und das Weiße im Auge. Die Mutter sät das Rote, aus dem die Haut ist, das Fleisch, die Haare und das Schwarze im Auge. Und der Heilige schenkt den Geist, die Seele, den Ausdruck des Gesichts, das Sehen des

Auges, das Hören des Ohres, das Reden des Mundes, das Gehen der Füße, Einsicht und Verstand. Sobald des Menschen Zeit erreicht ist, aus der Welt zu scheiden, nimmt der Heilige seinen Teil weg, den Teil seines Vaters und seiner Mutter aber belässt er vor ihnen. Und Raw Pappa sagt, so steht es im Talmud: *Schütte das Salz aus und wirf das Fleisch vor den Hund!* Er sagt Salz und meint die Seele.«

»Das Fleisch ist das Elend der Genetiker. Aber was können sie tun, solange die DNA des Salzes noch unentdeckt ist?«

»Das ist die Spur, die ich verfolge. Das Ziel sehe ich schon. Der Pfad liegt noch im Dunkeln. Die Ausmerzungen von Gebrechen, die Begrädigung von Neigungen, die Überhöhung von Fähigkeiten, also das, worauf wir im Augenblick alle Energie verschwenden, es wird sich am Ende als eitel erweisen, ein babylonisches Spiel mit dem Fleisch, die Überschreitung alles Organischen, die Überwindung des Körper-Habens und des Leib-Seins, der Mensch *jenseits seiner fleischlichen Hülle*. Das wird am Endpunkt einer neuen Genetik stehen, wie ich sie sehe, die Person an sich als Inhalt des Grals.«

Hatte Perls mich zu weit auf seinen Visionen mitgenommen? Sein Lächeln schien schon den Rückzug anzudeuten.

»Keine Angst. Der Talmud hält uns immer an der Leine der Weisheit. Denn es steht geschrieben: *Es ist nicht möglich, das Werk zu vollenden. Und es ist uns nicht erlaubt, das Werk zu verlassen.*«

Eine Unruhe überkam ihn. Ich spürte, dass er unser Gespräch zu Ende bringen wollte und wie ihn gleichzeitig seine selbstzerstörerische Friedfertigkeit daran hinderte. Schließlich rang er sich zu einer Art Gleichnis durch:

»Wenn Sie erlauben, möchte ich Ihnen zum Schluss noch die Geschichte des Hundes Barry erzählen. Die Geschichte des Hundes Barry im Vernichtungslager Treblinka. Sie hat weniger mit den Juden zu tun als mit der Genetik, ja der Wissenschaft überhaupt. Nur darum erzähle ich sie. Barry war ein Mischlingshund, groß wie ein Kalb. Die meisten Merkmale stammten von einem Bernhardiner. Sein Herr, der Lagerkommandant, hetzte Barry mit den Worten *Mensch, fass den Hund!* auf die Häftlinge. Vielleicht eine deutsche Eigenart. Auch Schopenhauer soll seinen Pudel *Mensch!* gerufen haben. Barry zerfleischte das Gesäß der Gehetzten, den Männern biss er die Hoden ab. Wen er zu Boden warf, dessen Gesicht zermalmt seine Kiefer zur Unkenntlichkeit. Wenn der Kommandant das Lager verließ, war der Hund nicht wiederzuerkennen.

Er ließ sich streicheln. Man konnte ihn necken, ihn auf den Rücken legen, mit ihm spielen. Er leckte einem die Hände ab. Niemals hat er irgendeinem in Abwesenheit seines Herrn irgendetwas angetan. Ein liebenswertes sanftmütiges Kalb. Nach Schließung des Lagers nahm ihn ein Arzt mit. Bei dem lag er während der Sprechstunden unter dem Schreibtisch, meistens schlief er. Er tat niemandem mehr jemals etwas zuleide. So verbrachte er noch sieben Jahre. Nach dem Krieg, als er altersschwach geworden war, schläfernte man ihn ein.«

Ich wartete auf irgendeine Deutung des Gleichnisses. Aber Perls fügte der Geschichte des Hundes von Treblinka und seines Herrn nichts hinzu.

14 Erst zwei Monate später verstand ich, warum David Perls jene seltsame Unruhe gegen Ende unseres Gespräches befallen hatte. Es war die Unruhe, die viele Ärzte ergreift, wenn einer ihrer Patienten stirbt. Ich habe sie oft genug an mir selbst erlebt. Allerdings verkennen die meisten Ärzte den Grund dieser Unruhe. Besser gesagt, etwas in ihnen weigert sich, ihn anzuerkennen. Ein Leben lang in der Kunst der Täuschung geschult, belügen sie sich mit der gleichen Überzeugungskraft wie ihre Patienten. Die seismischen Wellen, die der Tod ihres Patienten zu ihnen ausschickt, deuten sie als Überreizung durch den Druck der Arbeit oder als flüchtige depressive Verstimmung.

Durch Zufall oder welche Fügung auch immer fiel mir, als ich vom *Top of the Mark* auf die dunstige Bay von San Francisco hinunter sah, eine Ausgabe des *San Francisco Chronicle* in die Hand, die einen Tag nach meiner Unterhaltung mit David Perls erschienen war. Auf der ersten Seite der Stadtnachrichten stieß ich auf folgenden Text:

Tödliche Auguren? Genetiker als neue Schicksalspropheten?

Gestern gegen 10 Uhr a. m. nahm sich ein junges Liebespaar durch einen Sprung von der Golden Gate Bridge das Leben. Motiv für den Selbstmord des 26-jährigen Theologiestudenten Benjamin G. und der 23-jährigen Bibliothekarin Rachel S. war das Ergebnis ihrer Gentests, nach denen beide als Träger des Merkmals der Tay-Sachs-Krankheit identifiziert worden waren. Ben und Rachel waren seit einem Jahr verlobt und beabsichtigten im Sommer zu heiraten. Dr. Weizman, Koordinator des Internationalen Programms zur Bekämpfung der Tay-Sachs-Krankheit, verneinte strikt die Frage, ob die tragische Auswirkung dieses Großversuches, mittels Gentests das Schicksal von Menschen voraussehen und

beeinflussen zu wollen, einen Rückschlag für das Projekt bedeute. Bisher hätten sich nach Auskunft von Doktor Weizman über einhundert Paare mit positivem Tay-Sachs-Test entschlossen, ihre Heiratspläne aufzugeben, ohne dass nachhaltige »negative Folgen« bekannt geworden seien. Man müsse bedenken, dass durch diesen tapferen Entschluss die Geburt von hochgerechnet einhundert bis zweihundert Kindern mit Tay-Sachs-Syndrom und einem schrecklichen Schicksal – Krämpfe, Erblindung, Idiotie – habe verhindert werden können. Im Übrigen erhalte jeder der jungen Leute, in diesem Jahr seien es rund 8.000 gewesen, zunächst nur eine sechststellige Identifikationsnummer. Erst wenn Heiratsabsichten bestünden, könnten sie über das Büro telefonisch das Resultat ihres Gentests erfahren. Im positiven Fall würde ihnen zwar von einer Verheiratung abgeraten, aber die endgültige Entscheidung liege natürlich bei den Betroffenen selbst und ihren Familien.

Wie oft zu dieser Jahreszeit rollte urplötzlich von der Bay ein milchiges Nebelvlies herauf, in dem ganz San Francisco binnen Minuten verschwand. Nur die Pylone der Golden Gate Bridge ragten als Nadeln aus der opaken Schicht und verwandelten die ganze Szene in eine Lego-Stadt. Der Nebel überraschte die meist viel zu dünn bekleideten Touristen auf dem *Fisherman's Wharf* und trieb sie fröstelnd herdenweise in die Schnellimbisse und Fischrestaurants. Nur die wenigen anspruchsvolleren Kalifornienbesucher wichen in das *National Maritime Museum* aus.

Wie alle Selbstmörder bisher, hatten auch Benjamin und Rachel sich von der der Stadt zugewandten Seite der Brücke in das kalte Grün der Bay gestürzt. Meine Hoffnung, ein gütiges Nebellaken, Fata Morgana eines duftenden Brautbettes, habe ihnen an jenem Morgen ihren letzten Entschluss erleichtert, erwies sich nach Auskunft des Wetteramtes als trügerisch. Es war ein luzider Tag gewesen, kalt und frisch, der die Silhouette der Stadt mit verletzender Schärfe hervortreten ließ.

Wir werden uns an den Händen halten, sagte Benjamin. Und ich werde singen: *Ein verschlossener Garten ist meine Schwester Braut*. Wir werden uns an den Händen halten, sagte Rachel, und ich werde singen: *Wandern wir auf dem Land, schlafen wir auf den Dörfern*. Zwei Vögel werden wir sein, und der Aufwind wird uns aus der Zeit wehen!

Aber wie zu erwarten, erwiesen sich die Gesetze der Schwerkraft den süßlichen Schwärmereien des Hohenliedes überlegen. Der mörderische Wind, in den sie sich stürzten, wuchs sich auf den achtzig Metern ihres

freien Falles zum Orkan aus. Er riss schlagartig den Griff ihrer Hände auseinander. Er fegte den Bart Benjamins nach oben und schlug ihn als schwarze Klatsche in sein Gesicht. Er zerrte die Schleier von Rachels Kugelaugen und ertränkte sie in ihren eigenen Tränenströmen.

Und Benjamin sah in die Augenhöhlen des Rabbi Ekstein. Auf ihrem Grund loderte es, und er sah eine Kluft voller Feuersäulen, und der Engel Uriel rief: *Dieser Ort ist das Gefängnis der Engel und hier werden sie bis in Ewigkeit gefangen gehalten werden.*

Und der Rabbi Ekstein öffnete seinen Mund, eine erzene Posaune mit schwarzer Öffnung, und sie schallte blechern:

*Wer einen Toren zeugt, dem bringt es gram;
der Vater eines Narren kann sich nicht freuen.*

Und Benjamin sah das Blut in seinen Adern kreisen und darinnen wie rötlicher Fischrogen Abermillionen Feten. Wie gallertige Körner purzelten sie durch die Ströme, Flüsse und Rinnsale seines gezeichneten Körpers. Und alle hatten hinter ihren verklebten Augen den flackernden Rotpunkt, das Mal ihrer Verdammnis.

Und auch Rachel erblickte den Rabbi Ekstein. Der löste mit seiner Rechten die schwarzen Gebetsriemen von seinem linken Arm und hieb sie als Lederpeitschen über ihre Wangen. Und er öffnete die scheppernde Posaune seines schwarzen Mundes und richtete die Glut seiner Augen mitten auf ihren Schoß. Und es ertönte: *Siehe das Kind im Leib der Mutter: An der Tür lagert die Verfehlung!* Und in der Muschel ihres Schoßes schwoll die tomatenrote Frucht in rasender Schnelligkeit, mit hoher Stirn, niedriger Nase, Froschbauch und paddelnden Flossen in seiner rötlichen Blase voll Urschleim. Und hinter den geschlossenen Augen glimmte der Rotpunkt, kostbarer Tropfen, der den Gral seiner Idiotie beherbergte.

Mit größten Schwierigkeiten gelang es mir, Dr. Chaim, den Pathologen des rechtsmedizinischen Institutes zu sprechen, der Benjamin und Rachel obduziert hatte. Mit haarigen Unterarmen stützte er sich auf seinem Schreibtisch ab:

»Natürlich haben wir bei beiden die Gentests wiederholt. Alles korrekt. Beide Merkmalsträger des Tay-Sachs-Syndroms. Dennoch, eine idiotische Tat! Benjamin, dieser frömmelnde Narr, seine Hoden waren so trocken wie gedörrte Datteln, Folge einer Mumpserkrankung mit

neun, an die er sich nicht mehr erinnern konnte. Sie produzierten nicht einen halben Samenfaden. Er hätte alle x-Tausen Erbkrankheiten der Menschheit in seinem Genom haben können. Er wäre nicht imstande gewesen, auch nur eine einzige weiterzugeben.«

Er ließ sich eine Tasse schwarzen Kaffee bringen, ohne mir irgendetwas anzubieten. Dann deutete er mit dem Daumen hinter sich auf ein Bücherregal.

»Ich hasse inzwischen diese verdammte Brücke. Dort, in den elf Ordnern sind sie, die Protokolle aller 997 Selbstmörder, die bis heute mit einem 265-feet-Sprung von der *Golden Gate* ihr Leben beendet haben. Der Architekt der Brücke, Joseph Strauss, scheint mit seinem inneren Auge die Katastrophe vorausgesehen zu haben. Bei der Einweihung seines Bauwerkes hat er jedenfalls ausgerufen: *Eine Wanderung über diese Brücke gleicht einem Ritt in den Himmel!*«

15 Die Verletzung, die das Fragment G des Kometen *Shoemaker-Levy 9* in jener Julinacht dem Planeten Jupiter zufügte, blieb ohne physikalisch messbare Auswirkungen auf die Erde. So zumindest lautete die beruhigende Auskunft des *Space Telescope Science Institute* in Baltimore, aber auch der meisten anderen Observatorien. Für den astronomischen Laien war dies umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass die so entstandene Erosion am Südrand des Jupiter gut den doppelten Erddurchmesser aufwies. Verhaltensstörungen bei Haustieren, besonders älteren Katern, gehäufte Klagen über Albträume, sowie ein auffälliger Anstieg sexueller Regungen in der Grauzone zur Perversität mussten daher als zufällige Ereignisse eingestuft werden.

Dass im selben Augenblick, als das Weltraumteleskop *Hubble* die Perforation der Gashülle des Jupiter durch den *ShoemakerLevy*-Brocken sichtbar machte, durch Mikromanipulation auch die Durchstoßung der Eihülle einer anonymen Spenderin mit einem Samenfaden des syrakusischen Conte gelang, kann daher ebenfalls nur als synchrones Geschehen ohne inneren Zusammenhang gedeutet werden.

Das auf diese ungewöhnliche Weise mit dem Erbgut der Ahnenreihe des Conte gesegnete Ei der namenlosen Signorina wanderte für zwei Tage in die archaische Wärme eines Brutschranks. Wenn man so will, ein technischer Vorgriff auf die ersehnte uterine Geborgenheit. Der letzte von Menschenhand erforderliche Kunstgriff war dann die Einbettung

der erlesenen Frucht in den Uterus der Contessa, die sich zu diesem Zeitpunkt im gesegneten Alter von 67 Jahren befand. Das Ganze war, wie ich später zugeben musste, eine durch und durch erstaunliche Leistung des Dottore Antoniniano. Seine möhrenartig geformten Finger mit den schwarzen Haarflechten auf den Grund und Mittelgliedern hätten jedenfalls nicht ohne Weiteres eine derartige äquilibristische Kunstfertigkeit erwarten lassen.

Von allen diesen Zufälligkeiten wusste ich noch nichts, als ich in der lärmenden Schwüle des Flughafens *Fontanarossa* in Catania ankam. Mein Augenmerk galt zunächst den zahllosen herumlungern den jungen Männern. Da alle den gleichen desinteressierten Gesichtsausdruck aufwiesen, war schwer zu entscheiden, wer als *borsaiolo* seinen Lebensunterhalt bestritt und wer einer anderen Beschäftigung nachging.

In Schüben drang der Rosmarinduft mit dem Fauchen des Fahrtwindes durch die spaltweit geöffneten Fenster meines Taxis. Ein bukolisches Phlegma lähmte die Sinne. Es war jene unbestimmte Phase im Gezeitenverlauf, in der weder Flut noch Ebbe die Oberhand gewonnen haben. Auch während der Anflüge von Halbschlaf hielt sich beharrlich das Verlangen nach der klösterlichen Kühle, die die Kreuzgänge des Hotels *San Domenico* seit einem halben Jahrtausend mit gleichmäßiger Gelassenheit verströmen. Die obersten Haarnadelkurven der *Via Luigi Pirandello* bildeten das letzte Hindernis auf meiner Fahrt.

Nach einigen Formalitäten, die man mit Herablassung an der Rezeption von mir erbeten hatte, war ich in meinem Zimmer, eine Kartause mit schwärzlichem Möbelgetümm. Selbst die Minibar glich mit ihren schimmernden Monstranzen voll kaltem *Regaliali* mehr einem Tabernakel als einem Kühlgehäuse. Der Garten unter dem Fenster bestand aus einem Geflecht von Rosenbüschen, Feigenkakteen und Hibiskus, durchbrochen von Palmen und Säulenzypressen. Die schattigen Laubengänge dazwischen bildeten eine lockere Ordnung. Im Hauptgang lagerte der *schlafende Ritter* aus Stein, Symbol mediterraner Gleichmut und Contenance.

Als ich erwachte, war es neun Uhr, aber der Himmel war schon teerswarz, durchbrochen von weißen Sternen, manche von ihnen faustgroß. Es war die Stunde, in der der Mediterran dem Fremden ein intensives Gefühl der Verlorenheit einflößt, gleichgültig an welchem seiner Ufer man sich befindet. Ein Zustand der Ratlosigkeit, gemischt mit Aufwallungen von Heimweh. Kein Wunder, dass sich um diese

Zeit die Bars und Tavernen, die Bodegas und Destillen, die Bistros und Weinschenken mit palavernden Touristen zu füllen beginnen.

Aus den Gärten drang schwallweise kühler Blütengeruch in den Raum, vermischt, wie ich meinte, mit den zerrissenen 6/8-Takten einer Tarantella. Woher sie wehten, war nicht zu orten. Ich stand auf und versuchte dem Ursprung der Musik durch die schwach beleuchteten Säulengänge, deren Verwinkelungen ich von früher kannte, näher zu kommen. Aber überall stieß ich auf Absperrungen mit roten Kordeln, die zwischen Messingständern hingen, oder auf Schilder mit dem Hinweis *privato*. Die vertrackten Wege ließen die Tarantellaklänge an- oder abschwellen, aber hielten sie stets in unerreichbarer Distanz. Durch einen Korridor, vorbei an Kolossalporträts mit erzbischöflichen Augen voll lethargischer Intriganz geriet ich plötzlich vor die Loge des Portiers. In seinem Gesicht widerspiegelte sich ein Zustand hermetischer Abweisung gegen alle denkbaren Einbrüche der Außenwelt. Schließlich erfuhr ich etwas von einer *privaten Gesellschaft*, einer *nozze*, genauer gesagt *nozze d'oro*, einer goldenen Hochzeit. *Äußerst privat*. Eine ungewöhnliche Ehre für das Haus. Die *nozze* vor fünfzig Jahren hätten der Conte und die Contessa *nicht* hier gefeiert, sondern auf ihren Latifundien nahe Randazzo.

Im Laufe des Abends und der Nacht nahmen Prozesse der Durchdringung von Klängen, Menschen und Bewegungen ihren Fortgang. Walzerklänge eines unsichtbaren Orchesters, eher eines Orchestrions, fielen in die Bar ein. Ursprünglich war sie ein Renaissance-Wandelaltar gewesen. Jetzt hatten sich in den Nischen Aperitifs, schottische Whiskys von beachtlichem Alter, Liköre und Brandys eingenistet und das kalte Aroma des Weihrauchs und der leiernden Litaneien der Dominikaner aus Jahrhunderten vertrieben. Zuerst verirrten sich nur einzelne Gäste der *Gesellschaft* in den Raum und pickten kalifornische Mandeln und Cashews aus den Silberschalen, meistens Herren im Frack mit bläulichem Bartschimmer und klotzigen Goldkreuzen unter gesteifter Hemdbrust. Die später eintreffenden Kavaliere kamen meistens mit ihren sizilianischen Ehefrauen am Arm. Diese ähnelten sich alle irgendwie mit ihren ebenmäßigen leeren Gesichtern, in denen sich melancholische Langeweile und über Generationen gefestigter Herrschaftsanspruch vermengten.

Wer konnte entscheiden, ob man sich in die weitläufigen Räumlichkeiten der Klosterarchitektur *begeben* hatte oder einfach *dahingelangt* war? Über verwirrende Flure mit gedrechselten Beichtstühlen, durch deren

hölzerne Gitter nicht mehr die Geständnisse unsäglicher Verfehlungen geraunt wurden, sondern das Surren der eingebauten Klimatruhen drang. Durch das Refektorium, an dessen überlangen Tischen homoerotische Bedrängungen und sodomitische Begierden durch die Kasteiungen des Fastens und im Gebet sublimiert wurden. Wie auch immer, ich fand mich plötzlich im Herzen der *Gesellschaft*, zwei Armspannen entfernt von dem Conte und der Contessa. Sie saßen einander zugewandt auf samtüberwucherten Stühlen, in einer Erstarrung, die alleine Liebespaaren vorbehalten ist, und hielten sich an den Händen.

Nur ein oberflächliches Auge konnte in den Zügen der Contessa nichts anderes erkennen als die schwermütige Monotonie ihrer Geschlechtsge nossinnen aus Palermo, Syrakus oder Agrigent, vermischt mit der Neigung zur Tyrannei. Sie alle beherrschten bis zur äußersten Perfektion die Kunst, die Spuren des Alterns zu tilgen. Das Resultat war jenes Ebenmaß, dessen Ästhetik die Inhaltslosigkeit ist. Diese Leere war es auch, die ihren Männern als fadenscheiniger Vorwand diente, kleine Modistinnen aus Trapani oder Schuhverkäuferinnen aus Castelvetro in überteuerten Appartements in Palermo wie Legehennen zu halten, die ihnen auf Wunsch Läufigkeit und nymphomanische Exzesse vorgaukelten.

Das Gesicht der Contessa war eine eigenartige Collage aus Widersprüchen, eine Vermengung absoluter Unvereinbarkeiten. Es lebte zugleich in zwei Zeiten, die durch Jahrzehnte getrennt waren. Eine Brücke dazwischen gab es nicht. Jede Zeit schimmerte durch die Lasur der anderen. Niemand hätte sagen können, welche Schicht welche überlagerte. Dieses Gesicht war der Kunstgriff eines anonymen Porträtisten, der aus ein und demselben Gewebe zwei Wesen modellierte, die sich ausschlossen: eine junge Frau in der Hochblüte ihrer Weiblichkeit und eine alte an der unbarmherzigen Schwelle zum verfaulenden Matronendasein.

»Ein ungewöhnliches Paar, finden Sie nicht?«, fragte mich eine Männerstimme hinter mir. Bis heute weiß ich nicht, in welcher Beziehung der Gast mit den daumendicken, erdbraunen Schatten unter den Augen und einem Krückstock mit silbernem Widderkopf zu dem Grafenpaar stand. Vielleicht ein erbschleichender Neffe? Vielleicht auch einer der intimen Finanzberater des *Istituto per le Opere di Religione*, vollendet geschult in der Kunst, Ströme von weißen, grauen und schwarzen Geldern im Delta der internationalen Finanzflüsse zu einheitlicher Farbe zu vermengen. Er klopfte mit den gedrehten, massigen Widderhörnern des Stockknaufs gegen sein Dessertweinglas und empfahl mir

den bernsteinfarbigen Inhalt als den erlesensten *Malvasia di Lipari*, den er kenne.

»Ignoranten verunglimpfen ihn als *Frauenwein*. Aber ich versichere Ihnen, er bewirkt absolut männliche Träume. Sie sollten sich heute Nacht nichts anderes einschenken lassen, wenn Sie die Dinge im richtigen Licht sehen wollen.«

Er nippte an dem Glas und seine Augen verschleierten sich:

»Ein glücklicher Mensch, der Conte. Genauer gesagt, ein Auserwählter. Er wird siebenundsiebzig am Fest der Heiligen *Agata a Catania*. Wir Sizilianer haben nicht wenige Heilige, wie Sie wissen. Aber diese kleine Catanierin ist meine Schwäche. Sie weigerte sich standhaft, einen heidnischen Römer zu ehelichen. Lieber ließ sie sich in ein Hurenhaus stecken und auf der Folterbank die Brüste ausreißen. Und als Krönung ihres Wirkens stoppte sie ein Jahr nach ihrem Märtyrertod den Lavastrom, der Catania niederzuwalzen drohte. Welch eine Frau! Ja, aber auch die Contessa, welch eine Erscheinung, finden Sie auch? Es ist keine Indiskretion, da alle es wissen, sie hat vor Kurzem ihr siebenundsechzigstes Lebensjahr vollendet. Und jetzt!? Der Conte feiert heute Nacht mit ihr die *nozze d'oro* und die erste *nozze* zugleich. Er hält in seinen Armen sozusagen *zwei* Frauen in einer, eine *sposa* und eine *nonna*. Aber sehen Sie selbst!«

Wie die zweidimensionalen Figuren eines chinesischen Schattenspiels neigten sich der Conte und die Contessa einander zu. In einer mechanischen altmodischen Bewegung beugte er sich zu ihr hinunter und drückte seine gelblichen Lippen auf den Rücken ihrer Hand. Eine zeitlose Damenhand, ohne verräterische rheumatischen Knötchen oder subkutane Venengeschlinge, in denen sich alterndes Blut wie eine trange Melasse dahinwälzt. Eine straffe Hand, jede Zelle in vollem Saft, pulsierende Finger mit der Wärme von Kinderhänden. Eine Hand, nur mit zwei Ringen geschmückt: mit dem schmalen Ring der *nozze* vor fünfzig Jahren und dem Ring, den der Conte ihr heute Morgen vor dem Kirchgang zur *nozze d'oro* übergestreift hatte.

Es sei zwar nur ein Zweikaräter, verriet mir der Gast mit dem widderköpfigen Krückstock. Er verstrahle aber ein solches Feuer, dass der Juwelier des Conte jeden eindringlich davor gewarnt habe, den Stein längere Zeit unter der Lupe zu betrachten: Seine Blitze könnten unlöschbare thermische Spuren auf der Netzhaut hinterlassen.

Diese Hand war alles in allem eine Mädchenhand. Bis auf jenes unregelmäßige Areal an der Wurzel des Zeigefingers, kaum größer

als eine Linse, genaugenommen auch linsenfarbig. Es durchdrang die Alabasterschicht der Oberhaut. Ein Mal, das hartnäckig jeder Über-
tünchung durch Salben und raffinierte Balsame trotzte. Die arglistige
und unaustilgbare Tätowierung der Zeit. Das Pigment des Alters.

Mit der eckigen Langsamkeit einer Spielzeugfigur zog der Conte seine *sposa* zu sich herauf, verneigte sich umständlich und bat sie um den Walzer, den das immer noch unsichtbare Orchester mit drehorgelhafter Bedächtigkeit gerade zu spielen begann. Die Contessa erhob sich mit der gleichen Verlangsamung des Bewegungsablaufs. Es schien Minuten zu dauern, bis sich ihre Gestalt völlig aufgerichtet hatte, die makellose Figur einer sizilianischen *grande dame*. Ihr cremefarbenes Kleid im Empirestil war unter der Brust gegürtet. Von da ab fiel der Chiffon jedoch nicht in bruchlosen Längsfalten senkrecht zu Boden, sondern wölbte sich über einen vordrängenden Leib, eine groteske Erhebung, eine aufdringliche Anhäufung von Fleisch. Intuitiv wusste ich, dass alle krankhaften Ursachen von Körperschwellungen auszuschließen waren. Es gab keinen Zweifel: Die Contessa war eine *Gesegnete*. Oder mit nüchternen Worten: Sie nährte in ihrem Uterus einen Fetus in der zweiunddreißigsten Woche seines Werdens.

In jener Nacht, die nach zahllosen Kostproben des *Malvasia di Lipari*, der sich wie von selbst in den Gläsern auffüllte, mit einem vitriolgrünen Riss des Morgenhimmels endete, erfuhr ich von meinem geschwätzigen Nachbarn die Lebensgeschichte des Conte und der Contessa zur Gänze, die Geschichte eines Liebespaares, dessen ganzes Glück am Ende darin bestand, alle Versuchungen überwunden zu haben, *zwei* Leben nebeneinander zu führen.

16 Die Stellung des Gastes innerhalb der verwandtschaftlichen oder anderweitigen Verflechtungen der Hochzeitsgesellschaft blieb mir bis zum Schluss unklar. Lediglich meine anfänglichen Vermutungen von Erbschleicherei oder undurchsichtigen Finanztransaktionen verloren immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Manchmal kam mir der Verdacht, er sei ebenso wenig geladener Gast wie ich selbst, denn er zog sich die ganze Nacht ausschließlich mit mir in einen Winkel der Terrasse zurück, der durch mehrere Hibiskusbüsche in wichtigen Terrakottatöpfen den Schutz einer Pergola bot. Fest stand nur, dass er die Geschichte des Grafenpaares in aller Intimität kannte und in einem exhibitionistischen Drang feilbot.

Das Curriculum Vitae des Conte sei in einer mysteriösen Art von einer Krankheit bestimmt gewesen, die es in Europa seit Jahrzehnten überhaupt nicht mehr gäbe – zuletzt habe man sie 1936 auf Malta beobachtet – nämlich der Pest. Am Anfang des Ganzen habe ein Irrtum gestanden, aber ein Irrtum von solcher Überzeugungskraft, dass er das Schicksal einer ganzen Familie bestimmt habe, ja vielleicht noch weiter bestimmen werde, denn – und diese Unwägbarkeit bezog ich zweifelsohne auf den Zustand der Contessa – der Ausgang der Geschichte sei ja noch immer offen. Immerhin sei die Contessa die älteste *mamma-nonna*, Mutter-Großmutter, der Welt. *Mamme-nonne* nenne man mittlerweile diese dank raffiniertester Befruchtungstechniken spät gesegneten Frauen. Er selbst finde den Ausdruck im Übrigen unwürdig. Ihr brennender Kinderwunsch habe diese Frauen in die Arme eines Zweiges der Medizin geführt, den man als neue betörende Blüte bezeichnen könne – aber ebenso gut als perversen Auswuchs.

Abgöttisch, jede andere Bezeichnung sei unzutreffend, habe der Conte seinen Vater geliebt, einen Mann von enzyklopädischer Bildung und einer Gelassenheit, die selbst für einen Sizilianer der *Reggio Agrigento* als außergewöhnlich zu gelten habe. Durch Reiten, Schwimmen, Jagen und Bogenschießen hatte sich der Vater des Conte eine exzellente körperliche Kondition erworben, eine beinahe animalische Geschmeidigkeit. Auf den stundenlangen Wanderungen durch die Wälder seiner Besitzungen trug er seinen Sohn bis zu dessen achten Lebensjahr auf den Schultern, damit er möglichst aus nächster Nähe die Vielfalt der Fauna und Flora erleben konnte, die er ihm unaufdringlich, aber mit profunder Sachkenntnis und Naturliebe nahe brachte. Wahrscheinlich legte er mit diesen Exkursionen den Keim für die spätere brennende Wissbegierde des Conte. Die manchmal beängstigende Liebe zu seinem Vater war das Gegengewicht zu der Herzenskälte seiner Mutter. Ihr vereister Seelenpanzer fügte ihm die ersten, nie wirklich vernarbten Verbrennungen seiner Kindheit zu. Bereits mit dreißig waren ihre Haare von knöchernem Weißgelb. Sie lehnte es ab, die Greisenfarbe ihrer Haarflut auch nur eine Spur durch eine beinahe unsichtbare Tönung zu mildern, sondern trug sie, aufgetürmt zu einer Bedrohung, die das schneidende Blau ihrer Augen noch stärker hervorhob. Diese Augen waren blicklos, zwei gefrorene Irisscheiben. Die Pupillen im Zentrum waren zwei mohnkorngroße schwarze Perforationen, die ihren Durchmesser so gut wie

nie änderten. Die Dienerschaft munkelte, dass sie bei jenem elterlichen Akt, dem der Conte entsprungen war, zähneknirschend und mit erstarrten Muskeln dagelegen und zischende Vergebungsgebete zur Heiligen Agata heruntergeleiert habe.

Das Leben des jungen Conte entfaltete sich in zwei anscheinend völlig verschiedenen Welten. In Wahrheit aber war jede nur die Ergänzung der anderen: die Welt der Natur, in die ihn sein Vater immer tiefer hineinführte, indem er hinter jedem Wunder die Ahnung des nächsten weckte, und die Welt der Bücher. Die weiträumige Bibliothek des Anwesens, deren kunstreiche Kassettendecken im grünlichen Halblicht aus den umgebenden Gärten verdämmerten, war sein ureigenstes Reservat. Jedes kleinste Detail der Natur, das bläuliche Flimmern des Facettenauges einer Libelle zum Beispiel, wurde für ihn zum Hologramm, das die *ganze* Welt, ja letztlich das Universum enthielt. Die Hieroglyphen dieses Kosmos wiederum versuchte er in der nahezu unerschöpflichen Schatzkammer dickleibiger Folianten zu entziffern, die meisten in Büffelleder gebunden und mit Goldschnitt versehen, manche mit kostbaren oder wundersamen Frontispizen verziert.

Am Palmsonntag des Jahres, in dem der Conte einundzwanzig geworden war, erkrankte sein Vater von einer Stunde zur anderen an einer Mattigkeit, die nur von der Hand des Todes herrühren konnte. Am Montag flammte ein Fieber durch seinen athletischen Körper, das den Quecksilberstrich des Thermometers bis zum Anschlag nach oben trieb. Dottore Vegente, der Hausarzt der Familie, sprach vorsichtig von einer Frühjahrs Grippe. Er war aber viel zu erfahren und beunruhigt, um nicht dringlich auf der Zuziehung eines *Consigliere* aus dem *Ospedale della Madonna Nera* zu bestehen. Einmal, weil er den dortigen *médico primario* als ausgewiesenen Blutspezialisten schätzte, mehr aber noch, weil eine schwierige Diagnose in Sizilien ohne die Mitwirkung der Madonna undenkbar, ja fast ein Frevel ist. Jeder Sizilianer weiß, was der Gekreuzigte vor eintausend Jahren in dem Franziskanerkloster oberhalb Cefalù, verborgen in den kühlen Wäldern der Manna-Esche, den Bittstellern zugeflüstert hatte: *Qui governa – mia madre. Rivolgetevi a lei!* – Wer regiert, das ist meine Mutter. Wendet Euch an sie!

Der *médico primario* war vom Anblick des Kranken alarmiert und empfahl unverzüglich, den Vater des Conte in das *Ospedale* zu verlegen. Dort könne, ja müsse man ihm – selbstverständlich unter dem Schutz einer örtlichen Betäubung – eine linsengroße Probe seines Knochenmarkes

entnehmen. Niemand könne sonst eine *anemia acuta* ausschließen, ganz zu schweigen von dem Gespenst einer Leukämie. Tatsächlich war das lebensstrotzende, bäuerliche Braun im Gesicht des Vaters der Farbe überalterter Quitten gewichen. Die Fieberschauer trotzten allen antipyretischen Mitteln. Ein Durst, für den es keine Löschung gab, ließ ihn Stunde um Stunde verfallen. In seinem Mund schossen die giftigen Blüten brennender Geschwüre auf. Sie verdoppelten sich mit rasender Geschwindigkeit wie tückische Seerosen und steigerten den Durst des Todkranken ins Maßlose. Sein Harn färbte sich rot. Als am Karfreitag taubeneigroße Knoten an Hals, Achselhöhlen und in den Leisten aufschossen, brach der junge Conte nach fünf schlaflosen Nachtwachen am Bett seines Vaters zusammen. Bevor ihn aber eine gnädige Ohnmacht für eine halbe Stunde erlöste, schrie er dem Dottore Vegente und seinem *médico primario* ins Gesicht:

»Ihr Scharlatane, warum erkennt ihr es nicht! Es ist die Pest!«

Man nutzte die Bewusstlosigkeit des jungen Conte, um den Vater, dessen Widerstand in jenseitigen Delirien endgültig zusammenzuberechen begann, überhastet in das *Ospedale della Madonna Nera* zu verfrachten. Die Mutter hatte sich, um jeder Entscheidung auszuweichen, mit ihrem Rosenkranz in die Hauskapelle zurückgezogen. Während sie seine Ebenholzkugeln, groß wie Hagebutten, durch ihre Marmorfinger gleiten ließ, sagte sie alle Gebete für die *hora mortis* auf, die sie seit ihren Kindertagen kannte. Ihre Tränen aber hielt sie zurück. Sie sagte sich, dass sie sie am Ende der heraufziehenden Katastrophe am wirksamsten würde vergießen können.

Im kühlgsten Zimmer des Ospedale wurde der Vater auf ein Lager gebettet, von dem jeder wusste, dass es sein Sterbebett werden würde. Die Stille im Raum wurde nur gelegentlich durch das Rascheln der Flügelhauben der Nonnen durchbrochen, die an seinem Bett wachten. Ihre Gebete begannen allmählich von der Fürbitte für einen Schwerstkranken, in das Lamento für einen Sterbenden überzugehen. Währenddessen wanderte das Auge des *médico primario* durch das Mikroskop über die mittlerweile gefärbte Knochenmarksschicht seines Patienten. Das tödliche Gedränge violetter Blutzellen in seinem Blickfeld ließ keinen Zweifel offen. Er flüsterte im Anblick der alles verdrängenden Lymphoblasten *Madonna!* Hätte er nicht die Rechte benötigt, um die äußerste Schärfe auszukalibrieren, und die Linke, um das Präparat behutsam nach allen Seiten zu bewegen, er hätte sich auch bekreuzigt.

Der *médico primario* ahnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass seine Blutpräparate, die über jeden Zweifel erhaben eine *akute lymphoblastische Leukämie* belegten, noch eine Wanderung durch praktisch alle großen hämatologischen Zentren der Welt vor sich hatten. Jedes Mal würden sie, sorgfältigst vom führenden Blutspezialisten geprüft, mit einer Expertise zurückkommen, die in Englisch, Spanisch, Französisch, Japanisch, Portugiesisch, Russisch, ja sogar Chinesisch seine Diagnose uneingeschränkt bestätigte. Der junge Conte würde diese hirnrissige Odyssee in Gang setzen, von dem Verdacht besessen, sein Vater sei das Opfer der Pest geworden, deren Keime auf rätselhafte Weise Jahrhunderte in den Gemäuern der Villa überdauert hätten. Das war die Geburtsstunde jenes Irrtums, der ihn und seine Familie bis zum Lebensende zu versklaven drohte.

In der Nacht von Karsamstag zum Ostersonntag verließ der Vater des Conte seine sterbliche Hülle, die jetzt nur noch als wächserne Hohlform zurückblieb, ein friedlicher Abguss seines irdischen Wandels. Der junge Conte folgte am Montag nach Ostern dem Sarg mit geballten Fäusten in den Taschen, unfähig zu beten, von der Idee gefoltert, ein infernalischer Trick der Pesterreger, die in der Fäulnis der Gemäuerritzen Jahrhunderte überdauert hätten, habe das Zentrum seines Daseins entleert. Seine Mutter krallte sich in seinen Arm, hinter einer Fassade aus unzähligen Schleiern, abstoßend schluchzend, aber tränenlos, da sie wusste, dass niemand ihre Augen sehen konnte.

Bis zum Ostersonntag des darauffolgenden Jahres verließ der Conte die Villa nur ein einziges Mal und auch nur aus einem unvermeidlichen Anlass. Elf Tage vor dem Heiligen Abend wurde seine Mutter unter dem Fauchen eines hinterhältigen Windes begraben, der die Trauerschleier der Frauen hochschlug und aus den Weihrauchfässern der voranpilgernden Ministranten weiße Wirbel herauszernte.

Drei Tage zuvor, während eines wortlosen Abendessens, war ihr plötzlich das Besteck aus der Hand gefallen und ihre Augäpfel hatten sich nach links oben verdreht. Als der Conte sie mithilfe der Bediensteten auf ihr Bett legte, baumelten ihr rechter Arm und ihr rechtes Bein ohne Leben zur Seite. Sie lag da, eine übergroße verstummte Puppe in bedrohlichem Schwarz. Dottore Vegente blieb nichts weiter übrig, als die Befürchtungen des Conte zu bestätigen. Eine *apoplezia* hatte die rechte Hälfte ihres Körpers gelähmt und ihr die Sprache genommen. Für ihn war das Ereignis nicht überraschend, sondern im Gegenteil die seit Langem erwartete

Folge eines praktisch ungezügelter Bluthochdrucks mit katastrophalen Werten. Die einzige Behandlung, die die Mutter des Conte je geduldet hatte, war ein einmaliger Aderlass zu Beginn der Fastenzeit, nach Ansicht des Dottore Vegente ein durch und durch nutzloses Ritual.

Der Conte blieb an ihrem Bett, bis ihr blasebalgartiger Atem in unregelmäßigen Zügen zum Stillstand kam. Zum ersten Mal in ihrem Leben verloren die Irisscheiben ihrer Augen ihre eisige Glasur und schienen unter einer warmen Flüssigkeitsschicht zu schwimmen. Dass sie weinte, wäre zu viel gesagt gewesen. In diesen drei Tagen und zwei Nächten sprachen der Conte und seine Mutter mehr miteinander als in ihrem ganzen bisherigen Leben, denn das Vokabular der Stummheit ist unerschöpflich. Als seine Mutter zu atmen aufhörte, hatten sie sich auch nichts mehr zu sagen.

Ein Jahr nach dem Tode des Vaters, in der Nacht von Karsamstag auf den Karsonntag, riss der Conte die Türen der Bibliothek zum Garten auf. Er trat hinaus und hielt sein Gesicht mit offenen Augen eine geschlagene Stunde in den Regen, der in frischen Schauern auf den Rasen und die Rhododendrenbüsche fiel. Der Duft ihrer Blüten begann sich zögernd zwischen den Bücherregalen zu verbreiten.

Die vergangenen zwölf Monate hatte er weitgehend im Dämmer der Bibliothek verbracht, regungslos, ein lilienhaftes Gewächs, dessen Blässe von Tag zu Tag zunahm, nur gestützt von der Rückenlehne des ledernen Ohrensessels. Die Bediensteten, die dreimal täglich zu ihm kamen, um halbe Toastscheiben mit Parmaschinken oder Lachs zu servieren und den Krug auf dem Beistelltisch mit frischer Orangenlimonade und Eisstücken aufzufüllen, sahen niemals ein Buch in seiner Hand. Insgeheim rechneten sie mit dem Schlimmsten.

Am Morgen des Ostersonntages stand der Conte gegen fünf Uhr früh nach einem traumlosen Schlaf auf. Er rasierte sich sorgfältig, wusch sich und überlegte lange, welcher seiner Anzüge am besten zu seinem wilden Gefühl, auferstanden zu sein, passte. In der Morgenmesse sang er zur Verwunderung der anderen Kirchgänger mit kräftiger Stimme. Zurückgekehrt ließ er sich zum Frühstück Kaffee, Brioches, Honig von Melilli und ein großes Glas kalte Mandelmilch servieren. Danach ordnete er seinen Schreibtisch und steckte alle die Befunde, die in den letzten Monaten aus hämatologischen Zentren in den USA, Südamerika, Australien und Japan eingetroffen waren, ungeöffnet in eine Lederschattulle, aus der er sie nie mehr herausholte, nicht nur weil er wusste, dass sie ausnahmslos

die Diagnose des *dottore primario* bestätigten. Er hatte auch begriffen, dass jede Krankheit einen Namen braucht, der Name selbst aber ohne Bedeutung ist.

Freilich war der Conte ein viel zu wissbegieriger Kopf, um sich einfach mit der Tatsache abzufinden, dass er den bedauernswerten Hausarzt und seinen *Consigliere* zu Unrecht der Scharlatanerie bezichtigt hatte. Er hatte inzwischen verstanden, dass sein Pestverdacht die Ausgeburat eines Schmerzes war, der von einer Stunde zur anderen seine Jugend beendet und ihn wehrlos in eine Welt entlassen hatte, in der das Böse zu triumphieren schien. Das Trugbild der Pest hatte es ihm ermöglicht, dieses Böse als Dämon zu inkarnieren. Es hatte seine Gestalt sichtbar und seine Herrschaft greifbar gemacht. Aber er wusste auch, dieser Dämon war sterblich. Die Pest, schwarze Herrscherin, die jahrtausendlang ihre stinkende Schleppe über die ohnmächtigen Länder des Orients und Okzidents geschleift hatte – zu guter Letzt genügten zwei chemische Formeln, um sie auszuradieren.

17 Je länger der Conte sich mit allen Gesichtern der Pest beschäftigte, ihrer Geschichte, ihren mörderischen Zügen durch Asien und Europa bis hinauf nach Island, ihrem Erreger, der Vielgestalt ihrer klinischen Bilder, desto mehr gewann der kühle, sezierende Blick des Wissenschaftlers die Oberhand über die Neigung zu mythologischen Ausdeutungen. Der Conte beschaffte sich im Laufe der Zeit aus den Bibliotheken von Catania und Palermo, später auch aus Neapel, Mailand und der römischen *Biblioteca Nazionale*, alle nur erdenklichen Werke, die in irgendeinem Zusammenhang mit der Pest standen. Anfänglich las er nur, später begann er sich Notizen zu machen, Auszüge anzufertigen und neueste Ergebnisse der Pestforschung auf winzigen Karteikärtchen festzuhalten. Wenn er sie ordnete und wieder las, kamen ihm eigene Gedanken, die er niederschrieb und systematisch zu dokumentieren begann. So wuchs sein Archiv über die Pest in ebenso gigantischem Umfang wie sein Wissen über die Seuche. Er begann Essays über bestimmte Aspekte der Epidemie zu verfassen, die wegen ihres fesselnden Stils und ihrer perfekten Sachkenntnis in den Feuilletonen von Wochenzeitschriften erschienen. Medizinhistorische Episoden der Pest fanden nach und nach sogar Aufnahme in Fachjournale über Infektionskrankheiten oder Epidemiologie.

Der Conte verstand es, aktuelle Bezüge zu Jahrhunderte zurückliegenden Ereignissen herzustellen, die sonst als ungehobene Schätze in modernden Geschichtsarchiven versunken wären. Geradezu meisterhaft war seine Schilderung der Belagerung des Genueser Außenposten Kaffa an der Schwarzmeerküste der Krim im Jahre 1346 durch mongolische Reitertruppen. Im dritten Jahr der Einschließung brach unter den Belagerern die Pest aus. In ihrer Not kam den Mongolen die makabre Idee, ihre Pestopfer über die Mauern in die besetzte Stadt zu katapultieren. Die Wirkung war nachhaltig: In Kaffa breitete sich die Pest aus, die Stadt musste sich ergeben, und die meist infizierten Flüchtlinge versuchten mit ihren Schiffen, die sich unterwegs zu Totenfähren verwandelten, die italienischen Hafenstädte zu erreichen. Über Sizilien, Korsika und Genua zettelten die Heimkehrer eine Pestepidemie an, der schließlich 25 Millionen Menschen in Europa zum Opfer fielen. Der Conte interpretierte diese barbarische Entsorgungsstrategie der mongolischen Reiter als den ersten historischen Einsatz biologischer Waffen.

Sein epidemisch wucherndes Wissen fand im Laufe der Jahre seinen Niederschlag in einer ganzen Reihe von Büchern über den Schwarzen Tod. Ein Glanzstück darunter war die Biografie über *Alexandre Émile-John Yersin*, dem zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Entlarvung des Pesterregers gelungen war. Mittlerweile hatte sich der Conte, obwohl weder Mediziner noch Biologe, den Ruf eines faszinierenden Festredners zu seinem einzigen Thema erworben. Auf den Mammutkongressen über Seuchen und Infektionskrankheiten in Europa, den USA, im Fernen Osten und Ländern der Dritten Welt war er ein gesuchter Redner, der sein Auditorium in apokalyptischen Bildern epidemischer Verheerungen schwelgen ließ. Der absolute Höhepunkt seiner rhetorischen Darstellungskunst war die Inszenierung der Londoner Bubonenpest im Jahre 1665. Alleine durch die Farbpalette seiner Sprache und die ausmalenden Gesten seiner fragilen Hände gelang es ihm, ein Kolossalgemälde tödlicher Verseuchung zu entwerfen.

So führte die Pest den Conte um den ganzen Erdball. Er wiederum eroberte in ihrem Namen Regionen, in die ihre Geschichte sonst nie vorgedrungen wäre. So war es ihr Verdienst, dass er an einem schwülen Novembertag nach einer stundenlangen Fahrt von Buenos Aires durch die endlosen Wiederholungen der Pampaslandschaft erschöpft in Rosario ankam. Am anderen Tag wurde ihm vom Dekan der medizinischen

Fakultät mit der martialischen Miene eines Conquistadore die Würde eines *dottore honoris causa* verliehen. Der stürmische Applaus der Professoren und Studenten versetzte den Conte in eine Stimmung sakraler Weinerlichkeit. Er bedankte sich auf Spanisch in einer kurzen Ansprache, in der er sich als den wandernden Schatten einer Seuche, die nahezu bezwungen sei, bezeichnete. Er sähe darin einen symbolischen Akt der Überwindung des Bösen. Wie aber jeder wisse, könne diese Seuche überraschend zu jeder Zeit und an jedem Ort erneut ausbrechen.

Bei den letzten Sätzen seiner Rede bewahrte ihn nur seine sizilianische Gelassenheit davor, im unterschwelligen Beben seiner Stimme die Haltung zu verlieren. Jeder im Auditorium maximum hätte ihm allerdings die mimischen Zeichen einer unkontrollierten Rührung verziehen, denn der Conte befand sich immerhin im fünfundsiebzigsten Lebensjahr, und außerdem war man in Argentinien bei derartigen Anlässen wesentlich heftigere Ausbrüche der Selbstverückung gewohnt.

Am nächsten Morgen wurde der Conte im klimatisierten Bentley des Rektors zurück nach Buenos Aires gefahren. Wieder zogen über Stunden die wogenden Gräser der *Pampa húmeda* an den Scheiben der lautlosen Limousine vorbei. In der Schläfrigkeit der Mittagsstunde geriet die Fahrt mehr und mehr zu einer submarinen Reise. Die Grasbüschel wichen als wehender Seetang vor dem Bug des Fahrzeugs auseinander. Flirrende Strahlenbündel einer unsichtbaren Sonne drangen von oben wie Lanzen bis auf den Meeresboden vor, manchmal durchbrochen von schräg abwärts ziehenden Schwärmen regenbogenfarbiger Tropenfische. Die Zeit drang durch Kiemen in rückwärtigem Strom in sein Bewusstsein und ließ ihn außer Fassung geraten. Der hastige Tod seines Vaters vor einem halben Jahrhundert schien sich erst gestern ereignet zu haben. Dazwischen lagen, wie er bestürzt erkannte, Jahrzehnte einer selbstsüchtigen Jagd nach einem Phantom des Bösen, ein bis zur Lächerlichkeit sinnloses Zelebrieren einer vergessenen Seuche, deren gelegentliche kümmerliche Ausbrüche nichts als die agonalen Zuckungen einer sterbenden Krankheit waren.

Die Ehrung, die ihn gestern noch überwältigt hatte, kam ihm wie eine dämonische Farce vor, eine schwarze Messe, zelebriert von konspirativen Mitgliedern eines weltweiten Geheimbundes, die wie er ihr Leben in narzisstischen Zeitvergeudungen verspielten. Sein ganzes anderes Leben außerhalb seiner spleenigen Einlassungen mit seiner schwarzen Geliebten kam ihm plötzlich vor wie eine unwirkliche Abschweifung,

wie unvermeidbare szenische Einblendungen, alle wie hinter Glas. Zusammenhanglose Episoden eines verstaubten Stummfilms. In ihnen tauchte flüchtig die Contessa auf, eben noch eine Mädchengestalt von fiebriger Sinnlichkeit und in der nächsten Szene übergangslos schon eine alternde Frau ohne Gesicht und ohne Geschichte, eine Karyatide mit makellosem Make-up.

Das Leben der Contessa war ebenso unwirklich verlaufen wie das seine. Eine aufwendig inszenierte Abfolge gesellschaftlicher Ereignisse. Dazwischen Ausbrüche von süchtigen Kaufexzessen in den Antiquitäten und Juweliergeschäften der *Viale della Libertà* und Zurschaustellungen einer Mildtätigkeit, die trotz der horrenden Summen sich in sicherem Abstand zur Schmerzgrenze hielt. Zuletzt trug Luigi, der Fahrer, immer häufiger Arme voll Päckchen, Tüten und Taschen mit den Insignien von Armani, Fendi und Bulgari in stummer Verbitterung in den Ankleide-raum der Contessa. Dort stapelte er sie neben anderen Päckchen und Tüten und verfolgte, wie sie über Wochen unausgepackt blieben.

Roberto trudelte in der Meerfahrt des Conte vorbei, ein dickliches, immer lächelndes Kind mit wachen Augen. Er purzelte durch die Arme des Seetangs und die sich niederneigenden Schilfhalme. Er gluckste vor Ausgelassenheit, und der Conte nahm das Kerlchen auf die Schultern und trug es durch einen Wald, so wie sein Vater ihn getragen hatte. Nur stand der Wald regungslos bis zu den Wipfeln in einem vollkommen durchsichtigen Wasser, in dem friedlich Schmetterlinge, Käfer und Insekten dahintrieben. Das Wasser hemmte nicht im geringsten seine Schritte, nur konnte er mit Roberto nicht sprechen. Ihre gläserne Wanderung durch den Wald war so wirklich, dass der Conte für Augenblicke überzeugt war, es habe Roberto tatsächlich vor schmerzlichen Urzeiten gegeben. Ja, er sah ihn sogar im Fischteich der Villa dahintreiben, halb von den Lotusblumen verdeckt, eine kleine lächelnde Totenmaske, über der sich das algige Wasser wiegte.

Roberto hatte natürlich niemals existiert, nicht einmal in nächtlichen Gesprächen mit seiner Frau. Die Unfruchtbarkeit ihrer Ehe fügte sich nahtlos in die Unwirklichkeit ihrer Leben. Es war ein Glasperlenspiel, das sie, zur Gänze getrennt, unter Ausnutzung aller Täuschungsmöglichkeiten bis zur Vollkommenheit beherrschten. Jetzt begann es dem Conte zu dämmern, dass ihre Kinderlosigkeit die fundamentale Voraussetzung ihres Phantom-Daseins war. Folgerichtig hatten sie deshalb nicht einmal ansatzweise den Versuch unternommen, ihrer Ursache auf den

Grund zu gehen. Im Hotel angekommen, überfiel ihn eine schreckliche Unruhe, die Gewissheit eines unausdenklichen Unglücks zuhause auf der anderen Seite des Atlantiks. Er versuchte seine Frau zu erreichen, aber die Leitung nach Sizilien brach ständig zusammen. Schließlich ging er hinunter in die pompöse Hotelbar, aphasisch, außerstande, eine Bestellung aufzugeben.

Nach einem Irrflug über Rio de Janeiro, London, Paris, Mailand und Rom kam der Conte orientierungslos und zeitverschoben am Flughafen *Fontanarossa* in Catania an mit pappigem Magen, verdorben von den First-Class-Menüs fünf verschiedener Fluglinien. Der Fahrer Luigi las ihn an dem leer sich drehenden Gepäckband auf, wo der Conte immer noch auf sein ledernes Reisegepäck wartete, das er in Buenos Aires vergessen hatte aufzugeben. Nach der klebrigen Schwüle, in der er das erste der zahllosen Flugzeuge seiner endlosen Reise bestiegen hatte, verstand er nicht, warum jetzt frostige Regengüsse auf den Scheiben der Limousine die Landschaft in Schlieren auflösten. Die anbrandende Gischt des Meeres entlang der Uferstraße empfand er als persönliche Attacke, die seine Panik noch weiter steigerte. Nichts konnte ihn von der schaudernden Vorahnung abbringen, er werde seine Frau und sein Landgut nicht mehr erreichen.

Auf den ersten Stufen der Villa, von Luigis riesigem Regenschirm geschützt, frierend wie ein Nackter, wurde er das Opfer eines Weinkrampfes, der ihn unaussprechlich beschämte. Die Contessa, von der gleichen entsetzlichen Ruhelosigkeit befallen wie er, drückte ihn auf den nächstbesten Sessel der Eingangshalle, nahm seinen dünnen Kopf zwischen ihre Hände und begann seine von Schweiß und Regen feuchten spärlichen Haarsträhnen zu küssen. Später zog sie ihn auf seinem Bett vollständig aus, gab ihm warme Mandelmilch zu trinken und frottierte seinen Körper, den sie seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte. Der Haarkranz um sein Geschlecht war inzwischen vollständig ergraut, ein Greisenorgan. Mit einem Gemisch ätherischer Öle aus Lemongras, Koriander und Lavendel, das nur in der Apotheke des Heiligen Laurentius in Messina zu bekommen war, salbte sie ihm die knotigen Äste seiner Hände und Füße und betupfte seine Schläfen. Sie zog ihm seinen schwarzen Seidenschlafanzug mit den kleinen stilisierten Fasanen und Paradiesvögeln an, deckte ihn zu und schloss die Fensterläden zur Hälfte. Als sie sein Schlafzimmer verließ, ging sein Atem bereits ruhig und rhythmisch.

18 Es ließ sich nie mehr in Erfahrung bringen, wer drei Tage später die Ausgabe der Illustrierten *Gente* auf den Frühstückstisch gelegt hatte. Als Titelfoto strahlte Giulia Mezzanotte, die älteste *mamma-nonna* der Welt, mit dem neugeborenen Angelo im Arm die Leser an, eine diskret geschminkte 62-jährige mit untadeligen Zähnen. Der Schlagzeile zufolge hatte sie ein *Naturgesetz* gebrochen. Angelo, das *miracolo-bambino*, die wider die Natur und doch mit ihrer Hilfe gereifte späte Leibesfrucht der Signora Mezzanotte, unterschied sich durch nichts von allen anderen Neugeborenen. Mit winzigem Gesichtsschädel, aufgeworfener Nase und gestriegeltem Haarflaum gab es sich mit wohliger Inbrunst einem noch quasi fetalen Schlaf hin.

Wenn es eine stumme Übereinkunft, einen wortlosen Pakt gibt, der auf einer so unerschütterlichen Übereinstimmung beruht, dass es keines auch noch so geringen äußerlichen Zeichens der Bestätigung bedarf, so war es der Aufbruch des Conte und der Contessa zwei Tage später nach Rom. Sie quartierten sich in einer Suite der *Hassler Villa Medici* oberhalb der spanischen Treppe ein in drei antik eingerichteten Zimmern. Ihre satten Trompe-l'œil-Malereien sollten die Gäste in eine pompejanische Szenerie kurz vor dem großen Vesuvausbruch versetzen.

All die intimen Befragungen, peinlichen Prozeduren, schamverletzenden Untersuchungen, denen sie sich in der »Werkstatt«, wie sie sie nannten, des Dottore Antoniniano in den nächsten Tagen und Wochen unterzogen, nahmen sie mit der Stummheit von Opfertieren auf sich. Was ihnen Dottore Antoniniano auch immer abverlangte, sie erfüllten es mit Ergebenheit und einer fanatischen Leidenschaft. Von den einen wurde der Dottore nur *un pazzo*, ein Verrückter, genannt, von den selig Befruchteten hingegen zärtlich *padrino della sposa*, Brautvater. Die immer wiederkehrenden Lagerungen der Contessa auf dem gynäkologischen Hochaltar mit obszön gespreizten Schenkeln, die Ultraschallsonden in ihrer Scheide, die Katheter in ihren Eileitern, der schale Geschmack im Mund nach den Kurznarkosen, die Aufschwemmung und hormonell stimulierte Übelkeit, sie nahm sie demütig hin. Ein Initiationsritual, nach dessen Gesetzen schamanische Hände ihren Schoß aufreißen, ihn nach außen stülpen, zerteilen und unbetäubt wieder zusammenflicken mussten.

Der hagere Körper des Conte wurde mit Päderastenhänden betastet. Seine Hoden schwammen als kreidige Ovale auf den Ultraschallmonitoren. Sein Samen wurde berochen, beäugt, zentrifugiert, analysiert und

getunt. Seine Spermien wurden einem strengen Mikrozensus unterzogen. Die quälenden und erniedrigenden Masturbationen in der marmornen Pracht des Hotelbadezimmers vollzog er mit fanatischem Grimm. Jedes aufkommende Gefühl der Erniedrigung und hohlen Perversion unterdrückte er rigoros. Diese Akte hatten nichts gemeinsam mit den unabwendbaren pubertären Selbstbefleckungen, deren letzter süßlicher Stimulus in Wahrheit der Reiz der Versündigung war. Die schwellenden Bilder von damals erwiesen sich als restlos untauglich. Die Herrenjournale, die jedem Studenten einen 60-Sekunden-Erfolg garantierten, waren für ihn nutzloses Hochglanzpapier. Die Lektüre der *L'Académie des Dames* belebte seine Lenden ebenso wenig wie John Clelands *Memoirs of a woman of pleasure*. Er empfand sie als ästhetische Beschreibungen weiblicher Reize und kunstvoller Vereinigungen, die aber als kalte Etüden keinerlei Regungen in ihm weckten. Als zuverlässigste Imagination erwies sich das Bild jener gealterten Hure, die nichts mehr war und nichts mehr sein wollte als der Ausverkauf des Fleisches, ein Symbol aller Verluste der Frau, ein Opfertier auf dem Altar der Lüste, Rohheiten und Perversitäten, geschächtet für alle erniedrigten und entehrten Frauen der Welt. In ihrer Nacktheit, jenseits der Scham, wurde sie zur Weltenmutter von unergründlicher Reinheit und Tiefe und dadurch eine Verlockung, der er jedes Mal unterlag. In ihre Wärme gelang ihm eine rasche, erlösende Entleerung.

Alle diese zuchtlosen Eingriffe und Entehrungen ihrer Körper und ihrer Seelen ertrugen der Conte und seine Frau mit der Ergebenheit von Märtyrern. Denn sie wussten beide: Es ging um ihr Leben.

In jeder Hinsicht ergaben sie sich den Händen des Dottore. Er, der *padrino della sposa*, wählte die jeweils eispendende *Signorina*, die auserkoren war, ihr Erbgut mit demjenigen des Conte zu vermengen, wie seine eigene Schwiegertochter aus. Immer waren nach seiner Beschreibung die jungen Damen blühend, intelligent und von überwältigender Gesundheit. Ihre Ovarien strotzten förmlich von Eiern, die nach Besamung drängten. Für den Conte und die Contessa enthielten sie den Kosmos. Sie beteten zu dem *Deus faber*, der herabsteigen, das Ei zerteilen und Himmel und Erde daraus erschaffen würde. Die zwei Millionen Lire *Ausgleich* für dieses einmalige Gut, das der Dottore durch seine gynäkologischen Schnorchelkünste aus den Eierstöcken der *signorine* fischte, waren ein Spottpreis, gemessen an der Verheißung von Leben, die in ihnen keimte.

So war das Leben des Conte und der Contessa über Nacht erfüllt wie noch nie in den fünfzig gemeinsamen Jahren zuvor. Voll Inbrunst erwählten sie die heilige Margareta von Antiochia zu ihrer Fürbitterin. Sie hatte den Teufel, als Drache eingekrallt in ihrem Nacken, mit ihrem dünnen Gürtel bezwungen und für die Bewahrung ihrer Jungfräulichkeit alle Qualen lodernder Fackeln und siedenden Öles ertragen. Das Fleisch, das man ihr mit eisernen Kämmen am Tage von den Gliedern riss, wuchs über Nacht ohne Narben zusammen. Wenn eine Heilige berufen war, Kinderwünsche zu erfüllen, Fehlgeburten abzuwenden oder Entbindungen zu erleichtern, dann war sie die Berufenste.

Nach einer sizilianischen Überlieferung, wonach die Belebung der Vorstellungskraft einer Schwangeren ihrem Kind zu größerer Schönheit verhelfen könne, verbrachten der Conte und die Contessa Stunde um Stunde zwischen drängelnden Deutschen und kichernden Japanern in den überfüllten Sälen römischer Museen. Alten Empfehlungen zufolge war die Versenkung in die Werke von Giorgione, Raffael oder Fra Angelico am verheißungsvollsten. Die Kamtermusik der noch milden Maiabende sogen sie auf mit *einem* Ohr. Kurzum, es war eine Zeit be-
gnadeter Stummheiten.

In der heimischen Villa füllte sich unterdessen lautlos ein eigens hergerichteter, hellblau mit Mond und Sternen bemalter Raum neben dem Schlafzimmer der Contessa mit Kindermöbeln und Spielzeug, Wickeltüchern, Babywäsche und duftenden Pflegemitteln. Neben dem Fenster wartete die handgefertigte Wiege des Kunsttischlers Antonio Culla aus Bronte, der vor zweihundert Jahren die formvollendetsten Schnitzereien für sizilianische Sprösslinge adliger Herkunft geschaffen hatte. Roberto konnte kommen.

Roberto, diese Kopfgeburt des Conte auf seiner Gespensterfahrt durch die argentinische Pampa. Dieser quiekende Kobold, der kichernd und strampelnd aus dem Universum sich anschickte in ihr Leben zu purzeln. Roberto, das *miracolo-bambino*, die Sternschnuppe, die in den Schoß der Contessa einschlagen sollte. Roberto, der Lebensspender. Nicht *sie* hatten ihm Leben geschenkt, sondern er schenkte ihnen das Leben. Es hing an einem seidenen Faden, einer silbrigen Nabelschnur, die aus Robertos kleinem Kugelbauch herauskam. Roberto, *miracolo-bambino*, der Retter, der Erlöser, *sie* waren seine Kinder. Wenn dieser Meteorit sie verfehlte, zurückkehrte in die unendliche Schwärze des Universums, waren sie verloren.

»Sicher ist doch das Geschlecht des Kindes, das die Contessa trägt, bereits bekannt?«, fragte ich den Gast mit dem widderkopfbestückten Krückstock. Es war mir unvorstellbar, dass diesem seltsamen Biografen des Conte und der Contessa irgendetwas aus ihrer Lebensgeschichte verborgen sein könnte.

Seine Antwort war ausweichend:

»Habe ich mein Versprechen gehalten? Der Malvasia ist alles andere als ein Frauenwein. Wie gesagt, er erzeugt nur absolut männliche Träume.«

Ich wartete eine Weile in der Hoffnung, er würde doch noch auf meine Frage eingehen. Aber er schwieg. Ich fühlte mich übermächtig und zerschlagen. Vielleicht war ich auch für Momente eingenickt. Als ich aufschaute, war der Korbessel meines unerschöpflichen Erzählers jedenfalls leer. Irgendjemand hatte die *Malvasia di Lipari*-Flaschen und Gläser abgeräumt. Das Morgenlicht drang stechend durch die Hibiskusbüsche auf der Terrasse und ließ einen sengenden Tag erwarten. Immer stärker drängte ein schwerer Geruch von Früchten aus dem Garten herauf. Eine absolute Stille zwang zu schmerzhaftem Hinhören.

Ich raffte mich auf. Nirgendwo in den Sälen und Gängen stieß ich auf irgendwelche Spuren der *nozze d'oro*. Bedienstete tauchten immer nur im Hintergrund auf und waren, sobald ich näher kam, in Gästezimmern oder hinter Türen mit der Aufschrift *Servizio* verschwunden. Roberto, der glucksende Meteorit, ließ mich durch die Hallen und Flure stolpern. Er scheute keinen Trick, mich zu ködern. Mal hörte ich ihn japsen und kichern, mal ließ er aus unsichtbaren gnomenhaften Tamburinen und Kastagnetten Fetzen einer Tarantella durch das Gebäude wehen. Dann trippelten seine Mäuseschritte vor mir durch die Korridore, hielten inne, und übergangslos hörte ich ihn schmatzend Muttermilch saugen. Kurz vor dem Kreuzgang, der den Innenhof säumt, beendete er mit einem schnalzenden Schluckauf abrupt seine Posse.

Schritte sammelten sich und zogen in Richtung Foyer, anscheinend Gäste im Aufbruch. Alle waren noch, wie am Abend zuvor, festlich gekleidet. Manche kamen mir bekannt vor, aber zugleich auch unwirklich mit der fragwürdigen Identität eines Doubles. Im Gegensatz zu gestern bewegten sie sich federnd, mit nahezu athletischem Schwung, eine aufgeräumte Gesellschaft, lauter jugendliche Erscheinungen, keiner über vierzig. Die Zeit begann richtungslos zu zerfallen. War, was ich sah, die Rückblendung des gestrigen Abends um ein halbes Jahrhundert? Aber

dann stockte ich. Vielleicht hatte das Szenario des vergangenen Abends nur Projektionen der Zukunft vorausgeworfen? Jede meiner Mutmaßungen wurde durch den Augenschein widerlegt. Denn unter den Gästen erkannte ich plötzlich die redselige Erscheinung meines nächtlichen Gesprächspartners. Wie gestern stütze er sich mit dem widderköpfigen Krückstock ab. Sein Aussehen war völlig unverändert, die erdbraunen Schatten beringten daumendick seine Augen.

Ich folgte dem Zug durch das Portal hinunter zur Auffahrt. Die Chauffeure hielten die Türen der Wagen auf. Die Gäste verabschiedeten sich und verteilten sich rasch in ihre Fahrzeuge. Zügig begann sich die Reihe der wartenden Limousinen aufzulösen. Der Widderkopfmann stieg in die vorletzte ein und ließ sich auf den Rücksitz fallen. Von dem jungen Paar, das auf den letzten Wagen zuing, sah ich in der Blendung des frühen Lichtes zunächst nur die Umrisse. Der Herr beeilte sich, schwungvoll der Dame die Türe zu öffnen. Im Einsteigen wandte ihm die Contessa das Gesicht zu. Die Collage aus Unvereinbarkeiten war dieselbe wie gestern. Immer noch schimmerte die Lasur der einen Zeit durch die andere. Der Kunstgriff des anonymen Bildners hatte von seiner Wirkung nichts eingebüßt. Blüte und Fäulnis durchdrangen sich unbehindert. Jede bildete die Oberfläche der anderen. Das Empirekleid der Contessa aber fiel in bruchlosen Längsfalten an ihrem graziilen Körper zu Boden. Als der Wagen des Widderkopfmannes an mir vorbeifuhr, klopfte er mit dem silbernen Gehörn des Krückstocks gegen die Scheibe und warf mir Kuschhände zu.

19 Das Reich des Dottore Antoniniano deckte sich in seinen Grenzen mit dem *Imperium Romanum* zur Zeit der Geburt Christi. Dies war unschwer an den kleinen Fähnchen auf der Weltkarte in seinem Wartezimmer abzulesen. Jede der kleinen Flaggen stand für eine gelungene künstliche Befruchtung. Die meisten Fähnchen waren grasgrün. Dazwischen steckten immer wieder blutrote Flaggen, Symbole für außerordentliche Siege, die Dottore Antoniniano im Kampf gegen die Kinderlosigkeit errungen hatte. Die roten Fähnchen waren den *mamme-nonne* über fünfzig vorbehalten, denen er zur Seligkeit eines eigenen *miracolo-bambino* verholfen hatte.

Antoninianos Herrschaftsbereich umfasste alle Mittelmeerländer und streckte seinen kräftigsten Ausläufer vor bis zum Persischen Golf. Im

Norden erstreckte es sich bis England, nur Irland erreichte es – aus welchen Gründen auch immer – nicht. Der südlichste vorgeschobene Posten seines italienischen Mutterlandes war die winzige *Isola di Pantelleria*. An all den Einstichstellen der Fähnchen wiegten verklärte Mütter die Frucht ihres Leibes in den Armen, Geschöpfe, die ihr Dasein mindestens ebenso sehr den trickreichen Künsten des Dottore Antoniniano verdankten wie den Geschlechtszellen ihrer Eltern, deren erstes Rendezvous im Reagenzglas stattgefunden hatte.

Es war ein mysteriöses Imperium, in dem der Dottore als Alleinherrscher regierte. Er hielt es ohne weltliche Ordnungskräfte zusammen. Alle Barrieren der Sprachen und Riten hatte es mühelos überwunden. Es vereinte die gegensätzlichsten Klimata, die Sturmgefilde der *Orkney Islands* ebenso wie die Dürrezonen der arabischen Wüstenregionen. Die einzig akzeptierte Währung dieses Reiches stammte aus dem Fort Knox Antoninianos. Sie war unverwechselbar und fälschungssicher, in keine andere Währung konvertierbar, und das singuläre Resultat seiner alchimistischen Hände: das befruchtete Ei. Die Münze des Lebens und dennoch sterblich.

In der Polarnacht seiner Tiefkühltruhen hortete der Dottore die erstarrten Embryonen, Frostblumen einer trügerischen Ewigkeit. Manche verloren, aufgegeben von flüchtenden Vätern oder von verwirrten Müttern verstoßen. Auf ewig verdammt in der entsetzlichsten aller Höllen, nicht in unauslöschlichen Feuern, sondern in brennender Kälte ohne Ende. Im neunten Kreis waren sie eingefroren im eisigen Fluss Cocytus, so wie ihr Barde Dante Alighieri sie besungen hatte:

*So staken blau bis wo die Scham man sieht
Die schmerzreichen Schatten in dem Eise
Die Zähne klapperten das Storchenlied.*

»Sehen Sie dieses Ei?«, hatte Denis Diderot seinem d'Alembert zugerufen. »Damit können alle theologischen Systeme und alle Tempel dieser Erde gestürzt werden!«

Antoninianos Reich war ein Reich der Schläfer und Träumer. Eine Welt der Daumensauger und Milchlutscher. Überlebende aus traumatischen Reisen durch Retorten und Sonden, Pipetten und Nährlösungen. Das Opium der Schuldlosigkeit und des Nicht-Wissens gluckerte in ihren warmen Eingeweiden.

Ob auch sie ursprünglich im Schöpfungsplan Gottes aufgeführt waren, konnte niemand mit Sicherheit sagen. Den Wissenschaftlern stellte sich die Frage nicht. Dottore Antoniniano selbst war felsenfest überzeugt, nur Erfüllungsgehilfe des großen Entwurfes zu sein, was ihm wiederum Ächtung und Bann des Kardinalerzbischofs eintrug. Der Dottore hob seine behaarten Hände in einer opfernden Geste:

»Seine Eminenz wirft mir vor, ich fabriziere Kinder auf Bestellung wie Kälber, was ihn allerdings nicht davon abhält, den neugeborenen Kleinen *tausend zärtlichste Grüße* und *Gottes überreichen Segen* zu übermitteln.«

»Vielleicht ist es *seine* Art, ihnen seine Liebe zu zeigen?«, wandte ich tastend ein.

»Wie könnte er sie lieben? Für ihn sind sie Homunkuli, seit Urzeiten in teuflischen Phiolen schwelend. Und der Mensch maßt sich an, den Korken aus der Öffnung zu ziehen. Sie sind eher Objekte des Exorzismus als der Liebe. In keiner elterlichen Umarmung gezeugt, sind sie in seinen Augen dem Niemandsland des Dämonischen entsprungen. Ja, er geht noch einen Schritt weiter. Ungeborene seien diese Embryonen und niemand wisse, welche von ihnen je geboren würden. Diese Ungeborenen aber seien die Unseligsten der Unseligen. Da sie das Leben nicht erlangt hätten, müsse man sie zu den Toten zählen, *ungetaufte*, tote Wesen. Seit Innozenz XII aber zählten ohne Taufe gestorbene Kinder zu den ewig Verdammten, auch wenn der Kardinal Coelestin Sfondrati ihnen in seinem postum Werk *Nodus praedestinationis dissolutus* 1697 eine Art natürlicher Seligkeit habe zuerkennen wollen.«

Eine Anwandlung theatralischer Verzweiflung schien den Dottore zu überkommen:

»Ich habe gewagt, seine Eminenz an Rahels flehenden Schrei zu erinnern, mit dem sie Jakob anfiel: *Verschaff mir Söhne! Wenn nicht, sterbe ich!* An die Magd Bilha, die sie Jakob anträgt, die er schwängern und die auf ihren Knien gebären soll. Und Bilha gebiert Jakob einen Sohn. Rahel sieht darin einen Akt göttlicher Gerechtigkeit, weshalb das Kind Dan, der Richter, genannt wird. Der zweite Sohn, den die Magd zur Welt bringt, wird Naftali, der Kämpfer, geheißen. Es sind Rahels Siege im Gotteskampf. Aber nicht genug, Lea, Rahels Schwester, wird von Eifersucht erfasst. Obwohl sie schon vier Söhne geboren hat und unfruchtbar geworden ist, möchte sie es Rahel gleichtun und Jakob weitere Söhne schenken. So führt sie Jakob ihre Magd Silpa zu, die ihm noch die Söhne Gad und Ascher, das Glückskind, schenkt. Ein Drittel der

Stämme Israels ist also gewissermaßen durch Leihmütter entstanden! Aber wie reagiert seine Eminenz? Als ob ich ein Idiot wäre, belehrt er mich, sicher wisse ich doch, dies seien Adoptionen gewesen, keine künstlichen Befruchtungen. Adoptionen stünde der Heilige Stuhl aber bekanntlich durchaus wohlwollend gegenüber.«

Seine Verzweiflung verflog so rasch, wie sie gekommen war. Er hätte süße Rache an seiner Eminenz nehmen, ja ihm vielleicht sogar auf richtigen Schmerz zufügen können, gestand mir der *Dottore* mit einem Anflug von Belustigung. Aber das liege nicht in seiner Natur. Warum auch solle er das Weltbild des greisen Gottesmannes mit dem wohlbegründeten Verdacht erschüttern, dass die hurtige Schar studentischer Samenspende seines Institutes fast überwiegend aus Adepten der verschiedenen Priesterseminare bestand? Diese jungen Männer seien durch bestimmte Merkmale leicht zu identifizieren: Meist gäben sie sich als Psychologiestudenten aus, ihre Blicke seien fliehend, die Hände schweißig. Die überdurchschnittliche Zügigkeit, mit der sie zum Erfolg kämen, lasse auf einen beträchtlichen Trainingsvorsprung vor den anderen Studiosi schließen. Auch werde gemunkelt, dass sie den Judaslohn der hunderttausend Lire meist in den Opferstöcken von *San Giovanni in Laterano* oder *San Paolo Fuori le Mura* verschwinden ließen. Nur besonders Mutige entledigten sich des Geldes in der Petersbasilika. Das Ganze sei, bemerkte der *Dottore* abschließend, ein bewundernswertes Handlungsgeflecht aus fadenscheiniger Rechtfertigung eines verbotenen Lustgewinnes und profaner Ablasszahlung. Abgesehen davon, der Kardinalerzbischof sei als Realist bekannt. Insofern sei nicht auszuschließen, dass diese Enthüllungen seine Weltsicht eher bestätigen würden als an ihr zu kratzen. Wie auch immer, die Handschellen des Zölibates, die er eines Tages jedem der jungen Männer anlegen würde, seien auf alle Fälle *sein* letzter Trumpf.

»Der Kardinalerzbischof ist ein Greis« versuchte ich zu vermitteln. »Der Starrsinn des Alters verschont auch ihn nicht, selbst wenn es eine Enge des Geistes auf ungewöhnlich hohem Niveau ist. Es bedarf schon einer beträchtlichen Flexibilität zu akzeptieren, dass ein Kind heute bis zu fünf Elternteile haben kann, darunter drei Mütter: den genetischen Vater und die genetische Mutter, die Leihmutter, die Adoptivmutter und den Adoptivvater.«

Der *Dottore* war mit meinem Einwand nur halbherzig einverstanden:

»Seine Eminenz ist ein Greis, sicherlich, aber ein erstaunlich wacher und belesener Greis. Noch erstaunlicher die Lektüre, die er bevorzugt. Mitten in unserem Wortwechsel trippelte er an ein Buchregal hinter seinem Stuhl – Thron wäre die zutreffendere Beschreibung – und zog ein Lederbändchen heraus, eine bibliophile Kostbarkeit, wie ich schon aus der Entfernung sehen konnte, vielleicht eine Leihgabe der Vatikanischen Bibliothek, ein Glanzstück des *Index librorum prohibitorum*, wahrscheinlich sogar sein eigener Besitz. Was Marquis de Sade zu seiner Zeit als äußerste Ausschweifung beschrieben habe, bedeutete mir seine Eminenz, sei ein harmloser Vorläufer dessen, was heute im Namen der In-vitro-Befruchtungen inszeniert werde. Und dann, lieber Kollege, begann er mir tatsächlich einen Abschnitt aus *La Philosophie dans le Boudoir* vorzulesen. Seine Rezitation hat mich dermaßen verblüfft, dass ich mir den Text besorgt habe.«

Er griff in die Schublade, holte ein Bändchen, allerdings in schlichtem Leinen gebunden, heraus, schlug es bei dem Lesezeichen auf und fuhr fort:

»In der *Philosophie im Boudoir* lässt de Sade den Wüstling Dolmancé erzählen: *Einer meiner Freunde lebte mit der Tochter, die er von seiner eigenen Mutter bekommen hatte; erst vor acht Tagen hat er einen dreizehnjährigen Knaben entjungfert, der die Frucht des Verkehrs mit dieser Tochter ist. In ein paar Jahren wird dieser gleiche junge Mann seine Mutter ehelichen, so hat mein Freund es gewünscht ...*«

Er lehnte sich zurück und wartete die Wirkung auf mich ab.

»Sie haben recht, die Belesenheit seiner Eminenz ist beeindruckend. Aber wirft er nicht einfach die Dinge etwas durcheinander?«

Der Dottore zuckte die Achseln.

»Ich bin mir nicht sicher. Vielleicht ist es Methode. Senile Konfusion – und in Wirklichkeit eine dialektische Höchstleistung. Gut, wir wissen es nicht. Ich habe seine Eminenz eingeladen, sich das Schauspiel der In-vitro-Fertilisation in meinem Institut anzusehen, man könnte sagen zu genießen. Denn für mich ist es bei aller Routine, die wir haben, jedes Mal ein hochdramatischer Akt von hoher Schönheit und unglaublicher Spannung. Er hat abgelehnt. Es könne gerechtfertigt sein, so seine Argumentation, der Sünde ins Angesicht zu blicken, denn der Feind könne Aug um Auge am besten vernichtet werden. Aber es gäbe Böses, dessen Tücke darin bestünde, dass es sich durch Betrachtung vermehre wie eine Hydra. Dazu zähle mein Handwerk. Hier gelte das

Biblische: *Wenn dich dein rechtes Auge zum Bösen verführt, dann reiß es aus und wirf es weg!*«

Eine Laborantin brachte dem Dottore einen neuen Espresso. Es war der sechste im Verlaufe unseres Gesprächs, wenn ich richtig gezählt hatte. Der Dottore war sozusagen ein Kettentrinker. Vielleicht sog er aus diesen endlos servierten Surrogaten seine Lebenskraft, er, der sich in die Dienste des Lebens gestellt hatte, *ein Mann des Lebens*, wie er sich selbst bezeichnete. Vielleicht lag es an dem schwärzlichen Gebräu, dass sein Zorn über den Kardinalerzbischof in einer zweiten Eruption erneut aufflammte.

»Er selbst, scheint mir, hat sich längst beide Augen herausgerissen, die Augen der Barmherzigkeit. Denn er ist blind gegen das Leiden dieser Frauen, die mich nach Irrfahrten und Erniedrigungen aufsuchen, von denen seine Eminenz keine Ahnung hat. Ich habe versucht, ihm nur einen bescheidenen Überblick über das Repertoire der hilflosen und unsinnigen Riten und Gebräuche zu geben, denen sich diese Unfruchtbaren unterwerfen. Sie trinken *totes Wasser* aus fauligen Teichen, weil es voller Lebenskeime sein soll. Wenn ihre Regel zu schwach ist, legen sie rostige Nägel in verdünntes Essigwasser und schlürfen die rötliche Brühe, um ihr Blut anzuregen. In der Champagne schütteln sie in der Heiligen Nacht, nur mit einem Hemdchen bekleidet, bestimmte Bäume, die Kindersegen verheißen, und reden mit ihnen. Sie rutschen mit bloßem Hinterteil über sogenannte Reibesteine, ein beliebter Brauch in den Vogesen, oder zwingen ihre Finger in die Einkerbungen von Fruchtbarkeitssteinen. Sie trinken Extrakte aus *Artemisia*, der Mutter aller Kräuter. Manche urinieren auf die Wurzeln des Mönchspfeffers, der sie wie ein Glied befruchten soll. Der Kardinalerzbischof blieb von alledem unbeeindruckt. Es seien Irrwege, um nicht Versündigungen zu sagen, belehrte er mich. Es gäbe nur einen wahren Weg. Gott sei ein Gott des Lebens und darum könne der Wunsch nach Leben nur durch das Gebet erfüllt werden.«

Bevor er fortfuhr, zögerte er für einen Moment. Sein Blick schien an mir hängen zu bleiben. Er sah durch mich hindurch, Augen, die sehr viel gesehen hatten, ermüdet vom unablässigen Schweifen an die Grenzen seines Reiches, ein Imperium, auf dem die Stille fetaler Anschwellungen lastete. Tasteten sie in Gedanken die äußersten Grenzziehungen ab, zu denen es ihn noch hinzog? Gab es diese Grenzen überhaupt? Oder verfiel er sich in den nostalgischen Fallen seiner Assistentenjahre, die er als junger Geburtshelfer im stickigen Kreißsaal des *Ospedale* in Sondrio

verbracht hatte? In einer Kette ohne Ende zog er stöhnenden Müttern ihre Kinder aus dem Leib. So sehr er sich damals auch wusch, der animalische Geruch von Fruchtwasser und warmem Gebärblood haftete seiner Haut an wie eine Imprägnierung, ein Geruch, von dem er nie wusste, ob er ihn anwiderte oder ihn hörig machte.

Hier in der Kapitale seiner Macht gab es diesen Geruch nicht. Hier gab es überhaupt keinen Geruch. Das Glas der Retorten und Schälchen war ohne Geruch, die Instrumente aus Edelstahl, die Mikroskope. Die tiefgefrorenen Samen lagerten als geruchlose Sorbets in den Fächern der Tiefkühltruhen und die Embryonen warteten in arktischer Erstarrung wie winzige gefrostete Garnelen auf den Tag ihrer Auferstehung, auch sie ohne Geruch. Manchmal allerdings glaubte der Dottore einen salzigen Fischhauch zu verspüren, aber er wusste, es war eine Täuschung. Nur in seinen seltenen Alpträumen lagerte der Brodem des Gebärzimmers von Sondrio in den Fluren und Laboren seines Institutes und er begann sich wieder zu waschen. Das Imperium des Dottore Antoniniano, war es am Ende nichts anderes als ein gigantisches Exil? Wie konnte es da Grenzen haben?

Vielleicht hatte der Dottore die gleichen Gedanken verfolgt, denn unvermittelt fragte er mich:

»Gleich werden Sie mir die Lieblingsfrage stellen. Die Frage nach der Altersgrenze für meine *mamme-nonne*. Ich will die Antwort vorwegnehmen. Ich habe viel darüber nachgedacht. Man hat mir vorgeworfen, diese älteren Frauen seien untaugliche Mütter. Ich frage Sie, wo ist ein *bambino* besser aufgehoben, bei einer reifen Frau, deren Lebenswunsch sich damit erfüllt hat, statt bei einem dieser siebzehnjährigen Flittchen, für die es nur ein lästiger Betriebsunfall ist? Außerdem treffe ich sehr sorgsam meine Auswahl. Die Mütter müssen aus langlebigen Familien stammen, kerngesund sein, seelisch wie körperlich, vor allem müssen sie sich nicht nur Kinder wünschen, sondern sie inbrünstig lieben. Was, verehrter Kollege, spricht, wenn diese Voraussetzungen gegeben sind, gegen die Erfüllung des Kinderwunsches bei einer Siebzيجjährigen?«

»Wenn das Kind dreißig ist, ist seine Mutter hundert.«

»Wir sollten die großen Zusammenhänge sehen! Alle biologischen Entwicklungen sind miteinander verflochten. Die Menschen werden immer älter werden. Die natürliche Lebensgrenze liegt bei hundertzehn, vielleicht sogar hundertzwanzig. Also vierzig oder fünfzig gemeinsame Jahre für Mutter und Kind, das ist doch immens.«

Ich war sicher, der Dottore kannte alle Gegenargumente. Wie sollte ich ihn mit Szenarien von Müttern irritieren können, die mit zwanzig und siebzig je eine Tochter bekämen? Als Achtzigjährige hätten sie dann eine zehn- und eine sechzigjährige Tochter, ein Schulkind und eine ältere Dame als Schwestern. Wieder sah ich das Imperium des Dottore Antoniniano von mir und ihn den Imperator als ewigen Grenzgänger, ruhelos getrieben von dem feuchten Gebärdunst des Ospedale in Sondrio, ein Herrscher, dessen Leben von Grenzverschiebungen abhing.

Morgen um elf, ließ er mich wissen, sei das nächste *spettacolo* geplant. Vielleicht würde mich seine Erhabenheit beeindrucken, vielleicht sogar überzeugen. Ich sagte zu.

Das Ereignis am anderen Morgen fand auf zwei Bühnen gleichzeitig statt: dem Labor des Dottore Antoniniano und dem angrenzenden Raum, in dem man die künftige Mutter auf ein weißes Lager gebettet hatte, ein keimfreies Brautbett. Ihr Mann, Olivenbauer aus der Provinz Teramo, das gegerbte Gesicht gerötet, hielt ihre Hand. Ihre Blicke waren auf die Opaleszenz des Monitors gerichtet. Zum vierten Mal in einem Jahr verfolgten sie auf ihm das Hochamt, das der Dottore im Namen des Lebens im Labor nebenan zelebrierte. Wie immer beteten sie; diesmal zum Heiligen Antonius von Padua, dem verheißungsvollsten Fürsprecher für rasche Empfängnis und sanfte Niederkunft, da die Anrufungen der Margareta von Antiochia bisher buchstäblich fruchtlos geblieben waren. Das wenigstens glaubten sie. In Wirklichkeit aber beteten sie zu dem Gott auf der anderen Seite des Monitors.

Der hatte mittlerweile das Ei mit einer Kanüle gefasst, ein Korn, winzig, das das Universum enthielt, entsprungen aus dem Nichtseienden, eine Kugel schwebend in der Mitte des Bildschirms, transparent, von einer filigranen Hülle umgeben, getaucht in kosmisches Blau. Er, der Gott, hatte ihre Bahn in seine Sphäre gelenkt. Ihre Schwerkraft band sie für alle Zeiten an ihn. Mit seiner Rechten fing er den kräftigsten Samenfaden ein und saugte ihn in ein gläsernes Röhrchen. Dann drang er damit in Mikrometerschritten in die Kugel ein und entleerte das auserwählte Spermium in ihr Zentrum. Ein Akt roher Penetration auf dem Bildschirm, von ihm ein *Surrogat der Liebe* genannt.

Der Dottore lehnte sich zurück:

»Sie haben es gesehen. Die Theaterbühne ist bekanntlich der gefährlichste Ort der Welt, weil nirgendwo soviel gestorben wird. In unserem

piccolo teatro hingegen hat der Tod keine Macht. Hier regiert das Leben. Hier spielen wir das Drama der Urzeugung!»

In Wirklichkeit sei es ein *piccolissimo teatro*, dozierte er. Das Ei, nur einen zehntel Millimeter groß, das Spermium die Hälfte, Winzlinge, die unter dem Mikromanipulator vereinigt werden müssten. Den Vorgang als *Mikroinjektion* zu bezeichnen, sei fast schon eine Untertreibung. Das Ganze sei etwas für Equilibristen der Biologie. Sonst nütze auch seine Hightech-*macchina* für hundert Millionen Lire nichts. Man müsse verliebt sein in den Schöpfungsakt und zugleich Ästhet. Seine Methode sei im Übrigen die erste wirklich künstliche Befruchtung. »Eier und Spermien in der Retorte zu mixen, das ist primitiv, das ist Steinzeit-Reproduktionsmedizin. Aber *dieses* Ei mit diesem *einen* Samenfaden zu vereinigen, das heißt, Schöpfung zu inszenieren.«

»Welches Prinzip wählt unter natürlichen Bedingungen den einen Gewinner aus, der unter Millionen Kombattanten ins Rennen geschickt wird?«, wagte ich einzuwenden.

Der Dottore zog fragend die Augenbrauen hoch.

»Wir können nur Spekulationen anstellen. Natürlich fragen wir uns auch, ob bei den unfruchtbaren Männern die Natur möglicherweise ihre Gründe hat, ihre Spermien nicht zum Zuge kommen zu lassen. Aber welche Jury sollte entscheiden können, welche Samenfäden die »besten« sind? Die guten ins Kröpfchen, die schlechten ins Töpfchen? Das wäre letztlich nur ein albernes Pokerspiel. Was wir immerhin wissen, ist, dass unter den Tausenden Kindern, die bis heute auf der Welt mit der Mikroinjektionsmethode gezeugt wurden, nicht mehr Missbildungen aufgetreten sind als bei der natürlichen Zeugung. Und unter uns, lieber Kollege, Paare, die alles das hinter sich haben, wie meine Klientel, sie würden dem Heiligen Antonius die Füße auch für Babys mit Teufelshörnern, Rabenschnäbeln und Ringelschwänzchen küssen. Ich vermute, sogar doppelt so inbrünstig.«

Er machte eine unbestimmte Geste in das Halbdunkel des Labors und ergriff den Espresso, den ihm eine Hand aus dem Dämmer zureichte.

»Die Stärkung für den zweiten Akt des *spettacolo*. Die Braut ist gerüstet. Dem Bräutigam fällt zwar nur die Rolle des Voyeurs zu, aber er kann sich zumindest sicher sein, dass die Frucht, die ich gleich in ihren Schoß senken werde, zur Hälfte von ihm stammt. Nicht jeder Bräutigam kann das von sich behaupten. Sie wissen vielleicht, dass mich manche der Paare ihren *padrino della sposa*, ihren Brautvater, nennen. Schade, dass

Sie beim letzten Akt in neun Monaten nicht dabei sein werden. Dann muss ich aus dem Mikrokosmos aufsteigen. Der uralte Makrokosmos ruft und will seinen Tribut. Dort hat sich nichts verändert. Noch müssen wir die Kleinen mit unseren Händen aus den Leibern der Mütter ans Licht der Welt holen. Noch ist leider die Ektogenese, die Aufzucht von Feten außerhalb eines menschlichen Körpers in einem künstlichen Uterus, eine Utopie.«

Er brach unvermittelt ab. Das Licht im Labor ging an. Seine geöffneten Hände staken in einer abgebrochenen Geste in der Luft, wie in Gelatine konserviert. Seine Erstarrung griff auf alle im Raum über und ließ sie in einer grotesken Dornröschen-Szenerie verharren. Der Widerschein des Monitors machte sein Gesicht zu Kitt. Eine winzige Veränderung begann sich um seinen Mund auszubreiten. Eine Spur Ekel, ausgelöst durch den untilgbaren Dunst aus Fruchtwasser und warmem Gebärlut, aufquellend aus dem stickigen Kreißaal des *Ospedale* in Sondrio. Wie ferngesteuert, erhob sich der Dottore. Auf Schienen glitt er zum Waschbecken, zeitlupenhaft drehte er die Hähne auf und begann seine Hände mechanisch zu waschen.

20 In der Nähe der Spanischen Treppe trank ich meinen zweiten Espresso macchiato zu einem unwirklichen Preis. Die Zeit schwamm dahin. In ihrem Sog zogen gestikulierende Männer vorbei, manche Arm in Arm. Aus ihren Gesichtern sprudelten Kaskaden von offenen Vokalen. Unter den Augen lagen Schatten wie Daumenabdrücke aus Blei. Priester mit verfetteten Hüften schlurften in Ledersandalen vorüber und durchkreuzten die Ströme junger Römerinnen mit phlegmatischem Blick. Schwer zu sagen, ob Melancholie oder Dämmlichkeit auf ihm lastete. Dazwischen Touristenhorden, die Jüngeren mit überstreckten Hälsen durch den Zug ihrer grotesk ausladenden Rucksäcke. Alles in allem ein schwatzendes Treibgut, ihre Ziele belanglos, am frühen Abend eines Sommers, der noch nicht bereit war, aufzugeben.

Wer immer sie gemischt hatte nach den Gesetzen des Chaos oder anderer Nichtberechenbarkeiten, die noch unentdeckt sind und auf einen attraktiven Namen warten, noch in dieser Nacht würden sie sich auflauern, jagen und zusammenfinden. Geheime Signale würden die Paarungen auswürfeln, Botenstoffe aus den verschiedensten Zellkonglomeraten ihrer Körper sie zusammenführen in Bars, Schwulenkneipen, Hotelzimmern,

in Parks oder den kalten Opferstätten der Schlafzimmer. Die Kombinationsmöglichkeiten waren ebenso spannend wie absurd. Das Gleiche galt für die Namen, die sie hinterher den Begebenheiten verleihen würden: Schicksal, Affäre, Verhängnis, Zufall oder Liebe, ohne zu wissen, dass es sich stets um die gleiche Metapher handelte, um ästhetische oder brutale, um überhöhte oder käufliche Verdrängungsspiele ihrer Sterblichkeit. Jeder gelungene Akt war wieder einmal ein Davongekommensein, ein Entwischtsein, ein listiger Ausbruch aus dem Maschenwerk des Todes. Sie ahnten nicht, wie genau sie der Tod auch dabei beobachtete, ihre Ekstasen und Bewegungen registrierte, die ganzen Wortgefechte genau aufzeichnete und alles säuberlich eintrug mit seiner merkwürdigen Handschrift: extrem nach links geneigt, ein pedantischer Strichcode.

Es ist nicht ganz richtig, dass sie es *niemals* ahnten. Gerade ihre heftigsten und explosivsten Begegnungen und Akte waren Ausdruck der intensivsten Abwehr, wenn die Todesahnung unter der trüben Oberfläche ihres Bewusstseins für Sekunden aufschimmerte wie ein toter Fisch. Aber immer und in allen Spielarten war es das *Leben*, das sich hier gebärdete und in Szene setzte, das sich mit einem ungeheuren Aufgebot an Fleisch, an Schwellungen, Säften, Aromen und Dünsten dem Tod entgegensetzte, sich wehrte, hundertmal, Jahre, Jahrzehnte erfolgreich war, triumphierte. Es bediente sich einer beachtlichen Vielfalt von Formen und Oberflächen, Einsenkungen und Aufragungen, die am Ende immer in ein und derselben Verschmelzung einmündeten.

In den Retorten und Petrischalen des Dottore Antoniniano mischte sich kein Leben. Im Gegenteil, sein Reich bildete in Wahrheit eine tödliche Sperrzone des Lebens. Er vermengte kalte Zellaufschwemmungen wie toten Fischlaich. Mit Spermatozoen durchbohrte er die fragile Hülle der Eizellen wie mit Harpunen. Die Magie des göttlichen Würfelspieles, das sonst nach einem übergeordneten Plan die Keime verschmolz, setzte er krud außer Kraft, und wenn es ihm gelang, Plagiate des Lebens zu erzeugen, geschah es im krankhaften Übermaß. Plötzlich wucherten ihm ungewollte Mehrlinge im Überschuss in den Schmelztiiegeln, die Mehrzahl zum Tode verurteilt, kaum dass sie sich zu teilen begannen. Er war ihr Kläger, Richter und Henker in einem. Reduktion nannte er ihre Hinrichtung. Für jedes lächelnd dämmernde Geschöpf in seinem Arm, mit dem er sich den Fotografen von TIME bis VOGUE stellte, waren ungezählte von den sterilen Absaugeapparaturen seines Laboratoriums weggeschlürft und in den Abfluss gespielen worden.

Ich hatte so viele Gesichter des Todes in meinen Jahren gesehen. Ich glaubte, alle seine Verkleidungen und Maskeraden zu kennen. Wie ausgebuffte Profis hatten wir unzählige Male das *Gevatter-Spiel* gespielt. *Gevatter, stehst du am Kopfende des Krankenbettes, so gehört der Kranke mir. Stehst du zu Füßen, so ist er dein.* Wie Hase und Igel waren wir an den Kopf- und Fußenden aufgetaucht. Wir hetzten uns gegenseitig, manchmal trieb ich ihn an den Rand der Erschöpfung. Dann tat er mir beinahe leid, denn er war ja sehr viel älter als ich. Ich hatte ihn in allen Rollen gesehen: brutal, hochfahrend, gütig und kleinlich. Aber jetzt hatte er sich eine neue Rolle angeeignet, eine Rolle, die er in Äonen noch niemals gespielt hatte. Es war seine perfekteste und zugleich seine perfideste Schaustellung. Er selbst war von ihr hingerissen, denn in dieser Maskerade konnte er sich den Menschen nähern wie nie zuvor, ohne dass sie den geringsten Verdacht schöpften: Er kam in der Rolle des Lebens.

Der Himmel war jetzt, Minuten vor Beginn der Dämmerung, aus blauem Glas geblasen. Jeden Augenblick konnte er klirrend einen Sprung bekommen. Er hatte sich abgelöst von dem Gestank und Geknatter, dem Hupen und Hochjagen der Vespamotoren, dem Geschiebe und Gedränge unter ihm. Es war der gleiche Himmel, unter dem Augustus und Aurelian ihre Weltreiche gelenkt hatten, ein Himmel von antiker Gewalttätigkeit. Ich sah zu ihm auf, winzig, geschichtslos, und war doch im Zentrum. Er gehörte mir, so wie die Himmel in Kindertagen ausschließlich uns gehören. Wir sind dann der einzige Mensch auf der riesigen Erdkugel. Wir haben sie erschaffen im Gespinnst unserer Abenteuer geschichten und Heldenmärchen, mit den Buntstiften unserer Sehnsüchte und unseren grandiosen Kinderfantasien, Himmel, unter denen weiße Hirsche weideten, Drachen mit halbgeschlossenen Augen im Hinterhalt grüner Farne lauerten und Prinzessinnen ihre rosigen Jungfrauenkörper in schimmernde Seen tauchten, während die Paradiesvögel in den Zweigen ihr Gefieder in eitlen Fächern entfalteten.

Es war auch der gleiche Himmel, aus dem eine gnadenlose und zugleich barmherzige Sonne nach dem Wahnwitz des großen Krieges auf eine zum Stillstand gekommene Erde niederbrannte. Auf der Oberfläche dieser vergewaltigten Erde prangten in den Juligluten Getreidefelder wie nie zuvor, eine Auflehnung des beinahe schon ausgelöschten Lebens. Ich lag in den Wegfurchen zwischen den Feldern im gelben Schatten des Kornes und spürte die warme Erde unter dem Rücken. Der

Himmel über mir war genau dieser glasgeblasene Himmel, geformt in vollendeter Meisterschaft. Unter ihm wurde mein beißender Hunger belanglos, meine Kümmerlichkeit, meine Ängste vor einer Wiederholung des Aberwitzes, dem ich gerade entronnen war, meine Verlorenheit, denn der Krieg hatte nur stumme Herden Ichsüchtiger übriggelassen, die überleben wollten um jeden Preis. Aber ich war erlöst von all diesen Verwünschungen des Menschen. Wieder befand ich mich im Zentrum unter diesem lichtblauen, entgrenzten Himmel, voller Unschuld, schwebend in grenzenloser Geborgenheit.

Noch zwei Mal habe ich diesen Himmel später gesehen. Einmal in *Technicolor* als Halbwüchsiger, als den im Krieg Geschlagenen in den hastig wiederhergestellten Sälen der Gastwirtschaften die ersten Farbfilme aus Hollywood vorgeführt wurden. Atemlos verfolgte ich die gravitätischen Gebärden von Cäsar und Kleopatra unter Posaunengedröhn und hallenden Gongschlägen. Auf einem Altan betteten sie sich auf ein seidiges Lager. Die Sklaven fächelten mit Palmblättern und darüber wölbte sich genau dieser glasgeblasene, diesmal meerblaue Himmel der Antike. Vierzig Jahre später nach unzähligen Verletzungen, Verstellungen, Häutungen und Konfusionen erblickte ich diesen geschichtslosen, leeren, glasgeblasenen Himmel, diesmal in Eisblau, noch einmal. Er lagerte als kosmische Glocke über den siebzehn Betonfestungen des Klinikums, wo im elften der Türme für Judith, meine Frau, die Zeit begann aufzuhören (allerdings nur, um wieder zu beginnen).

21 Das Sterben Judiths hatte dreieinhalb Jahre zuvor mit einer Veränderung begonnen, die ihr selbst niemals aufgefallen war, eine Veränderung, die im Grunde belanglos zu sein schien und in keinem Zusammenhang mit den rätselhaften Metamorphosen ihrer Leiblichkeit stand, die erst Monate später einsetzten. Diese Veränderung war deshalb so schwierig wahrzunehmen, weil sie etwas Nichtwahrnehmbares war, nämlich das Fehlen einer Eigenschaft. Es war das Ausbleiben einer über Jahrzehnte gewohnten Sinnesempfindung. Mit anderen Worten: Judiths Körper hatte über Nacht jeglichen Geruch verloren. Lange bevor irgendeine minimale zelluläre Veränderung, ein Hauch einer biochemischen Abweichung als Schriftzeichen an der Wand auftauchte und ihre künftigen Leiden ahnen ließ, ging diese Manifestation ihres Körpers verloren.

Vielleicht war ich der Einzige, dem dieser plötzliche Verlust zu Bewusstsein kam, obwohl sie im Laufe ihrer Sterbensjahre durch so viele Menschenhände ging, zu viele. Eine Erklärung dafür könnte sein, dass ich die Sprünge der Zeit oft am sichersten an der Veränderung von Gerüchen, Düften oder Ausdünstungen wahrnahm. Mir selbst war es so ergangen, als ich im Keller der Anatomie zum ersten Mal den fordernden Gestank des Todes gerochen hatte. In diesem Augenblick war mir klar, ich hatte die Unschuld meiner Kindheit verloren. Nicht anders war es, als ich mir von einer Sekunde zur anderen des Alters bewusst wurde. Wie der Tod ist das Altern unser ständiger Begleiter. Während aber der Tod links neben uns hergeht, etwa im Abstand einer Armeslänge, geht das Altern rechts vor uns, drei Schritte entfernt. Es begleitet uns über Jahrzehnte und scheint, wie wir selbst, keine Fortschritte zu machen. Dann aber, von einem Moment zum anderen, sind wir alt. Es geschieht durch eine Änderung, die ebenso geringfügig wie lächerlich ist, und von den anderen so gut wie niemals bemerkt wird. Bei mir war es jener Morgen, an dem sich in den moosigen Duft der Rasiercreme ein soeben wahrnehmbarer säuerlicher Hauch mengte, eine Geruchsspur, die ausschließlich älteren Männern anhaftet.

In meinen Erinnerungen haften Gerüche häufig weit stärker als Gesichter. Gesichter verlieren an Kontur und Plastizität, werden in der Rückschau verwischt, geschönt oder verzerrt. In jedem Erinnerungsgang erzeugen wir sie aufs Neue. Unsere Gefühle und Wünsche machen uns zu ichsüchtigen Maskenbildnern und tückischen Fälschern. Aber ein Geruch ist durch keine Erinnerung entstellbar. Der warme Tierdunst von geronnenem Blut, der Salzgeschmack des Atlantiks, das Aroma des Lavendels, sie können sich abschwächen, aber sie sind unwandelbar. Nicht anders ist es mit dem Geruch der Menschen. Es gibt kollektive Ausdünstungen wie der Geruch von Schweiß in Panik geratener Massen oder der gäriche Milchgeruch von Säuglingen. Aber darunter entwickelt jeder Mensch einen unverwechselbaren Geruch, den er ein Leben lang verströmt und der ihn ebenso einzigartig charakterisiert wie sein Fingerabdruck. Natürlich kann der Geruch eines Menschen im Laufe der Jahre Tönungen und Färbungen unterliegen, die ganz in den Vordergrund treten. Aber sie kommen und gehen, und nur der eine bestimmte, nur ihm gehörende Geruch, sein Leibgeruch, ein Leibeigener seiner Körperlichkeit, haftet ihm für immer an.

So verströmt Judith als junges Mädchen häufig einen erdig-warmen Geruch, wie Kinder, die an einem Sommertag verschwitzt und übermüdet vom Spielen nach Hause kommen. Als junges Mädchen ging ein klarer,

sehr reiner Duft von ihr aus, untermengt mit einem Hauch lieblicher Anziehung. In den ersten Jahren unserer Ehe war sie eine Frau mit einem präzisen, nahezu geschäftsmäßigen, aber sehr femininen Geruch, gleichgültig, welches Parfüm sie verwendete. Dieser Geruch war zugleich eine Witterung, die ihr Revier markierte und Abwehr signalisierte. Später umgab sie ein Aroma von Fraulichkeit, das manchmal ein wenig zur Melancholie neigte. Es verlor sich völlig, als sie dann anfang in ihren indologischen Studien aufzugehen. Damals zog ich sie gelegentlich auf, wenn sie spät abends aus der Bibliothek kam. Ich schnupperte an ihr und sagte *du riechst nach Lederfolianten*. Alle diese Gerüche hatten ihre Zeit, sie entwickelten sich vorsichtig oder stürmisch, um dann wieder zu vergehen. Aber was blieb, das war ihr ureigenster Geruch, ein ganz frischer Duft, der Geruch, den das Gesicht eines Menschen verströmt, der an einem klaren Schneetag von draußen ins Haus kommt, ein gesunder, ein verlässlicher, ein reiner Hauch.

Dieser Geruch Judiths löste sich vollständig auf. Er war wie wegradiert von ihrem Körper, wie abgewaschen, von einer beharrlichen Kraft bis auf den letzten Rest vernichtet. All dies geschah ganz plötzlich, wie wenn in einem Film schlagartig der Ton ausfällt. Es entsteht ein schmerzhafter Verlust an Sinnesempfindung, ein Betrug an unserer Wahrnehmung, eine Unterschlagung eines Teils unserer Wirklichkeit. Wir sind für Augenblicke hilflos, verstört, übertölpelt. Der einzige Unterschied war, dass mir erst sehr viel später bewusst wurde, was sich mit ihr ereignet hatte. Wenn ich sie ansah, war keine Veränderung zu beobachten, und dennoch spürte ich einen riesigen Verlust, der nicht zu erklären war. Dies verführte mich dazu, sie immer genauer zu beobachten. Es war eine Vivisektion des Blicks, die nichts enthüllte und mich deshalb im innersten befremdete. Ich hatte das Gefühl, als ob sie mir etwas unter-schläge, obwohl sie selbst ahnungslos war. Dieser eine Geruch, den sie als Einzige auf der Welt mehr als fünfzig Jahre wie ein Merkmal, ein singuläres Stigma getragen hatte, war über Nacht verloren gegangen. Ihr Körper funktionierte wie immer, ihr Leib schien unversehrt.

Das aber war die tödliche Täuschung, der wir unterlagen, die Falle, in die wir geraten waren. Alles war wie immer, und dennoch war ein Verlust eingetreten, der nie mehr zu ersetzen war. Der erste Schritt ihrer Auflösung hatte sich vollzogen und wir waren völlig arglos. Dieser Zustand war weitaus quälender als die jedem sichtbare Verheerung in den späteren Phasen ihrer Krankheit.

»Jetzt beginnen sie die erste Bastion zu schleifen«, so hatte Judith es genannt, als ihr Haar auszufallen begann. »Sie wollen die Ernte einbringen. Sie brauchen ein äußeres Zeichen für die Wirksamkeit ihrer Maßnahmen. Sie wissen, dass es das verlässlichste Zeichen ist. Wenn die Toxine sonst nichts bewirken, eines bewirken sie immer: Das Haaropfer ist garantiert. Die chemische Schere ist rasiermesserscharf und stumpft niemals ab. Ihr Vorstoß, so abgefeimt er ist, spricht von großer Sachkenntnis. Keinesfalls ist er willkürlich. Sie könnten meine Augen, meine Zunge, mein Herz als Erstes attackieren. Aber das sind Organe, die mit mir sterben. Während mein Haar weiterwächst, wenn ich schon gestorben bin, wie meine Nägel, Insignien einer Art kleiner Unsterblichkeit. Natürlich sind sie nicht wirklich gebildet. Sie wissen nichts vom subtilen *Regenbogenkörper*, der entsteht, wenn der materielle Körper sich in die Lichtessenzen der Elemente auflöst, wenn die Gestorbenen als Zwischenzustandswesen auf ihrer Suche nach einem neuen Geburtsort und nach Düften hin und hereilen, wenn sie sich von Düften ernähren, wenn sie zu *Duftessern* geworden sind. Am achten Tag findet man schließlich nur noch die Haare und Nägel. Das alles wissen sie nicht. Aber sie handeln aus einem sehr sicheren Instinkt heraus.«

Meine Dalilah kommt, so empfing Judith ihre Therapeutin häufig. Und wenn sie Büschel ihrer straffen Haare, die sie als Mädchen in zwei wulstigen Zöpfen, fest wie Taue, getragen hatte, morgens in den Händen hielt, sprach sie vom *Samson-Syndrom*. Oder sie erzählte mir von Schiwa, dem Schöpfer und Zerstörer der Welt, wie er als kauziger alter Yogi daherkommt und auf seiner Brust wächst ein kleines kreisförmiges Haarbüschel, in dessen Mitte die Haare zur Hälfte ausgefallen sind. Dem wissbegierigen kleinen Jungen erklärt er, dass jedes Mal, wenn ein Indra stirbt und eine Welt vergeht, ein Haar aus dem Kreis auf seiner Brust fällt.

»Sie sind sehr raffiniert«, verriet mir Judith. »Sie überlassen die Vernichtung der Ernte dem Kranken selbst. Sie sind nicht so einfallslos wie die Henker von Birkenau, die zum Schluss vierzehn Zentner Frauenhaare gebunkert hatten. Und sie vertrauen, wie alle Wächter und Schergen der Weltgeschichte, blindlings der rituellen Kopfbeschneidung als Unterwerfungszeremoniell. Jeder Skalp ist eine Trophäe in einer ihrer multizentrischen Studien. Auf keinen Fall wollen sie Spuren hinterlassen. Sie sind gegen Zeitzeugen. Aber mein Haar *ist ihnen zuvorgekommen*. Es begann einen Tag *vor* der chemischen Rasur meines Schädels

auszugehen. Sozusagen augenzwinkernd spielte es ihnen einen eulenspiegelhaften Streich. Fünfundfünfzig Jahre lang hat mein Haar mich beschützt, hat sich im Wind vor mein Gesicht gelegt, im Schlaf einen Schleier über meine Augen gebreitet und meine Träume behütet vor dem Wachtraum, den man Wirklichkeit nennt. Mein Haar war ein fließendes Signal meines Körpers. Es hatte seine eigene Sprache, die jeder verstand. Es war ein Saiteninstrument, in das ich mit beiden Händen greifen konnte, das ich ebenso zum Singen bringen konnte wie zum Schreien. Es war ein Fallgitter, das mich öffnen konnte und mich verschließen wie in einer Festung. *Darum* haben sie gleich im ersten Anlauf versucht, diese Bastion mit allen Mitteln zu schleifen. Unverfroren haben sie sich aller Metaphern des Krieges bedient: *radikal, hochaggressiv, supraletal, invasiv*. Aber mein Haar ist ihnen taktisch zuvorgekommen. Es hat ihren Attacken das Ziel genommen. Es hat sich vorher verabschiedet, damit sie mein nacktes Gesicht sehen müssen, weil *ich* es will, damit sie sich meinem Blick nicht entziehen können. Ihre Aggressionen sind ins Leere gegangen. Mein nackter Schädel ist ein paradoxer Hohlspiegel geworden, in dem sie sich immer wieder selbst erblicken müssen, wenn sie sich mir nähern. Nichts ertragen sie schwerer als die Reflexion ihres eigenen Gesichtes und ihrer eigenen Angst auf der Projektionsfläche ihrer Opfer. Ich habe versucht, ihnen eine Lektion zu erteilen, indem ich meinem Haar befahl, mich zu verlassen, bevor *sie* es angriffen. *Kayotsarga*, Abstoßen des Körpers, nannte man im alten Indien eine Pose kurz vor der Vollendung, in der man sich mit eigener Hand die Haare ausreißt, um den Daseinstrieb mit der Wurzel auszureißen.«

Als sie dann ganz kahl war und ihr Gesicht schon sehr klein, erschien sie mir so vollkommen, dass ich das Nachwachsen ihrer Haare als etwas Zerstörerisches empfunden hätte, etwas, das eine Harmonie gewalttätig zerreißt.

»Wahrscheinlich bin ich undankbar«, fuhr Judith fort. »Vielleicht sind dies alles nur Zeichen ihrer Liebe, so wie *sie* sie verstehen. Nur bin ich nicht so sanftmütig wie die Bergmann, die bei mörderischen 45 Grad in der Wüstenei Israels an einem ihrer letzten Drehtage ohne Brüste auf ihren von Röntgenstrahlen verunstalteten Arm hinuntersah und die anderen tröstete: *Sie gaben mir zu viel, weil sie mich lieben*. Wenn ihre Liebe nur nicht so *tatkräftig* wäre, so getrieben von einer unbezähmbaren Sucht des Handelns, eine Liebe, die nicht auskommt ohne eine Waffe in der Hand, ohne das Kampfgetöse, eine Liebe, die sich nur entfalten

kann innerhalb von Strategien, Regimen und Aufmarschplänen. Darum sind sie auch nicht über die Opfer auf den Schlachtfeldern ihrer Liebe erschrocken, denn es gibt keine Kriege ohne Gefallene. Sie rechnen sie feinsäuberlich gegeneinander auf, die Gefallenen und die Überlebenden. Sie führen Buch. Ihre Statistiken vergessen keinen. Aber ich bin unfähig zur Sanftmut,« bekannte sie mir, »ich bin voller Ungeduld und Zorn. Ich bediene mich aller Listen. Ich schleuse das Trojanische Pferd meiner Heimtücke hinter ihren Kampflinien ein und falle ihnen in den Rücken. Und dennoch hören sie nicht auf, mich zu lieben. Eine der ersten Listen, die wir eingesetzt haben, mein Körper und ich, war die Finte meiner Haare, sich so zu verhalten, als hätte ihr chemisches Schermesser bereits eine Wirkung getan. Das hat alle ihre Konzepte erschüttert. Sie wurden konfus wie Flieger, die unter sich die Häuser zusammenstürzen sehen, die Bahnhöfe flammend auseinander bersten, die Kinder in den Kellern ersticken, obwohl ihre Bomben noch in der Luft sind. Manchmal habe ich das Gefühl, ich müsste sie trösten oder um Verzeihung bitten, um ihre Ordnung wieder herzustellen, ihre Verwirrung aufzulösen.«

»Am Ende«, verhielt sich Judith mir in einem ihrer durch nichts zu beherrschenden tagelangen Fieberexzesse, »am Ende werde ich sie fassungslos machen, wenn ich einen Teppich aus meinen neu aufgeschossenen Haaren vor ihnen ausbreiten werde. Sie werden aus meinem Kopf hervorquellen, eine braune, wehende Sintflut, ein Gewebe, das ausufernd wuchert durch eine triebhafte, unbezähmbare Kraft, ein Brautschleier, der sich über die Kissen hinabwirkt, über die Flure der Klinik dahinquillt, sieben mal sieben Meter lang, ein herrliches Rapunzelgeflecht. Sie werden in Panik verfallen und versuchen, das Haar in Säcken einzufangen und es hineinzustopfen. Aber es wird sich wie ein Schlangenkäuel immer neue Wege suchen. Es wird sie umranken und sie werden versuchen zu fliehen, hoffnungslos verschlungen in dem braunen, atmenden Flechtwerk meiner Haare.«

Das, wie gesagt, war alles viel später. Es war vielleicht verwirrender und beängstigender, aber es war bei Weitem nicht so quälend wie dieser urplötzliche Verlust ihres Geruches, dieses subtilste Zeichen ihrer drohenden Auflösung, eine Auflösung, die sich in Schichten und Sprüngen vollzog. Immer ließ Judith die anderen im Ungewissen, auf welcher Ebene, in welcher Phase ihrer Auflösung sie sich gerade befand. Sie zwang sie auf unbegreifliche Art, ihr zu folgen, und dann ließ sie sie wie verirrte Kinder stehen. Sie konnten sich zu keiner Zeit aus dem

Geschehen wegschleichen. Auf die eine oder die andere Art waren sie alle in das gemeinsame Verhängnis ihrer Auflösung verflochten. Aus dem Spiel gab es keinen Rückzug. Auch waren sie sich niemals sicher, wer die Fäden in der Hand hielt.

Die Geschichte ihrer Haare, ja, die ganze Geschichte ihrer Auflösung konnte sich aber auch ganz anders abgespielt haben. Nichts von listiger Täuschung, nichts von einem prophetischen Haarausfall *vor* dem chemischen Skalpell, nichts von dem sieben mal sieben Meter langen Brautschleier, der durch das Zimmer und den Krankenhausflur hinwogte. Vielleicht war es so gewesen wie bei allen anderen, dass nach Tagen hundejämmerlicher, erbärmlicher Übelkeit, sich einzelne Haare begannen davonzustehlen, kaum mehr als sonst. Dann, wie auf geheime Verabredung, verließen sie in Bündeln und Büscheln ihre Kopfhaut, fielen ab, als wären sie mit billigem Leim auf einem Puppenkopf aufgeklebt. Und eines morgens nach einer raschen Drehung des Kopfs im Kissen war Judith mit einem Schlag kahlköpfig und ihre Kopfhaut war bläulich wie eine Männerwange nach einer gründlichen Nassrasur. Ihr Schädel schimmerte und glänzte nicht, im Gegenteil, er war stumpf und niemand konnte sich in seiner Wölbung spiegeln. Jetzt war der Kopf auch sehr klein, halb so groß wie in den fünfundfünfzig Jahren zuvor, als das Haar in mächtigen Flechten aus ihm herausgequollen war, als das Haar ausgeschlagen hatte, eine wilde pflanzliche Wucherung, lebensvoll, nicht zu bändigen, eine Üppigkeit, mit der sie im ewigen Kampf stand mit Kämmen, Bürsten und Spangen.

Ihre Auflösung war eine Geschichte, die jeden Tag neu und anders erzählt wurde. Nichts Ungewöhnliches, denn jede Krankheit ist eine Geschichte, auf die sich die Erzähler geeinigt haben und die immer neuen Wandlungen und Deutungen unterworfen ist. Ihre Lehren können sich ebenso ändern wie die Faszination oder der Schauer, den sie bei den Zuhörern auslöst. Aber Judiths Auflösung war in Wirklichkeit nicht *eine*, noch so vielfältigen Veränderungen unterworfenen Geschichte, sondern es war ein Kaleidoskop von Geschichten, die in keinem Zusammenhang zu stehen schienen, außer, dass immer sie, Judith, den Mittelpunkt bildete. Es war eine verwirrende Serie von Erzählungen, in keinen zeitlichen oder logischen Zusammenhang zu bringen, ein Geschichtenbuch, das jedes Mal anders war, wenn man es aufschlug, eine Sammlung verhängnisvoller Parabeln, Fabeln, Dichtungen, Erzählungen und Legenden. Mit vielen, die in den Sog dieses Buches auf die eine oder die andere Weise

geraten waren, habe ich später gesprochen. Keiner von ihnen hat den Text gleichartig entziffert.

22 Was den Außenstehenden im Verlaufe der Krankheit Judiths wie eine unentwirrbare Konfusion vorkam, war in Wirklichkeit das pure Gegenteil. Die Verwirrungen und die scheinbaren Täuschungen waren das Resultat einer inneren Folgerichtigkeit, die vom Wesen Judiths bestimmt war. Sie weigerte sich einfach, den Prozess ihres Dahinschwindens auf ein Röntgenbild, ein Punktat, einen Ausstrich oder einen Blutbefund reduzieren zu lassen.

»Sie sind verliebt in ihre Artefakte«, sagte sie mir immer wieder, »in Zellen, die sie bunt anmalen wie Kinderluftballons, in Karikaturen meines Körpers, die sie mit Röntgenstrahlen auf Filme zeichnen, in Diagramme, die sie mit Computern aus meinem Blut errechnen. Mit diesen Fiktionen hantieren sie ständig – zugegebenermaßen artistisch. Sie halten sie gegen das Licht und vergleichen sie mit anderen Abstraktionen. Sie werfen immer kompliziertere Netze aus, in denen überwältigende Datenmengen, Kurven und Molekülhaufen hängen bleiben, ein kolossaler Fang nach dem anderen. Nur dass keiner mich selbst enthält. Sie sortieren und vergleichen ihre Beute fein säuberlich und präsentieren sie mir Tag für Tag in einem immer stärker anschwellenden Ordner. Sie fordern mich auf, darin zu blättern. Sie zwingen mich zu dieser Lektüre, denn, sagen sie beschwörend, sie enthalte ja meine Geschichte, meine Krankengeschichte, meine Lebensgeschichte sogar. Alles glauben sie in diesem Opus niedergeschrieben und festgehalten zu haben. Kein Eiweißfaden, kein Knöchelchen, keine Hirnstromwelle, kein Mineral, kein Zellgefüge meines Körpers, das dort nicht abgebildet, registriert, kartografiert und vermessen ist. Ich bin das am genauesten erkundete Terrain in diesem siebzehntürmigen Bauwerk. Ich bin das *erforschte Land* schlechthin. Aber ich bringe sie zur Verzweiflung, weil sie immer noch nicht wissen, welchen Namen sie diesem Land geben sollen. Sie verstehen nicht, dass *ich* in dieser monströsen Anhäufung von Befunden, Resultaten und diagnostischen Paradestücken überhaupt nicht vorkomme. Wie eng auch die Maschen ihrer Netze sein mögen, ich bin nicht der Fisch, der sich darin verfängt. Wie könnte ich ihnen auch in irgendein Netz gehen? So wie sie ihren Blick auf mich richten, falle ich immer nur auf den blinden Fleck ihrer Netzhaut.«

Kein Wunder, dass der Name, den sie versuchten dem Auflösungsprozess Judiths zu geben, wie ein Chamäleon wechselte, je nachdem, welcher Spezialist welches Kapitel in dem Werk aufschlug, das sie ihre Krankengeschichte nannten. Judith sah die Liste der untauglichen Namen eher belustigt als verwundert wachsen. Sie brachte alle zur Verzweiflung und beschämte sie, wenn sie vom *Leporello-Phänomen* sprach. Tausendund-eins! Es war in der Tat eine absurde Liste, denn jeder Name war von allen anderen völlig verschieden, ja, es waren Namen darunter, die sich gegenseitig ausschlossen.

»Ich bin ihr Rumpelstilzchen«, sagte Judith in ihren zynischen Verwandlungen, »ach wie gut, dass niemand weiß ... Sie liegen mir fast zu Füßen und flehen mich an, aus dem Stroh ihrer Puzzlestücke das Gold der Erkenntnis zu spinnen. Und es ist ihnen unbegreiflich, dass ihr Puzzleberg nichts anderes ist als die Schutthalde ihrer Träume oder auch Albträume, in denen ich herumgeistere, eine Anhäufung von Surrogaten ihrer Einbildungen, ihrer Vorurteile und vor allem ihrer Ängste, die ich in ihnen auslöse.«

Judith wehrte sich bis zum Schluss mit allen Kräften, einen Namen für ihre Krankheit anzunehmen, den andere vorgeschlagen hatten. Sie wusste genau, dass eine Krankheit uns erst dann gehört und wir ihr, wenn sie einen Namen hat. Mit hartnäckiger Ironie wehrte sie jeden Versuch ab, ihren Zustand mit einem Etikett zu belegen. »In Albanien gibt es ein Sprichwort: *Ein Dorf, das man sieht, braucht kein Ortsschild*«, reizte sie ihre Therapeuten. »Statt das Dorf zu sehen«, bedeutete sie mir, »vollführen sie um das Ortsschild einen Tanz wie um das Goldene Kalb. Und indem sie das Ortsschild ständig verändern, verändern sie auch das Dorf. So errichten sie ein Potemkinsches Nest nach dem anderen.«

Die *Potemkinschen Nester* Judiths lösten die größten Verwirrungen aus. Ihre Krankheit schien von Tag zu Tag zu wechseln, besser gesagt ihre Krankheiten. Das Muster von Symptomen, das sie an einem Tag aufwies und das sich zu einem sicheren Krankheitsbild zusammenzufügen schien, konnte sich am anderen Tag vollständig wandeln und erzwang eine andere Diagnose. Aber kaum schien diese einigermaßen gesichert, bot Judith nur Stunden später ein Bild, das ihre Therapeuten zwang, alle bisherigen Überlegungen über Bord zu werfen. Plötzlich brannten schreckliche Fieber in ihrem Körper. Er loderte buchstäblich und kein Mittel der Welt vermochte ihre Temperatur auch nur um ein zehntel Grad zu senken. Wer sich ihr näherte, hatte das Gefühl, versengt zu

werden, jeden Augenblick konnten seine Kleider in Flammen aufgehen. In ihrem Krankenzimmer lastete eine knisternde, trockene Hitze, geschürt von unsichtbaren Holzbränden. Sie war die Fackel eines Feuers, das aus ihrem Geist Sturzbäche von Einfällen freisetzte, die sie hastig, mit ständig sich bewegenden Lippen in ihren Laptop hämmerte, Kaskaden fantastischer Ideen und Visionen. Sie thronte auf dem Himalaja im Lotussitz, eine Schneegöttin von unendlicher Reinheit mit glühendem Gesicht und aus den verschatteten Tälern wehte ein hundertfaches summendes Om Mani Padme Hum zu ihr herauf und verlor sich in den schwarzblauen Himmeln über dem Firneis. Dann löste sie sich aus ihrer Pose und schwang sich als Albatros über den *Nanda Devi*, den *Kanchenjunga* und den *Kamet* mit wenigen Flügelschwüngen hinunter bis zu den warmen Salzfluten des Indischen Ozeans. Sie durchstieß seine Oberfläche zwischen der *San Gabriel Insel* und *Madagaskar* und rauschte hinunter bis zum Grund. Dort stand sie aufgerichtet, unfähig durch die Last des Weltmeeres ihre Flügel auch nur um Haaresbreite zu heben, und verharrte so sieben Tage und Nächte. Plötzlich stieg sie dann auf, durchstieß die dreieinhalb Tausend Meter Meerwasser bis oben und schaukelte als kleine Ansammlung von sechzehn weißen Federn im Rhythmus der Wellen, bis sich eine nach der anderen entfernte. Drei von ihnen trieben bis Java, zwei bis Kapstadt, vier bis Papua Neuguinea, der Rest versank wieder zum Grund, wo die Feuer Judiths verloschen.

Am anderen Morgen herrschte die steinerne Kälte gotischer Kathedralen in ihrem Zimmer. Über allem schwebte ein diesiger Dunst und das Licht, auch voll aufgedreht, ergab nur eine matte Beleuchtung. Judith saß, ein Halbreliet aus Marmor, in ihrem Bett, Zeigefinger und Daumen jeder Hand zu einem Oval geschlossen, wie es dem *Dhyanamudra*, der Meditationsgeste entspricht. Ihr Anblick löste einen Entsetzensschrei der Schwester aus, als diese zu Beginn der Frühschicht das Zimmer betrat. Die cremefarbenen Rosen in der Vase auf dem Nachttisch zersprangen bei der ersten Berührung zu Splittern aus Eis. Die Zahl ihrer Herzschläge betrug nur die Hälfte des Rhythmus, der noch mit dem Leben zu vereinbaren ist. Die Temperatur ihres Körpers war auf dreißig Grad gefallen. Sie atmete in Intervallen von Minuten, wobei ihre Brust sich kaum merklich hob und senkte. Die roten und weißen Zellen ihres Blutes waren auf ein Zehntel der Norm abgesunken. Die Ströme ihres Gehirns, das die aufgeschreckten Neurologen überstürzt zu messen begannen, zeigten extreme Kurvenbilder, wie man sie nur ein einziges Mal

im Kloster von *Rumtek* in *Gangtok* im nordöstlichen Indien bei einem buddhistischen Mönch in tiefster Meditation gemessen hatte: Die Linien näherten sich dem Null-Niveau.

Dann stießen die Hirnstromexperten plötzlich entgeistert mit den Köpfen zusammen, als der Schreiber ihres Gerätes ohne Übergang statt der verlöschenden Alpha- und Thetawellen eine Reihe geordneter Zeichen hinzuschreiben begann, die sie niemals gesehen hatten:

गते गते पारगते पारसंगते बोधि स्वाहा

Sie tippten wahllos auf den Knöpfen und Hebeln des Gerätes herum, rüttelten am Schreiber, zerrten am Papierstreifen und fuhren die Assistentin an. Sie redeten von *Artefakten*, einige sprachen vorsichtig mit flackerndem Blick von *Zeichen*, einer sogar von *Schriftzeichen*, wobei er sich am ehesten für Hebräisch aussprach, vielleicht auch für eine Art Keilschrift. Wie erlöst starteten sie dann auf den Papierstreifen, als er übergangslos nach den *Zeichen* wieder die ihnen vertrauten Wellen auszuwerfen begann. Der Einfachheit halber rissen sie den Abschnitt mit dem ominösen *Artefakt* heraus und legten ihn auf der Fensterbank ab. Ich wusste nicht, was mich dazu trieb. Jedenfalls nahm ich später, als sie das Krankenzimmer verlassen hatten, das Fragment mit den rätselhaften Schriftzeichen an mich, ohne zu ahnen, welche Mühsal des Reisens es mir später, Wochen, nachdem Judiths Zerfall unwiderruflich beendet war, aufbürden würde.

Irgendwann im Verlaufe ihres Hingehens, an einem ihrer heiteren Tage, hatte ich Judith die Zeile gezeigt. Durch ihre Studien ahnte ich, dass der Text in Sanskrit geschrieben war. Sie warf nur einen flüchtigen Blick darauf und brach dann in ein ungeheures, ein überwältigendes Lachen aus, ein Lachen, das ebenso bodenlos wie himmelstürmend war, ein Lachen, das schallend war, dröhnend, singend, melodios, ein Lachen, das schluchzte und jubelte, aus dem Tränen perlten und das Luftsprünge vollführte, ein Lachen, das sich spielerisch ihrem zermarterten Körper entrang, ein mystischer fliegender Teppich, mit dem sie über die Kontinente sauste, Schnee und Wüstensand aufwirbelnd, ein Lachen, das sich an keine Grenze hielt, sich kosmisch fortpflanzte, ohne Raum und Zeit zu beachten, ein Lachen, das wie ein überdimensionaler Kinderdrachen aufstieg und sie an der Halteschnur in einen lustigen Buntstifthimmel

hinaufzog, ein Lachen, das in einer unerwarteten Windflaute kerzengerade zu Boden stürzte und sie zurückschleuderte in ihren immer kleiner werdenden Leib mit den immer größer werdenden Schmerzen. Als ich sie bat, den Satz zu übersetzen, weigerte sie sich beharrlich. Es gelang mir lediglich, ihr eine Andeutung zu entringen. Der Satz sei leer, er enthalte nichts, zu mindestens nichts, das übersetzt werden könnte.

Jahre später gelang es mir, einen Indologen ausfindig zu machen, der die Schriftzeichen entziffern konnte. Nun wusste ich, wie der Text zu lesen war:

Gate gate pāragate pārasamgate bodhi svāhā

Aber damit war so gut wie nichts gewonnen. Die erste Übersetzung, die man mir vorlegte, lautete:

*O Du, die gegangen ist, gegangen,
gegangen ans andere Ufer,
Du vollkommen ans andere Ufer Gegangene,
O Erleuchtung, Heil!*

Doch jeder der Exegeten versicherte mir, dies sei lediglich *eine* der Übersetzungsmöglichkeiten. Aber es gäbe unzählige mehr, und welche man für die *richtige* halte, bleibe letztlich reine Willkür.

Später konvergierten Judiths Augen ohne Lidschlag in einem imaginären Punkt am Fußende des Bettes. Die Pupillen, mittel weit, waren schwarz und bodenlos. So blieb sie drei Tage und Nächte. Der Versuch, ihren Adern eine nährend Infusion zuzuführen, erwies sich als unmöglich, ja abwegig. Es war der Versuch, einer Statue eine Lösung einzuflößen. Ihr Körper nahm nichts an und schied nichts aus. In der Frühe des vierten Tages stieg eine rosige Welle von den Füßen aufwärts über den Leib bis in ihr Gesicht, eine Morgenröte, zuverlässig wie der aufkommende Tag. Sie verbreitete eine friedliche Wärme um sich, ihre Hände waren durchpulst, ihr Blick löste sich von seinem verlorenen Mittelpunkt, die Pupillen wurden enger, ein großes, junges Licht breitete sich im Zimmer aus, frischer Wind kam durch das angelehnte Fenster. Dann rollte sie sich zur Seite, schlief mehrere Stunden und verlangte dann Früchte und Milch.

Aber vom darauffolgenden Tag an verweigerte sie jede Form der Nahrung für vierzig Tage. Sehr aufrecht und gelassen saß sie in ihrem Bett, die Hände zusammengelegt. Mit dem endgültigen Verschwinden ihrer

Haare hatte sie ein Zeichen gesetzt. Sie verzichtete auf alle Auslegungen und Verbergungen ihres Gesichts durch Zöpfe, Strähnen, Scheitel oder Locken. Sie verzichtete auf die schöpferischen Kräfte ihres Haares. Sie tat es ganz bewusst und zugleich in tiefer Bescheidenheit. Sie erzählte mir von der aztekischen Göttin Tlalteutli, einem großen und wunderbaren Mädchen mit Augen und Mäulern an allen Gelenken, mit denen sie sehen und wie ein Tier beißen konnte. Aus ihrem Haar formten die beiden Schöpfungsgötter Quetzalcoatl und Tezcatlipoca Bäume, Blumen und Gräser und schmückten die Welt.

Nun habe, so sagte Judith, durch das Aufgeben ihres Haares der andere Prozess begonnen, das Gegenstück der Schöpfung. Daran wirke sie jetzt. Es sei nicht einfach die Umkehr von Schöpfung, was, genaugenommen, eine Form von Zerstörung wäre. Es sei ein Prozess der Hervorbringung von Leere, einer allumfassenden Leere und damit unendlich reicher als jede Schöpfung, denn diese müsse zwangsläufig in ihren Objekten immer begrenzt sein. Sie versuchte, ihren Ärzten verständlich zu machen, wie wichtig das Ausgehen der Haare bei ihren Patienten sei und dass sie lernen könnten, wie wenig dies mit ihren Medikamenten zu tun habe. Alle ärztlichen Bemühungen, das Haar ihrer Kranken zu schonen oder zu ersetzen, stehe diesem lebenswichtigen Vorgang entgegen. Nichts anderes sei der Verfall des Fleisches und der Gewebe ihrer Patienten. Alle diese Vorgänge seien nur für den oberflächlichen Betrachter als Verlust zu verstehen, in Wirklichkeit seien es Überschreitungen der Leiblichkeit. Dass diese Kranken nichts mehr zu sich nähmen, sei im Licht dieser Vorstellungen absolut logisch. Tag für Tag war sie der Lehrer ihrer Ärzte, aber keiner von ihnen wurde ihr Schüler.

23 Jeden Abend, wenn ich von Judith wegging, begann ich meinen Abstieg zu Fuß vom siebenten Stockwerk, wo ihr Zimmer im elften Turm lag. Ich benutzte dafür das hallende Treppenhaus mit dem grau gestrichenen Eisengeländer, das eigentlich für den Notfall geplant war. Es war mir inzwischen unmöglich geworden, den Fahrstuhl zu nehmen, wenn ich Judith verließ. Der Zeitsprung, mit dem er mich von ihrer in die andere Welt gebracht hätte, wäre mir unerträglich gewesen. Das Treppenhaus erlaubte mir einen Abstieg in Etappen. Es zerschnitt meinen Weggang in sieben Ebenen, die sich alle vollständig glichen. Aber jede ermöglichte es mir, in erträglichem Wechsel von einem in

den anderen Gemütszustand zu gelangen. Auch führte das Treppenhaus direkt zur S-Bahnstation, die das Klinikum mit der Stadt verband. Mein hundertfach geübter Abstieg war zu einem Ritual geworden, das mein Aufgewühltsein ebenso zuverlässig auffing wie meine Auflehnung und meinen Zorn, meine Ohnmacht und meine Trauer.

Das stygische Brausen des U-Bahnzuges und das Vibrieren der Schienenstränge leiteten verlässlich, ja fast behutsam meinen Wiedereintritt in das Reich dualer Vernetzungen und linearer Handlungsabläufe ein. Die immer rascher an den Zugfenstern vorbeiziehenden Graffiti buchstabierten mich zurück in das andere Land. Ich las sie jedes Mal mit Sorgfalt. Sie änderten sich selten. Blau, Gelb und Schwarz waren die häufigsten Farben. CRACK! – I AM AN ALIEN – MAKE LOVE NOT WAR – MORE SOCIAL CRISIS – NEW HOPE FOR DOPE und so weiter, bis die immer schneller werdende Fahrt sie ins Unleserliche verzerrte. Sobald sich das Tempo des Zuges verlangsamte, reihten sie sich wieder in lesbarer Folge aneinander, ein Spiel, das sich rhythmisch von Haltestelle zu Haltestelle wiederholte.

Am Ende der vierzig Tage hatte Judith alles bis auf ihr Gesicht aufgegeben. Selbst darin verzichtete sie auf Details wie die Geometrie der Falten oder die Symmetrie der Augenbrauen. Ihr Gesicht bestand aus einem Zentrum von Kraft, gebildet aus ihren Augen, durch die jetzt alles ging und kam. Es schien mir schließlich, als seien ihre Augen zu einem einzigen Auge geworden, ein Auge, durch das sowohl das Licht als auch die Lichtlosigkeit in beiden Richtungen dringen konnten. Wenn es zu leuchten begann, füllte ein warmer metallischer Glanz ihr Krankenzimmer und erhellte es bis in den letzten Winkel. Dieses Licht war sehr groß, aber es blendete nicht, sondern hüllte die Personen und Dinge ein. Es hielt sie in einer starken Verbundenheit zusammen und bildete eine Abwehr gegen jede denkbare Gefahr, ein mütterlicher Schein. Umgekehrt war dieses Auge auch ohne Grund und seine Tiefe ohne Ende. Wenn ich hineinsah, sah ich nicht in eine Dunkelheit, sondern eine Lichtlosigkeit, was etwas ganz anderes ist. Dunkelheit ist voller Gestalten, Gebilde und Gefahren. Lichtlosigkeit ist jene angefüllte Leere, deren Voraussetzung die Abwesenheit von Licht ist. Sah ich in sie, verlor sich auch das Licht im Raum, ein gleitender Vorgang, der mich an die magischen Augenblicke der Kindheit erinnerte, wenn im Kino die Beleuchtung verdämmerte und die Erwartungen vibrierten. Judith schien dann förmlich das Licht in ihrem Zimmer mit dem einen Auge in sich zu saugen. Das Licht

erhielt Schwere und erlag widerstandslos der Drift, die es in die Tiefe des Auges zog. Dabei folgte es keiner Richtung, diese Tiefe war nicht unten oder oben, sondern anderswo.

Am vierhundertvierzigsten Tag trafen wir unsere Übereinkunft ohne Worte. Ihre Zeit im elften Turm war beendet. Alles, was Judith lehren konnte, hatte sie gelehrt. Da keiner sich zu ihrer Lehre bekannte, waren jetzt alle ihre Schüler, ohne es zu wissen. Durch Zufall habe ich erfahren, was aus den drei Ärzten später geworden war, die Jahre lang vergeblich nach dem Namen ihrer Auflösung gesucht hatten. Einer arbeitete später ausschließlich experimentell, in *Tiermodellen*, wie er es nannte. Einer wurde Schriftleiter eines Fachjournals über alternative Behandlungsmethoden. Der dritte engagierte sich als Mitbegründer einer Institution, die vorgab, sich mit ethischen Fragen in der Forschung zu befassen und die eine auffallende Förderung durch staatliche Stellen erfuhr. Keiner von ihnen war also mehr klinisch tätig.

Zuhause bettete ich die schwerelose Gestalt Judiths auf das weiß bezogene breite Lager in ihrem Studierzimmer. Die Folianten, Nachschlagewerke, Enzyklopädien, Buchreihen und Kompendien, die sie ein Leben lang mit nahezu süchtiger Hingabe für ein halbes Vermögen gesammelt hatte, schienen ihre Sprache verloren zu haben. Früher hatte sie sich nächtelang auf abenteuerliche Fahrten begeben, auf der Suche nach der einzig richtigen Bedeutung eines Begriffs. Damals schienen die Bücher ihrem Zugriff regelrecht entgegenzufiebern, sie biederten sich an, manche prostituierten sich förmlich, hungerten danach, geöffnet zu werden, um Judith mit Kaskaden von Definitionen, Schilderungen, Darstellungen und Bildern zu überschütten. Oft hatte ich sie morgens auf ihrem Lager schlafend gefunden, zwischen aufgeschlagene und übereinandergestapelte Bücher gelagert. Nicht selten hielt sie eines mit beiden Armen fest. Jetzt hatten ihre Bücher nicht nur die Sprache verloren, sondern sie schienen auch, zögernd nach und nach, ihre Bilder aufzugeben. Jedenfalls habe ich das Mandala, zu dem Judith sich immer am stärksten hingezogen gefühlt hatte, das *Guhyasamaja*-Mandala, später in keinem ihrer Bücher wiederfinden können.

Das Auge, das Judith nun war, begann den Raum mit dem farblosen Licht ihrer Auflösung auszufüllen. Es war ein Licht, das nicht beleuchtete, sondern die Dinge auflöste, es zeichnete sie in die Gestaltlosigkeit um. Es nahm ihnen ihre Konturen und ihre Räumlichkeit. Aber es löschte die Dinge nicht aus, denn sie waren noch alle da. Es nahm ihnen

nur sozusagen die Last ihrer Gestaltlichkeit und überließ sie der friedvollen Kraft der Leerheit. Mehr als alles wurde dieser Friede zum Inhalt des Auges, das nunmehr sich selbst erblickte und dadurch alles sah. Es wurde zu dem, was es erfasste, und das Erblickte war zugleich das Auge. Der Logik seines Lichtes folgend, löste es sich so in seinem eigenen Licht aus. Mich aber schien dieses Licht als Einziges im Raum zu verschonen. Mein Gesicht kam mir in fast derber Körperlichkeit aus allen Spiegeln entgegen. Meine Hände fühlten gegenseitig ihre Kälte und Erstarrung. Mein Körper forderte wie seit eh und je seine Tribute: Nahrung und Schlaf. Dies hatte alles, wie ich erst später verstand, seine Bedeutung. Es sollte mir die Schwelle in unmissverständlicher Deutlichkeit zeigen, über die hinweg ich Judith nicht mehr folgen konnte.

Wann ich eingeschlafen war, wusste ich nicht mehr, als ich neben Judith wieder erwachte. Das Licht, das jetzt das Zimmer erfüllte, ließ keinen Zweifel am Geschehenen. Es war das Alltagslicht des Morgens. Ich lag rechts neben Judith. Die Tönung der Zimmerdecke wandelte sich von einem rötlichen Grau über ein flüchtiges Rosa zu einem kalten Gelb von rücksichtsloser Diesseitigkeit.

Durch das Fenster drangen gedämpft die Geräusche des Großstadtmorgens: das Brausen der Verkehrsströme, immer wieder zerschnitten vom scharfen Ton der Polizeisirenen. Ich rückte meine Linke langsam zur Seite, bis sie den Rücken der rechten Hand Judiths berührte. Was ich spürte, war nicht die brennende Kälte, wie sie zum Beispiel die Berührung von Eis auslöst, sondern es war jene nur dem Fleisch eigene Kälte, wenn es vom Leben verlassen wird. Ich musste mich ihr nicht zuwenden, um zu sehen, was ich sah: die Augen, die sich selbst gelöscht hatten, um die innere Schau freizugeben auf das *Klare Licht* des Todes. Dieses Licht würde drei Tage wahren, einer ungetrübten Morgendämmerung am Herbsthimmel vergleichbar, ohne dass irgendeine andere Erscheinung hinzutritt. Wenn es mit überhaupt etwas zu vergleichen sei, so damit, hatte Judith mir früher erklärt. Ich musste ihren Körper nicht berühren, um zu spüren, dass es in der Kälte des Fleisches eine Insel der Wärme gab, genau in der Gegend über ihrem Herzen, und dass diese Insel in der See der Kälte noch drei Tage Bestand haben würde. Diese drei Tage und Nächte blieb ich an ihrer Seite. Dreimal sah ich das Alltagslicht des Morgens sich an der Decke entfalten vom rötlichen Grau über ein flüchtiges Rosa zu einem kalten Gelb. Ich sah im kalkweißen Licht an der Zimmerdecke den Tag verrinnen, nach Stunden

sein diesiges Verfallen, dann das tröstliche Blau, das schließlich von der Schwärze niedergerungen wurde, nur aufgehellt von den Blitzen des nächtlichen Straßenverkehrs und der Reklamen.

Am Morgen des dritten Tages streckte ich meine Hand aus, um mich zu vergewissern, was ich schon wusste: Die Insel der Wärme hatte sich nun gänzlich in der Kälte des Fleisches aufgelöst. Im gleichen Augenblick traf mich ein Hauch, der mich zunächst verwirrte, denn nach Jahren des Verschwindens hatte ich nicht mehr erwartet, ihn je wieder zu bemerken. Es war jener Geruch, der Judith ein Leben lang anhaftete und der als erstes Zeichen ihrer Auflösung verloren gegangen war: der Geruch eines klaren Schneetages, ein reiner, verlässlicher Geruch, der uns einhüllte und sich zaghaft und durchsichtig im ganzen Raum verbreitete.

Ich stand auf, trat an das Fenster und sah hinunter auf die Netzwerke der Straßen und Autobahnen, auf die rücksichtslosen Zusammenballungen der Gebäude, die aggressiven Auftürmungen der Bürohochhäuser, die winselnden Ströme der Fahrzeuge, die sich mit unerbittlicher Zähigkeit durch die Geometrie der Stadt fraßen. Diese wiederum schob sich in gottferner Vermessenheit unter dem Horizont vorwärts. Darüber ein technisches Grau, die Ausdünstung wahnwitzig gewordener Motoren und gequälter Fabrikschlote, das nur danach zu lechzen schien, von einer Woge atomarer Feuer zu einem radioaktiven Aschenwind zerstrahlt zu werden. Ich sah die Vögel und die Boeings wie Steine vom Himmel in die Straßenklüften stürzen und ihre Trümmer sich hastig in Lavaströme verwandeln, die durch das Aderwerk der Stadt nach allen Seiten zu rollen begannen, ein rotgelber, zäher Brei der Verheerung. Langsam begannen die Geräusche der Stadt zu einem Lärm anzusteigen, der mit eisernen Zwingen die Schädel bis zum Platzen presste, sodass die Augen aufbrachen wie von der Sonne versengte Tomaten. Alle Menschen, auch ich, öffneten im gleichen Moment die Münder, aber es kam kein Ton heraus, und so stieg über der Stadt ein stummer hunderttausendstimmiger Klagelaut auf, eine Rauchsäule, die unlesbare Zeichen in den Himmel schrieb. Plötzlich schrillte in meinem überforderten Hirn eine Eingebung auf, es fiel mir wie Schuppen von den Augen: Das berstende Chaos zu meinen Füßen war zu ordnen mit einem einzigen Blick, in der Schau eines einzigen Menschen in ein friedvolles Gleichmaß zu bringen. Das Inferno war alleine durch meine Augen entstanden, meine Augen konnten es wieder in seine ursprüngliche Harmonie zurückbringen. Jetzt war der frische Schneeeruch ganz intensiv im Zimmer vernehmbar,

er glänzte wie Firn, er war ein Abglanz des *Klaren Lichtes*, das Judith nun schaute. Es reinigte meine Augen wie mit Quellwasser, es wischte alle Schleier der Verzerrung und der Überheblichkeit weg, es löste die Brechungen des Lichtes durch Hass und Lieblosigkeit auf und ich sah wieder die Stadt, aber nicht mehr wie in einem Spiegel.

Die Schwaden lösten sich auf und ließen den Himmel immer durchsichtiger werden. Die Geometrie der Stadt gliederte sich nach einer einfachen überschaubaren Formel. Die Menschen und Fahrzeuge folgten jetzt einer verlässlichen Ordnung. Die Stimme der Stadt war von allen zu verstehen. Jetzt war der Himmel ganz rein und sommerlich blau. In seine Tiefe konnte man ohne Bedenken tauchen. Es war wieder der glaseblasene Himmel meiner Kindheit, der die Stadt überwölbte, die monumentale Stille nach dem Heulen des Krieges, mit anderen Worten: der Stillstand der Welt.

Eine Müdigkeit, die mich gewichtslos machte, überfiel mich. Ich ging in die Wohnung zurück und vereinbarte mit dem Bestattungsunternehmen telefonisch einen Termin. Ich duschte und rasierte mich. Mein Gesicht pflegte ich sorgfältig mit einem hydrophilen Rasierbalsam. Ich wählte ein reinweißes Hemd, einen leichten schiefergrauen Sommeranzug und eine Krawatte in gedeckten Farben. Ich polierte meine Schuhe, steckte meine Brieftasche und den Hausschlüssel ein und fuhr mit dem Fahrstuhl hinunter. Vor dem Bistro zwei Straßen weiter hatte man ein paar Tische mit weißen Papiertischtüchern gedeckt. Ich bestellte Kaffee, Brioches und Orangenkonfitüre. Die Vertreter mit den Diplomatengkoffern, die Mädchen in Jeans oder Miniröcken und die Hausfrauen mit den Einkaufstaschen befolgten alle Anordnungen, die für sie getroffen worden waren, peinlich genau. Der Straßenverkehr rollte korrekt dahin, es stießen keine Fahrzeuge zusammen. Das Außenthermometer an der Apotheke gegenüber zeigte 21,3° Celsius, die Uhr 11 Uhr 27. Im Wirtschaftsteil der Zeitung stand, dass der Dow-Jones-Index gestern um siebzehn Punkte gefallen war und in der Provinz Gansu im Norden Chinas ein Schlagwetter 63 Bergarbeiter getötet hatte.

Beim Weggehen erinnerte mich der Ober höflich daran, dass ich vergessen hatte zu zahlen, und bedankte sich für das Trinkgeld. Ich stieg hinunter in die S-Bahnstation und prüfte zuvor, ob ich meinen Dauerausweis in der Brieftasche hatte. Ich bestieg den Zug, der mich drei Jahre lang zu den siebzehn Türmen des Klinikums gebracht hatte. Eine andere Entscheidung war nicht möglich. Jede andere Entscheidung wäre nicht

folgerichtig gewesen. Nach einer Minute zogen die ersten Graffiti an den Zugfenstern vorbei: CRACK! – I AM AN ALIEN – MAKE LOVE NOT WAR – MORE SOCIAL CRISIS – NEW HOPE FOR DOPE und so weiter. Aber das war allenfalls eine Mutmaßung, denn die Gesetzmäßigkeit, nach der die Buchstaben aneinandergereiht waren, hatte für mich jede Plausibilität verloren. Jede andere Reihenfolge hätte man als ebenso begründet oder ebenso absurd ansehen können. Die Graffiti waren unlesbar geworden, der Streckenplan der S-Bahn über dem Fenster nicht zu deuten, die Seiten meiner Zeitung mit inhaltlosen Zeichen gefüllt, die Hinweise des Schaffners in den Lautsprechern unübersetzbar. Dies alles erfüllte mich mit Zufriedenheit, ja mit wirklichem Frieden, denn die Undeutbarkeit der Dinge entsprach einer tiefen inneren Logik. Es war die Stunde, in der die Welt keiner Auslegungen bedurfte.

24 Es überkam mich eine namenlose Sehnsucht, die Friedhöfe dieser Erde zu bereisen, allen voran *bejt olam*, die Häuser der Ewigkeit, die *guten Orte*, also die jüdischen Ruhestätten, von denen es merkwürdigerweise gerade in Deutschland so viele gibt, vor allem im Rheinland. Ihre schiefen Steine hinter den schmiedeeisernen Gittern zogen mich mit der Gewalt der Trauer an. Die in die Steine geritzten Hexagramme, die erloschenen Fackeln und die bemoosten Schmetterlinge als Gleichnis der entschwindenden Seele, sie schlugen mich in einen unausweichlichen Bann. Im späten Nachmittagslicht wollte ich dort sitzen und die selbstvergessenen Tänze der Mückenschwärme in den grünlichen Lichtkegeln verfolgen. Zwischen den verfallenden Steinen weht das *Kaddisch*, gemurmelt von zehn Männern, und in den Häusern der Verstorbenen sind die Lichter ausgelöscht, das Wasser verschüttet und die Spiegel umgedreht. Die Trauernden sitzen auf niedrigen Schemeln, sie waschen sich nicht und rasieren sich nicht, die Frauen tragen keine Schminke, und die über dem Toten zerrissenen Kleider bleiben für dreißig Tage ungefleckt.

Nirgendwo hat sich das Leben reiner erhalten als hier zwischen den von kupfernen Moosflechten überwucherten Grabmalen mit den eingehauenen Füllhörnern, segnenden Händen und hingesunkenen Gestalten. Die Spuren der *gottesfürchtigen Männer*, der *anmutigen Jungfrauen*, der *zarten Kinder* und der Mütter, die *Krone ihrer Gatten und Zierde ihrer Familien*, bildeten lebende Engramme. Die Inschriften endeten meist

mit dem Segenswunsch aus dem Ersten Buch Samuel: *Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens*. Ihre Geschichten waren nun zu Ende geschrieben und gerade deshalb konnte begonnen werden, sie aber und abermals zu erzählen. Jetzt, wo sie die schrecklichste aller Bürden des Menschen, die Zukunft, für immer abgelegt hatten, konnten ihre Leben gedeutet werden. Ihre Leben waren zu Ende gewebte Gespinste, aber je nach dem Licht und dem Betrachter konnten sie die unterschiedlichsten Farben und Muster reflektieren. Erst jetzt erhielten die Leben eine nahezu unbegrenzte Vielfalt. Keines war wie das andere und jedes von kaleidoskopischer Vielgestaltigkeit. Friedhöfe sind die letzten Enklaven des Lebens. Hier kann das Leben nicht mehr willkürlich verkürzt oder verlängert werden, verbogen und verhunzt. Hier entzieht sich das Leben dem Handel und dem Schacher. Hier wechselt es nicht mehr seinen Besitzer. Nirgendwo ist das Leben sicherer als auf den Friedhöfen.

Hier also wollte ich sitzen. Vielleicht in jenem Friedhof, den man durch ein Holzgatter betritt, das den Besucher in den verwildernden Garten mit den jahrhundertealten Bäumen einlässt. Die Grabsteine sind nach Osten ausgerichtet, auf manche haben die Hinterbliebenen kleine Steinchen gelegt oder Zettel mit Gebeten. Eingemeißelt sind Hirsch, Anker, Blasebalg oder Hufeisen. *Ich habe Dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein*. Aber noch mehr zog es mich zu einem der kleinsten der Friedhöfe, nicht größer als ein Morgen Land, eingebettet zwischen bestellten Äckern. Hier wollte ich sitzen, die Schuhe im bunten Laub, und warten bis die Hingeschiedenen begannen, aus ihren windschiefen Gräften und Krypten zu steigen wie Rauch, der sie zu Gestaltlichem zusammenweht.

Den Reigen anführen würden die *gottesfürchtigen Männer*, gefolgt von den Müttern, der *Zierde des Hauses* und den *zarten Kindern*, und alle hielten sich mit schwerelosen Händen. Ihre Augen wären weit geöffnet und ihr Blick in ein freundliches Licht gerichtet. Von links nach rechts würden sie aus den Steinen steigen, dann aber würde der Reigen sich nach rückwärts bewegen, von rechts nach links, wie ihre Schrift. Und so würden sie zurück durch die Zeit gelangen, alle immer jünger werdend. Als Erstes würden sich die Kinder zu kleinen milchigen Nebelspiralen zurückdrehen, kaum daumengroß. Sie würden noch ein wenig vor den Leibern ihrer Mütter auf und abschweben und dann zurückschlüpfen in den Schoß. Und die Mütter würden zu jungen Mädchen werden und die gottesfürchtigen Männer zu unbekümmerten Jünglingen. Und nachdem

sie ein Jahr gewartet hätten, würden sie unter die *Chuppa*, den Baldachin für die Hochzeitszeremonie, treten, der nach Jerusalem ausgerichtet ist. Dann würden die sechs Hochzeitssegens gesprochen werden und der Ehevertrag verlesen. Schließlich würde die Braut siebenmal um ihren Bräutigam herumgehen und der Bräutigam zum Schluss ein Glas auf dem Boden zertreten. Und ich würde mich unter die Hochzeitsgäste mischen und, wie es Brauch ist, meinen Schuh auf den Schuh der Braut setzen.

Vielleicht würde die Braut, wenn sie den Druck meines Fußes auf ihrem Fuß spürt, zu mir aufschauen und wir würden uns in die Augen sehen, Judith und ich, und ihre schweren Zöpfe würden fliegen, wenn sie sich im Tanz dreht. Und die Gäste, sie würden *Masal tow, Masal tow* rufen und der Geruch von frischem Schnee begleitet sie auf Schritt und Tritt. Und dann kommt Diderot und nimmt die Braut an der Hand, er war Trauzeuge – oder bei einer anderen Hochzeit? – und zieht sie neben sich auf die Bank am Hochzeitstisch, auf dem Landwein steht, hausgebackenes Brot und ein Gefäß mit Salz. Didi hat sich mit grotesker Eleganz gekleidet. Der schwarze Anzug von clownesker Überweite verleiht ihm eine aberwitzige Vornehmheit. Er trägt ein weißes bäuerliches Hemd darunter wie die provenzalischen Winzer am Sonntag. Aus der Brusttasche welkt ein rotes Tuch heraus und um den Hals hat er ein krapprotes Seidentuch geknotet. Alle trinken von dem *ehrlichen Landwein*, den Diderot vom väterlichen Weingut herbeigeschafft hat. Der Ziegenkäse ist auf der langen Reise zur Hochzeitstafel irgendwo verloren gegangen, wahrscheinlich entwendet, ein Opfer seines penetranten Gestanks. Didi weiß, dass ihm die Rolle des *Badchan*, des Spaßmachers, zugefallen ist, aber wie immer liegt ihm daran zu beweisen, dass es nur *eine* gültige Auslegung von Begriffen gibt, nämlich die seine.

Er beginnt zu dozieren und allmählich hören ihm die meisten zu. Unsere erotischen Fantasien seien verkümmert, beklagt er sich. Entweder überließen wir das Heiraten liebeskranken Teenagern, knallharten Geschäftsleuten oder panisch gewordenen Singles. Der Ausgang der Geschichte sei jeweils derselbe und jedem bekannt. Das Vibrierende, das Lüsterne, noch besser das *Witternde* sei völlig verloren gegangen. Freilich setze das eine solide Portion Prüderie voraus. Ein hervorragendes Beispiel seien die Briten im 19. Jahrhundert gewesen. Schon die Überfahrt über den Ärmelkanal habe ausgereicht, um sie an der Reling mit Haltung aber dennoch innerem Beben, den Geschlechtsduft einsaugen zu lassen,

der ihnen von Frankreich entgegenwehte. Je weiter sie fuhren, desto schlimmer sei es geworden und desto fantastischere Versuchungen warteten auf sie: Ihre Seekapitäne hatten ihnen in den Londoner Clubs beim Sherry versichert, einige Weltgegenden seien derart von trächtiger Hitze erfüllt, dass die Frauen dort vom bloßen Sitzen in der Sonne schwanger würden. Ihre Schilderungen von Doppelkokosnüssen, fleischroten Orchideenblüten und Bananen überzeugten jeden ihrer gespannten Zuhörer, dass selbst die Vegetation in diesen tropischen Regionen ein einziges Symbol fiebernder Geschlechtlichkeit sei. Er, Didi, sei im Übrigen fest überzeugt, dass die Gründung des britischen Weltreichs sehr viel weniger auf die merkantile Unersättlichkeit dieses Inselvolkes zurückzuführen sei als auf die exotischen Geschichten ihrer Seefahrer und Pioniere. Sie seien dabei freilich auf sehr pragmatische, um nicht zu sagen demokratische Lösungen gestoßen, was die konkreten Seiten der Fortpflanzung angehe. Er halte zum Beispiel sehr viel von der Institution einer *Dorfehefrau*, die bei den *Lele* in Zaire zu beobachten sei. Sie sei eine Art kollektiver Braut und werde mit einer ganzen Altersgruppe junger Männer verheiratet. Sie schlafe mit allen, wobei sie streng nach der Altersfolge verfare. *Alle* Männer gälten als Väter ihrer Kinder, ein System, das eine beachtliche soziale Harmonie garantiere.

Diderots fantastische Reisen in überseeische Provinzen, brodelnd von ungezügelten Lüsten, ließ den Kreis der Hochzeitsgäste, die sich um ihn scharten, anschwellen und die Augen glänzender werden, vor allem der Mädchen, deren *Chuppa* noch bevorstand. Sie hingen am dankbarsten an seinen Lippen. Aber Didi wusste schon damals und nicht erst mit dem Kreuz der Ehrenlegion um den Hals, wie man ein Auditorium am wirksamsten fesselt: Man muss es nur urplötzlich vor den Kopf stoßen. Das alles, verkündete er plötzlich nicht ohne Überheblichkeit, seien *animalische Schwellungen*, Fallen der Evolution, um den Bestand der *breiten Massen* zu sichern, hirnlose Ferkeleien unter dem Kommando zyklisch abgesonderter Hormone. Die sublimen Formen der Ehe, so wie er sie verstünde, Raritäten zugegebenermaßen, begannen dort, wo der Moloch des Lebens seine Gewalt endgültig verloren habe. Dann legte er eine Pause ein, deren Künstlichkeit Berechnung war, angelegt darauf, die Spannung beinahe schamlos zu steigern.

Schließlich beugte er sich beschwörend vor und ließ die noch auf ihre *Chuppa* wartenden Mädchen nicht aus den Klauen seiner Blicke, bis schmale Schweißringe durch die Achselstücke ihrer niedlichen Kleidchen

zu sickern begannen. Beinahe flüsternd bat er sie, ihm nach Taiwan zu folgen. Zugleich warnte er sie fürsorglich, denn diese Gedankenreise könne ihre unschuldigen Nächte zu Horrortrips geraten lassen. Wovon er jetzt sprechen wolle, von jener Form der Ehe, die er als die einzig zumutbare zulasse, davon hätten sie gewiss noch niemals etwas gehört. Kurzum, was er meine, sei die *Totenehe*. Ja, ja, fuhr er rasch fort, sie hätten sich nicht verheiratet. T-o-t-e-n-e-h-e! Er wartete kurz ihren sprachlosen Schauer ab und verwandelte sich dann wieder zum einfühlsamen Dozenten, der dümmlichen Jungfrauen die Wahrheit enthüllt. In Taiwan also, so Didi, seien die Seelen der unverheiratet gestorbenen Mädchen ein besonderes Phänomen. Ungesättigt seien sie, denn sie hätten ihre fragilen Körper noch niemals einem Mann öffnen können, obwohl sie innerlich loderten. Das treibe sie nachts um und ihre Familien in die Verzweiflung, deren Nächte vom Gewimmer und Geweine der unerlösten Töchter erfüllt seien. Eines Nachts, wenn die Tote ihnen wieder erscheint, wirkt sie plötzlich friedvoll, vielleicht ein bisschen hinterhältig, aber immerhin zahm und zugänglich. Und dann würde sie der wartenden Familie ihre Entscheidung eröffnen: den Namen des jungen Mannes, den sie sich erwählt hat. Dann lieferte sie eine Beschreibung, bis ins Detail so minutiös, dass eine Verwechslung ausgeschlossen war. Am nächsten Tag ginge die Sucherei der ebenso irritierten wie erlösten Familie los. Es könne Wochen und Monate dauern, bis der Erwählte gefunden sei, meist ein armer Bursche. Mit einem exorbitanten Kaufpreis sei er schließlich selbst davon zu überzeugen, dass nur er als Bräutigam in Betracht komme. In der Hochzeitsnacht vollzieht die Verstorbene dann mit ihm die Ehe. *Vollziehen* sei allerdings ein farbloser Begriff dafür, was auf den Auserwählten hereinbräche. Wie eine ausgelutschte Dattel erwache er am nächsten Morgen, ausgelaugt, für ein Leben gesättigt, ebenso seine tote Braut, die nunmehr für alle Ewigkeiten der Fleischeslust entsage. Diese Ehe, so Didis trockene Schlussfolgerung, sei die einzig unauflösliche, und jeder bekomme dabei sein Teil.

In die darauffolgende Stille hinein ist nur das Glucksen des Landweins zu hören, den Didi sich einflößt. Alle wirken ernst und verstört. Nur Judith löst langsam und lächelnd ihren linken Zopf, die Haare fallen herab, ohne Ende. Sie sieht Diderot in die Augen und legt die Haarflut auf seine knetenden Hände. Er wird ruhiger, lehnt sich zurück. Die Gäste verziehen sich in alle Richtungen. Immer noch ist Judiths Blick auf ihn geheftet. Dann schüttelt ihn etwas, den gargantuesken Tor in seinen

Schlotterkleidern, und er beginnt zu bekennen: »Ich meine das Leben, wenn ich vom Tod rede, immer. Oder auch umgekehrt, es ist der Tod, wenn ich Leben sage. Aber niemand begreift es, beides ist das Gleiche. Die Begriffe sind willkürlich gewählt. Es gibt nur *einen* Zustand des Menschen, was immer er auch tut. So gesehen kann er gar nicht sterben, er ist unsterblich, aber er weiß es nicht. Dieser Irrtum macht seine ganze Mühsal aus. Es ist hoffnungslos mit ihm. Was tut er nicht alles gegen seine Sterblichkeit, dieser unsterbliche Narr, nicht zu fassen!«

Judith nimmt ihn an der Hand, das Riesenkind mit den hängenden Schultern, das sein rotes Anstecktuch vor den Mund hält, sodass es aussieht, als ob er einen Blutsturz anzuhalten versucht. Sie zieht ihn mit sich und die anderen Gäste reihen sich ein, werden transparent, rauchig verweht, eine Hochzeitsschar aus Schlieren, die jetzt von links nach rechts vorbeizuziehen beginnt. Meine Schuhe stecken immer noch im Laub und die Mückenschwärme vollführen weiter ihre zitternden Tänze. Die Schar zieht sich zurück in ihre Grabmäler mit den Schmetterlingen aus Stein, den geritzten Hexagrammen und erloschenen Fackeln. Bleibt, will ich rufen, aber ich habe keine Stimme. Ich will mich erheben und mit ihnen ziehen, aber ich bin selbst ein Stein, flechtenüberzogen, richtungslos. Ich bin ein Zeugnis, aber ich weiß nicht, wofür.

25 Mein Sinkflug im Chevrolet dauerte bereits Stunden. Die kleinen leuchtenden Inseln aus Mohn beim Aufbruch am Morgen hatten sich rasch verflüchtigt. Dann folgten Schöpfe von verbranntem Gras, Tamarisken und widerspenstige Kakteenbälge, letzte Vorposten einer resignierenden Vegetation. Jetzt flossen in der Blendung der Mittagsstunde nur noch nackte, von den Winden gewellte Sanddünen und die Krusten der Salzschilder an den Wagenfenstern als Frostlandschaften vorbei. Flirrend verhöhnten sie das Außenthermometer, das auf 121 ° F angestiegen war. Ich war ein Außerirdischer im Anflug und Death Valley mein entgrenzter Landeplatz.

Die Bahn meines Ufos hatte sich verselbstständigt. Richtungen schienen ihren Sinn eingebüßt zu haben. Ich fiel zurück in einen jener Nachkriegssommer, die alle ungewöhnlich lang und heiß waren. In der Erinnerung schien es mir, als sei immer nur Sommer gewesen. Damals wie jetzt war eine große Stille das alles Beherrschende. Nach dem apokalyptischen Tosen des Krieges schienen alle Geräusche verbraucht zu

sein. Wohin ich auch, ein dünner Junge voll wirrer Gefühle, damals mit meinem Fahrrad fuhr, ich kam immer nur an Orte der Geräuschlosigkeit. Auf den Waldwegen knackten ab und zu trockene Zweige unter den Gummireifen. Und natürlich surrten Insekten in der heißen, grünlichen Luft über mir, wenn ich auf dem bräunlichen Waldboden lag. Aber sonst herrschte Stille. Ich schaute nach oben in die zusammenstürzende Perspektive der Bäume, die in einem reinen Juliblaul endete. Nach einer Weile schien die Perspektive zu kippen und ich sah hinunter auf die reglose Fläche eines Sees. Eine Sehnsucht überkam mich, erhitzt, wie ich vom Radfahren war, hineinzuspringen und immer weiter in seine klare Tiefe zu versinken. Denn dieser See hatte, so weit ich auch gesunken wäre, keinen Grund. Eine gläserne Stille ohne Ende. Auf den Straßen begegnete ich damals oft stundenlang niemandem. Noch gab es keine Autos und die behelfsmäßig geteerten Straßen konnte man rechts oder links befahren. Nach einer Weile schien die Richtung gleichgültig zu werden. Gelegentlich lehnte ich mein Rad an eines der kümmerlichen Apfelbäumchen am Straßenrand. Die kleinen grasgrünen Früchte, die sie hervorbrachten, waren hart und holzig, und wenn man sie nicht gründlich kaute, blieb der Bissen quälende Minuten lang in der Speiseröhre stecken. Wir Kinder nannten sie deshalb *Herzabdrücker*.

Auch über den Landschaften lastete in jenen Sommern eine riesige Stille. Die Getreidefelder brannten im Julilicht und grenzten an Wälder, die in der Hitze blauschwarz waren. Ab und zu in der Ferne ein Fuhrwerk auf einem gelben Feldweg, das stillzustehen schien, obwohl sich die Beine der Zugtiere, meist waren es Ochsen, seltener Pferde in winzigen Schritten bewegten.

Die Gestalten, die darauf hockten, wirkten in der Mittagsglut übernatürlich bunt. Am stärksten leuchteten die Kopftücher der Frauen. Ich fuhr richtungslos durch die Gegend und der Teer knisterte klebrig an den Reifen des Fahrrades. Wenn ich an einem Dorf vorbeikam, sah ich immer die gleiche Kirche mit dem notdürftig reparierten Dach, während auf vielen Bauernhöfen noch die verkohlten Dachsparren in die Luft ragten. Die Türme der kleinen Kirchen waren leer, denn man hatte die Glocken in den letzten Kriegsmonaten heruntergehievt und zu Kriegsgerät umgeschmolzen. Manchmal hielt ich an einem Bach oder kleinen Fluss mit unreguliertem Lauf. Sein flaches, rasch hinströmendes Wasser war kalt, durchsichtig und rein. Ich schöpfte es mit den Händen und trank es, während mein Herz vom Fahren hämmerte. Es schien

meinen ganzen Körper zu durchrieseln, dann warf ich mich neben das Rad in das Ufergras und hörte das Pulsieren der Stille. In ihr war alles eingeschlossen, eine kosmische Regungslosigkeit, und ich in ihrer Mitte. Der Krieg hatte alle Wörter verbraucht. Eine Zeit der Stummheiten war angebrochen.

So auch jetzt. Aber der Krieg, dem ich auf meiner kalifornischen Flucht zu entkommen versuchte, war noch lange nicht zu Ende. Im Gegenteil. Dieser Feldzug in den Kryobanken der Westküste war in vollem Gange und vieles sprach dafür, dass er noch lange dauern und die ganze Welt erfassen würde. Auch er wurde, wie alle Kriege, im Namen des Lebens geführt und richtete sich ausschließlich gegen das Leben. Dieser Krieg war der leiseste Krieg der Menschheitsgeschichte. Kein Heulen von Granaten, kein Hacken von Maschinengewehren, kein Winseln von Stalinorgeln. Nirgendwo barsten Bomben, nirgendwo flammten nukleare Feuer. Es war ein Gefecht in der Stille. Die Operationen erfolgten in endzeitlicher Kälte. Keine verräterischen Geräusche, keine Glut, die Argwohn weckt. Es war der am besten getarnte Kreuzzug seit Menschengedenken. Im Vergleich dazu wirkten die imperialen Vorstöße meines Dottore Antoniniano zu Ehren seiner *mamme-nonne* wie die manischen Hampeleien eines bombastischen römischen Clowns.

Natürlich hatte ich noch den kalten Hades des Dottore vor Augen. Aber der war ein anheimelndes Fegefeuer gegen die arktischen Frostgefilde der Kryobanken Kaliforniens, auf denen die Ejakulate von Footballmannschaften, Nobelpreisträgern und Ledernacken in Eiseskälte gestockt, verdammt zur Unsterblichkeit, gehortet lagen. Ich war im Gelobten Land der warmen Leichen und kalten Embryonen. Separate Fächer waren den Jungs der »Efeu-Liga«, den Harvardabsolventen vorbehalten. Von den hundert nordamerikanischen Samenbanken war die von June Maddox beherrschte die renommierteste. Die Studenten, die den Werbeanzeigen in den Campus-Zeitungen gefolgt waren (*105 Dollar für drei Sitzungen pro Woche à fünf Minuten*), nannten sie mit liebevollem Spott *California Dreaming*. Hier hatte meine Flucht vor zwei Tagen begonnen, nur unterbrochen von zwei Tankpausen mit hastig verschlungenen Omeletts, beschmiert mit Sirup, und Coke in riesigen Plastikbechern, randvoll mit Eiswürfeln aufgefüllt.

Die Lebenssäfte der Topstars, Fighter und Denker, das sei nur das *Standardsortiment*, hatte June Maddox mich belehrt, ein *must* für jede halbwegs konkurrenzfähige Samenbank. Die Vielfalt des Angebots

und die technische Raffinesse des Frostens beeinflussten die Kurse der *Incorporation* an der Wall Street entscheidend. Aber nicht nur. Worauf es ebenso ankäme, wären die *special offers*. Hier sei ihre Institution unschlagbar. Was hier codiert bei vierfach gesicherter Kältere regulierung lagere in einem Tresorraum, um den sie die Bank of England beneiden könne, sei *unique, sophisticated*. Die anderen hätten nichts Vergleichbares. Hier *ruhen sie sanft*, aber fähig, wieder aufzustehen am Jüngsten Tag des Reproduktionsfeldzuges.

June Maddox war eine Schönheit von vollkommener Symmetrie, ein Entwurf der Natur in Hochglanzausführung, ein aufklappbares Model mit austauschbaren Hälften. Ihr Make-up war auf dem Reißbrett entworfen, die Geometrie ihres Gesichtes im Computer errechnet. Sie war absolut geruchlos – wie ihr Institut. Dort roch es nach nichts. Es roch nicht nach Chrom, Aluminium oder der elektronischen Prozesswärme der Rechner und Kühlaggregate. Es roch nicht nach Eiweiß oder Samen. Es war ein Ort technisch perfektionierter Geruchlosigkeit. June Maddox war die Frau ohne Geruch. Der Gegenentwurf zu Benns

Eine Frau ist etwas mit Geruch.

Unsägliches! Stirb hin! Resede.

Darin ist Süden, Hirt und Meer.

Kurzum, June Maddox war eine synthetische Erscheinung mit dem Leben von Styropor. Schon beim ersten Blickwechsel war es klar: die Augen einer Lesbierin, Gesteinsaugen, die jeden Mann aus einer Distanz betrachteten, die von Geringschätzung und einer Anwandlung von Ekel bestimmt war, Blicke, die Männer sozusagen mit spitzen Fingern wahrnehmen, Gesteinsaugen in homogenem Grau, sehr große Pupillen, tiefschwarz, aber im Untergrund gelegentlich mit rötlichem Leuchten wie auf schlechten Blitzlichtfotos. Doch ich hatte mit meiner Lesbierinnenvermutung nur zur Hälfte Recht.

Schon nach wenigen Minuten ließ sie mich übergangslos wissen, ihr sei klar, dass ich sie für lesbisch halte. Das gehe den meisten so. Aber das sei ein überwundener Zustand, eine abgeschlossene Episode ihres Lebens. Im Übrigen, was sie mir jetzt sage, sei alles andere als ein persönliches Bekenntnis. Es sei eine dringend notwendige Klarstellung, damit ich ihre Auffassung von ihrer Arbeit überhaupt richtig einordnen könne. Sexualität sei die am weitesten verbreitete Krankheit in der Natur,

eine Krankheit allerdings mit enormer Sogwirkung. Man könne sagen, männlicher Samen sei nichts weiter als eine Art parasitärer DNA. Dabei funktioniere doch Jungfernzeugung hervorragend. Es gäbe genügend Beispiele in der Natur. Bei bestimmten Echsen könne man es am besten beobachten: *Weibchen erzeugen Eier erzeugen Weibchen und so fort*. Sie habe *den Zustand* erreicht. Welchen? Natürlich den Zustand der totalen Überwindung der Sexualität, belehrte sie mich herablassend. Das sei die äußerste Form menschlicher Freiheit. Alle die Triebe, die Lüste, die Schwächungen, die Verwirrungen und unsäglichen Komplikationen zwischen Menschen – nichts als unglaubliche Gaukelspiele, hervorgerufen durch ein paar primitive Hormone, kaum komplizierter aufgebaut als Cholesterin, dieses Lechzen, die Feuchtigkeiten, die Ergüsse – biologische Primitivreaktionen. Die Überwindung all dieser Erniedrigungen, die fast alles auf dem Gewissen hätten, von den blutigsten Eroberungskriegen über die Kreuzzüge, den Zölibat bis zum Elend in der Dritten Welt sei von unvorstellbar befreiender Wirkung. Was dann bleibe, sei der reine Körper in jedem Sinne, rein, unbefleckt und pur als Surrogat der Person. Erst wer *diesen* Zustand erreicht habe, sei überhaupt in der Lage, eine Organisationsstruktur von internationaler Machtfülle wie ihre Kryobank zu leiten. Samenhändler und Eierexporteure mit der Mentalität von Marktfrauen seien in diesem Job eine Katastrophe. Worum es hier im Letzten gehe, sei der subtile und perfektionierte Umgang mit dem Instrument LEBEN. Wer da in dem einen oder anderen Lager der Sexualität stehe, sei auf jeden Fall fehl am Platze, weil befangen.

Aber zurück zu den *special offers* ihrer Samenbank. Sie schob mir eine Liste mit Buchstaben-Codes über den Tisch. Ich las: T, S, He, BW, TS und so weiter. Was mir dazu einfiel, drängte sie mich. Ich starrte auf die Codes, aber es gelang mir nicht, irgendeinen Zusammenhang mit ihren *special offers* zu entdecken. June blieb hartnäckig: Für mich müssten die Codes spielend zu knacken sein, wenn ich es nur aufgäbe, in der falschen Richtung zu suchen, sozusagen in den Denkrinnen der Eugenik. Sie wolle mir einen Tipp geben: Jeder Buchstabe stünde für ein Syndrom.

»Soll das heißen, die Samenproben Ihrer *Spezialangebote* haben irgendwas mit bestimmten Syndromen zu tun?«

»Bingo!«, antwortete sie trocken. »Jetzt müsste es Ihnen wie Schuppen von den Augen fallen!«

Die Gesteinsaugen waren auf mich gerichtet. Obwohl ich den Code in diesem Augenblick blitzartig entschlüsselt hatte, weigerte ich mich,

seine Dechiffrierung zu akzeptieren. Jeder Buchstabe war die Chiffre für ein genetisch bedingtes Leiden: T (Trisomie = Downsyndrom), S (Sichelzellkrankheit), He (Hämophilie), BW (Beckwith-Wiedemann-Syndrom), TS (Tay-Sachs-Krankheit). Ich sondierte vorsichtig: »Sie archivieren, so nenne ich es einmal, quasi die gängigsten Erbkrankheiten und Fehlbildungen?«

»Ich glaube nicht, dass ›archivieren‹ die Sache trifft«, entgegnete June mit Nachdruck. »Das hört sich nach genetischer Monster-Bibliothek an, in der Nostalgiker eines Tages herumblättern möchten. Wir sind kein WHO-Institut, Sir, das liebevoll die letzten Pockenviren im Dienste der Arterhaltung konserviert. Hier wird mit dem *Leben* gedealt. Ein globales Marketing muss befriedigt werden. Wer sich am besten auf die Wünsche der Konsumenten in der Zukunft einstellt, macht das Rennen.«

»Die Wünsche des Konsumenten der Zukunft – das werden Missbildungen sein?«

»Natürlich nicht nur. Die Mehrzahl wird ihre Freude am Muskelspiel von Superathleten und der Zuverlässigkeit von *Law-and-order*-Jungs haben. Und jede Kulturnation braucht natürlich ihre Eierköpfe, die mit der Regelmäßigkeit von Zuchtbullen ihren Tribut für den Fortschritt absondern. Das Standardsortiment ist das Opium für die breite Masse: gesunde, gescheite, zuverlässige Sprösslinge, eine Freude für *Mom* und *Dad*. Garanten für einen standardisierten Lebensabend in Miami oder San Diego und dafür, dass die Japaner sich nicht eines Tages doch für Hiroshima und Nagasaki rächen, indem sie unsere Märkte mit 100-Dollar-Autos überschwemmen, die mit einer zehntel Gallone Sprit tausend Meilen fahren, sich selbst reparieren und bei drei Meter Länge komfortabler sind als unsere Acht-Meter-Cadillacs.«

Sie sah an mir vorbei. Allmählich war ich in meinen vielen Gesprächen sensibilisiert für diese Abwesenheiten, die immer den Auftakt bildeten für *Visionen*. Für die apokalyptischen Visionen Diderots auf der durchgesessenen Couch. Für die fanatischen Zukunftsbilder des Michael Rose von seinen Unsterblichen ohne Gedächtnis. Für die schmerzvollen Utopien von David Perls, die dem süßlichen Qualm der Schornsteine von Treblinka und Buchenwald entstiegen waren. Für die bramarbasierenden Schwärmereien des Dottore Antoniniano für seine trächtigen Greisinnen. So auch June Maddox, deren Augen durch mich hindurch auf Phantasmagorien gerichtet waren, von denen sie mit dem Tonfall eines Billy Graham im Texas Stadion von Dallas zu orakeln begann:

»Aber dann wird die große Langeweile kommen, wenn die Liebe ebenso geklont ist wie die Geschöpfe, auf die sie sich richtet. Der Mensch kann das Perfekte nicht lange lieben oder anbeten. Es ist, als ob er Marmorstatuen die steinernen Füße küsst. Das Feuer fehlt, die Verzweiflung, die zur Liebe gehört, die Tragödie, die Katastrophe. Sie erst entfacht den inneren Brand, in dem sich alles verbrennen lässt, jede Sinnlosigkeit und jede Leere.«

Ihr Blick hatte sich verfangen in ihrer *Großen Schau*. Der rote Untergrund der Pupillen flackerte in Einblendungen auf. Mit ihren ebenmäßigen Lippen saugte sie an dem grandiosen Schauspiel von der Erlösung des Menschen durch das Unheil.

»Sehen Sie sich diese Mütter an mit ihren mongoloiden Kindern! Den Speichel fangen sie auf wie Nektar. Das Lallen hören sie als Sphärenklänge. Sie trinken und trinken und werden niemals satt an den kleinen Schlitzaugen, in deren Tiefe sie alle Geheimnisse des Lebens wittern! Diese Kostbarkeiten werden sie eines Tages von *uns* verlangen, und zwar hartnäckig. Die Hämophilie-Sprösslinge, deren ungerinnbares Blut sie im Kelch ihrer Liebe auffangen wollen. Die geplatzten halbmondförmigen roten Blutkörperchen der Sichelzellkranken. Die kleinen Idioten mit ihrem Tay-Sachs-Syndrom, deren Verstand und Auge sich Tag um Tag mehr und mehr verdunkeln. *Dafür* werden sie ein Vermögen bezahlen, in einer Welt der Regeln und Rituale, der Normen und Vereinheitlichungen, wo jede Stadt der anderen gleicht, jedes Haus dem anderen, jeder Tag und jede Karriere der anderen. Da wird es nur noch wenige wirkliche Lichtblicke geben, Erleuchtungen, Auserwählte, das gänzlich Andere, das Unberechenbare, das bisher nicht Käufliche. *Das Unheil. Aber WIR werden es käuflich machen!*«

Das zugehörige *Hospital* befinde sich bereits im Bau, fuhr June fort, nur durch eine Grünfläche vom Institut getrennt. Top-Geburtshelfer, Neonatologen und genetische Berater seien bereits unter Vertrag. Nirgendwo auf der Welt würden missgebildete Feten und erblich belastete Kinder mit größerer Hingabe und perfekterem Know-how entbunden, die jüngsten kaum größer und schwerer als ein Hamster. June drehte die matten Innenflächen ihrer Hände mit den hellgrau gelackten Nägeln nach oben, als wolle sie eines jener auserwählten Winzlinge in diese Mulde hineinlagern, vielleicht eines mit dem Gesicht eines mittelalterlichen Wasserspeiers aus Stein oder eines mit regelmäßigen Zügen, aber schon jenem kostbaren Defekt am kurzen Arm eines Chromosoms, in

dem die Katastrophe seiner Kindheitstage als Weissagung schlummert, die sich immer erfüllt.

Der Herbst in Kalifornien ist kein Herbst wie in den Vogesen, wo ganze Wälder in Flammen leuchtend vergehen. Und so begriff ich nicht, woher das welke Ahornblatt kam, das plötzlich auf der Rasenfläche vor dem Fenster des Instituts lag, ein funkelnendes Schriftzeichen in Kupfer. Ich kannte weder die Schrift noch die Sprache, aber ich verstand die Botschaft und musste ihr folgen, und zwar in äußerster Hast. In der Tür wandte ich mich noch einmal zurück und sah eine June, die mich mit abgebrochener Geste zu halten schien. Jetzt war alles an ihr ein steiniges Grau, nur von wechselnder Helligkeit, die Augen am dunkelsten, die Nägel ovale Flecken mittlerer Tönung, die Haut des ganzen Körpers lichtgrau. Auch nackt erschien sie in perfekter Symmetrie, alles ein kaltes Ebenmaß.

Ich stürzte hinaus zu dem Rasenstück hinter dem Institut, von der Nachmittagssonne geblendet. Ich meinte, in dem Gefunkel das Ahornzeichen zu erkennen. Aber immer, wenn ich es glaubte greifen zu können, schimmerte es an einer anderen Stelle auf, und als ich der Sonne den Rücken zuwendete, stieg es in das kalifornische Postkartenblau des Himmels, ein immer kleiner werdender Kupferdrachen, der mir den Fluchtweg nach Süden wies. Ich folgte willig seiner Bahn.

26 Inzwischen näherte ich mich auf meiner Fahrt der tiefsten ernaltung des Kontinents. Das Außenthermometer zeigte 150° F, ein Wert, dem ich misstraute, denn seit Menschengedenken soll hier die Glut niemals die 137er-Marke überstiegen haben, und ich begann, im Innern meines Raumschiffs zu frösteln. Erschöpft hoffte ich auf den Augenblick des *touch down*. *Furnace Creek*, die Oase, so schätzte ich, konnte allenfalls noch zehn Meilen entfernt sein. Eisblumen begannen an den Rändern der Scheiben meines Vehikels ein sternförmiges Netzwerk auszubreiten, fraktale Verzweigungen, die mich ständig zu Deutungen zwangen. Vielleicht spielte die *air condition* verrückt. Ich versuchte, mir thermische Extremdifferenzen vorzustellen, die das Phänomen erklären könnten, aber alle Gedankengänge rissen ohne Lösung ab. Zuvor wollte ich noch *Dante's View* passieren, jene magische Stelle, an der sich nur für wenige Minuten am Tag, kurz vor Sonnenuntergang, eine unwirkliche Landschaft aus Sand und Gestein in pastellfarbigen Tönungen bricht.

Mein Gefährt setzte auf, so nahm ich zumindest an, sehr sacht, aber auch fest genug, um Wolken aus Sand hoch zu wirbeln, die kurz den Innenraum verdunkelten. Was hatte geendet: Fahrt oder Flug? Was auch immer, es schien mir nicht von Belang. Wonach ich mich sehnte, war einfach ein Halt vor der restlichen Reise, ein Moment der Besinnung oder Sammlung, denn meine Gedanken zerstoben immer haltloser nach allen Seiten. Das Netzwerk aus Eis begann mit fataler Geschwindigkeit von den Rändern der Scheiben her zur Mitte zu vorzudringen und die Sicht immer aufdringlicher einzuengen. Alles Drehen und Verstellen an den Rädern der *air condition* blieb völlig ohne Wirkung. Draußen hielt sich die Glut beharrlich bei der 150er-Marke, während drinnen eine kranke Kälte in alle meine Gewebe vordrang. Ich versuchte die Türe auf meiner Seite zu öffnen, um etwas von der Wüstenhitze ins Innere eindringen zu lassen, in der Hoffnung, das Weihnachtsgelitzter der Scheiben wegzutauen und mich aufwärmen zu können. Aber der Entriegelungsgriff rührte sich nicht. Er war wie verschweißt mit dem Rahmen. Mein panisches Zerren an den drei anderen Türgriffen führte zum gleichen Ergebnis. Ich war in der Falle, in einem grotesken Kerker. Mitten in der Wüste war ich in eine kalte Hölle geraten. Nicht draußen, hier im Inneren war das Todestal. Immer noch klammerten sich die Reste meiner Logik an einen technischen Defekt als Erklärung für die Eiskatastrophe, die unabwendbar erschien. Am tiefsten Punkt eines glühenden Tales saß ich im Zentrum einer erbarmungslosen Kältemaschine fest, die keinem Befehl mehr gehorchte.

Dann brach von einem Augenblick zum anderen eine brutale Stille aus. Die Aggregate der Kältemaschine erstarben, alle Anzeigen gingen auf *zero*, auch solche, die ich zu Beginn der Fahrt gar nicht bemerkt hatte: ein Höhenmesser? Eine Art Kompass? Aber mit drei Nadeln und einer Windrose, auf der in zwei konzentrischen Ringen die Himmelsrichtungen angegeben waren, im inneren Ring aber spiegelverkehrt, eine logarithmisch gegliederte Skala, ohne Angabe einer Dimension, weder auf der Ordinate noch der Abszisse. Im Zentrum der Armaturentafel ein rechteckiges Feld, in feinen fluoreszierenden Linien gegliedert, fast wie Längen und Breitengrade einer Landkarte, aber alle ausgehend von einer Mitte, im Grunde ein Mandala, in dem sich mein Blick fasziniert verding. Es begann zu pulsieren, immer aus seiner Mitte heraus. Seine Ornamente flossen in wellenförmigen Ringen zu den Rändern, wiederholten sich, aber stets in neuen Variationen. Das Lenkrad glich mehr

dem Steuerrad eines Schiffs, überdimensional, aus edlen Hölzern, es war auch in der Mitte des Fahrzeugs, dessen innere Abmessungen immer geräumiger wurden, sodass es begehbar zu werden begann. Innen war jetzt ein verblassendes Licht, sehr rein, auch die Kälte schien zu weichen. Eine wohlige Wärme kam auf. An den Fenstern, inzwischen zu riesigen Bullaugen geworden, verflüchtigten sich die frostigen Ornamente. Sie wichen in lautlosem Rückzug zurück an die Ränder und waren schließlich verschwunden.

Jetzt war die Sicht wieder völlig klar und ich sah auf die verdämmernden Wellenkämme aus Sand. Im Hintergrund zeichnete sich eine Gebirgskette mit Firn ab, der an den Rändern glutig zerschmolz. Dann stürzte die Dämmerung binnen Augenblicken regelrecht ab in eine Nacht, flirrend von einer Helligkeit, deren Herkunft mir rätselhaft blieb. Mit jeder Sekunde heftiger brannten sich gleißende Sterne in den Wüstenhimmel ein, manche wie zerstäubter Flitter, dazwischen Gestirne von geradezu anmaßender Größe und Leuchtkraft, alle zitternd in der Kälte, die nun auch außerhalb des Fahrzeugs ausgebrochen zu sein schien. Wenn ich der Anzeige trauen konnte, war die Außentemperatur mittlerweile auf 40° Fahrenheit abgefallen. Durch die Türen, jetzt weit geöffnet, drang frische Nachtluft ins Innere und löste in mir eine Klarheit ohne Grenzen aus, eine Schärfung der Sinne bis ins Extrem. Ich ruhte im Zentrum einer kosmischen Wahrnehmung, die mich erfuhr und ich sie, kein Außen, kein Innen, aber ebenso gut innen wie außen, überall war Mitte.

Eine flüchtige Bewegung auf einem der Dünenkämme zerriss meine Sammlung. Alles konnte auch Täuschung sein, ein flacher horizontaler Blitz, aber grau, fast schwarz, die Richtung unbestimmt. Ich schwang mich aus dem Fahrzeug. Kühler, fester Sand federte meine Beine ab. Ich visierte den Dünenkamm an. Inzwischen war der Himmel grafitsschwarz, aber mit einer Lasur überzogen. Die Sterne verstrahlten ein brennendes Weiß, das schmerzend die Netzhaut traf. Mein Blick drang durch die sieben Sphären der Planeten des Ptolemäus und die achte Sphäre der Fixsterne, bis er sich endlich in der neunten, dem Kristallhimmel, verlor. Irgendwer schlug eine klagende Saite an, die durch das Firmament gespannt war, und entlockte ihr ein lang gezogenes AJJJ-UUUUUA-HUMM. Sein Echo kam von irgendwoher zurück: ajjj-uuuuua-humm, ajjj-uuuuua-humm. Wieder glaubte ich, über den Dünenkamm den lichtlosen Blitz in Grau dahinfahren zu sehen. Ajjj-uuuuua-humm kam

es noch einmal, dann eine bohrende Stille, die mein Gehör peinigte. Jetzt stand die Mitte still. Ich hörte mich atmen. Zug um Zug mischte sich in völligem Gleichklang zu meinem Atem ein zweiter Atem, nur schärfer, hechelnd, animalisch. Stockte mein Atem, dann auch der andere, beschleunigte ich ihn, wurde auch er heftiger. Wieder hielt ich meinen – und den anderen – Atem an. Dann stieß ein feuchter Stempel aus kühlem Fleisch gegen den Rücken meiner Hand. Ich blickte hinunter und fiel in die Abgründe zweier Tieraugen. Die Bodenlosigkeit des Nachthimmels reflektierte sich in ihrem tiefgrauen Glanz. Wieder drückte das Tier die Schnauze seines lang gezogenen Schädels gegen meinen Handrücken und, ohne meinen Blick loszulassen, stieß es ein eben vernehmbares ajjj-uuuuua-humm aus, länger als zuvor, aber klagender, fast wimmernd. Ich ließ meinen angehaltenen Atem los und sofort vermischte er sich wieder mit der lechzenden Atmung des Tieres. Jetzt war es unverkennbar: Durch das Hin- und Herströmen der Luft waren wir untrennbar verbunden. Das Tier erhob sich aus seiner sitzenden Haltung. Es streckte sich, wuchs mehr und mehr in die Länge, hob seinen flachen, länglichen Schädel mit den fliehenden Ohren witternd nach oben, gewann immer mehr an Gestalt und Umriss. Es hatte etwas Geducktes und gleichzeitig Gestrecktes an sich. Sein Fell verlief in horizontalen ruppigen Strähnen, den buschigen Schwanz wiegte es rhythmisch. Es verbreitete einen warmen Dunst, einen faden Schlachthausgeruch, der mich aber keineswegs abstieß, sondern im Gegenteil begerhlich machte, ohne zu wissen wonach. Ein Geruch nach Blut und Tod und Geschlecht mit einem kadaverigen Hautgout. Zwei, dreimal rieb es seinen Kopf an mir, wiegte ihn hin und her. Nie ließen seine Augen mich los, nie geriet es mit seinen Atemzügen aus dem Takt meines Atems. Dann straffte sich der Kojote. Ich spürte durch das Fell die Anspannung seiner Muskelstränge, eine ungeheure innere Kraftentfaltung, die sich auch auf mich übertrug: gedehnte Sehnen, gespanntes Fleisch, eine geballte tierische Energie. Der Kojote riss seinen Schädel nach oben und stieß mit flachliegenden Ohren und in den Boden gestemten Vorderläufen sein AJJJ-UUUUUA-HUMM in die Wüstennacht, jetzt fordernd, beinahe anmaßend. Ein rötlicher Lichtschein glimmte für Sekundenbruchteile in den Tiefen seiner Augen. Er schüttelte sein Fell, begann unruhig den Sandgrund zu treten, drehte sich mehrfach um sich, witterte noch einmal heftig nach oben. Dann drehte er seinen Kopf langsam nach rückwärts zu mir und ließ meinen Blick in die Falle seiner Augen gehen,

die jetzt jenseits von jedem Zweifel die Befehlsgewalt übernommen hatten. Dann trabte der Kojote los mit wiegendem Schädel und pendelndem Schwanz. Wie an der Leine zog er mich an seiner Dunstspur hinter sich her, immer weiter hinauf zum Kamm einer hoch aufragenden Düne. Sein Lechzen bestimmte meinen Atem. Der Kojote beschleunigte seinen Lauf. Immer schneller hastete er die Sanddüne aufwärts. Seine Läufe schienen den Boden kaum mehr zu berühren. Schließlich flog er dem Kamm der Düne entgegen, ich im Schlepptau seiner fauligen Atemstöße, untrennbar mit ihm verbunden. Auf der höchsten Erhebung stoppte er plötzlich. Regungslos erwartete er mich, inzwischen um ein Vielfaches größer geworden. Die kräftigen Beine stemmte er in den Sand. Seine Brustmuskulatur war herkulisch geschwollen. Sein flacher Schädel ragte vogelkopfartig gegen den gefrorenen Himmel, alles in allem ein Monument tierischen Triumphs in Gestalt eines verschlagenen Halbgottes. Nach Atem ringend ließ ich mich neben ihm in den kalten Sand fallen, während sein Brustkorb sich in langsamen, vollen Zügen dehnte und zusammenzog.

Wie ein unendlich verlangsamtes Pendel begann sein Schädel von der einen zur anderen Seite zu wandern. Sein Blick strich als riesige Kompassnadel über die Landschaft und zwang meine Augen, ihm zu folgen. Erst *seine* Schau entfaltete das Gelände vor mir: die gestockten Wellenkämme aus Sand, die bizarren Verwerfungen des Gesteins, am Horizont die Gebirgsketten, auf ihren Gipfeln Kreidestriche aus Sternenlicht. Unablässig und gleichförmig strichen die Augen des Kojoten rhythmisch über das Tal bis zum Horizont, aber immer auch drängender, drohender. Es war *sein* Reich, das er mit seinen brennenden Augen vermaß und absteckte, ein leuchtendes Imperium der Nacht. Hier regierten das Böse und das Schöne vereint in schrecklicher Harmonie, ein Reich, in dem er die Lebenden zu Toten erweckt hatte, ein Reich, in dessen Kälte alles Lebendige erstarrt war für Zeiträume, die er mit seinem hündischen Hirn bestimmte. *Sein* Reich – und er bot es *mir* an!

Ich begann zu ahnen, wie absurd meine Flucht gewesen war. Nach schrecklichen Strapazen war ich am Ende dort angelangt, wo mein panischer Aufbruch seinen Anfang genommen hatte. Meine Irrfahrt hatte zu nichts geführt, als dass ich mich wieder im Mittelpunkt der kalten Hölle befand. Und der Kojote legte sie mir mit seinem wiegenden Schädel in tückischer Demut zu Füßen. Seine Augen brannten sich in mein Gehirn ein und versuchten, Lüste in mir zu wecken, eine namenlose

Gier nach Macht. Den verzehrenden Wunsch, Herrscher zu sein über sein Imperium mit all den im Frost erstarrten Lebenskeimen, die in den Tiefen des Sandes, in den Felsspalten und unter den Gesteinshalden seines Wüstenreiches verharren, bis er mit höhnischem Jaulen seinen Jüngsten Tag verkünden würde.

Das Wiegen des Vogelschädels geschah jetzt in kleineren Ausschlägen. Es war in hechelnder Erwartung auf mich gerichtet, ein trickreicher Tiergott mit menschlicher Schläue, der meine Entscheidung erwartete. Für einen Augenblick unterbrach er das Pendeln, reckte die schmale Schnauze gegen den Polarstern und stieß sein klagendes AJJJ-UUUUA-HUMM nach oben, wo es in hundertfachen Echos vom Nachthimmel abprallte. Dann strich sein Blick noch einmal in einem weit ausholenden Schwung über die Landschaft, ein letztes ultimatives Szenario, das er mir vor Augen führte.

Was bewog ihn, mir sein Reich so hartnäckig aufzudrängen? Meine Entscheidung schien für ihn von äußerster Wichtigkeit zu sein. Ja, allmählich überkam mich das Gefühl, als hinge seine Existenz nur noch von meiner Zustimmung ab. Immer leidender wirkte der Kojote auf mich, auch schien er wieder kleiner zu werden, erfüllt von schrecklicher Unruhe. Die Bewegungen seines Schädels wurden zuckend. Kaum hörbar begann er zu winseln. Sein Blick, den er unablässig auf mich gerichtet hielt, erschien mir flehend und voll Verzweiflung zu sein. Dann erschütterte ihn so etwas wie Schluchzen. Er rollte sich in den Sand, begann sich zu winden und wälzen. Jetzt hatte er wieder die Größe wie am Anfang bei seinem Auftauchen, nur sein Fell hatte die Zotteln verloren und glänzte seidig im Nachtlicht. Alles Gewalttätige und Verschlagene war verschwunden. Vor mir wand sich eine schmerzerfüllte Kreatur auf dem kalten Sand in kreisförmigen Bewegungen. Wie Kindergreinen wimmerte es aus seiner Schnauze. Alles an ihm nahm eine gleichförmige Grautönung an. In seinen Augen war das Brennen verglommen. Sein Blick wurde bettelnd und kam aus Augen, die ich vor gar nicht so langer Zeit schon irgendwo gesehen hatte, aber ich wusste nicht wo.

Plötzlich ging ein Schimmer von ihm aus, etwas Fürstliches, als habe er einen Hermelin um sich gelegt. Ich beugte mich zu ihm hinunter und erkannte, woraus der Hermelin bestand: aus Hunderten länglicher Samentropfen. Er versuchte mit verrenktem Kopf einen der Tropfen zu erreichen und mit seiner lappigen Zunge aufzulecken, aber sie reichte an keine der Samenperlen heran. Immer verrückter probierte er, an eine

von ihnen heranzukommen. Sein Leben schien davon abzuhängen, sich wenigstens einen einzigen der Tropfen einzuverleiben. Hilfloß schaute er zu mir hoch. Im selben Moment erkannte ich den Blick wieder: Es waren die Gesteinsaugen der June Maddox. Jetzt, wo das Wesen erkannt hatte, dass ich wusste, wer es war, begann es zur Statue zu erstarren. Eine graue kojotische Sphinx mit Augen voll abgründiger Trauer. Langsam richtete sie sich auf den Hinterläufen auf, die Augen unablässig auf mich gerichtet, Gesteinsaugen, aber mit einem Film von Schwerkut überzogen. Die Sphinx legte mit größter Behutsamkeit erst den linken, dann den rechten Vorderlauf auf meine Schulter. Unsere Gesichter berührten sich fast und ich erwartete wieder den aasigen Brodem. Aber ihr Atem war rein und völlig ohne Geruch.

27 Sieben Tage später wurde ich aus dem *Memorial Hospital* entlassen. Von den ersten drei Tagen auf der *intensive care unit* ist mir nichts mehr in Erinnerung. Der Übergang von der eisigen Wüstennacht in die Kälte der klimatisierten Räume der Intensivstation war auch nicht in Spuren in meinem Gedächtnis später aufzufinden. So wird auch niemand klären können, ob der Druck der vermeintlichen Vorderläufe des Kojoten auf meinen Schultern nicht bereits von den Händen meiner Retter stammte, die mich auf *Dante's View* aus meinem Chevrolet geborgen hatten.

Obwohl der Motor des Chevy ausgeschaltet gewesen sei, habe die Klimaanlage unverständlicherweise immer noch auf Hochtouren gearbeitet, ergab die spätere Untersuchung. Allerdings habe sie, statt zu kühlen, den Wagen gnadenlos aufgeheizt. 70° C hätten im Wageninneren geherrscht, in das man erst nach Aufschweißen der Wagentür habe eindringen können. Die Türschlösser seien, obwohl äußerlich intakt, zunächst nicht zu öffnen gewesen. Auch hätte ich, ausgetrocknet wie eine Backpflaume, dennoch in einer Art lächelndem Koma auf der Rückbank des Fahrzeuges gelegen. Alles in allem ein völlig rätselhafter Unglücksfall, den die professionellen *life savers* noch nie zuvor in Death Valley erlebt hatten, und dies bei Tausenden verrückter Touristen pro Jahr. Unter ihnen zeichneten sich gerade die Deutschen durch eine Mischung aus pedantischer Reisevorbereitung und preußischem Draufgängertum aus. Akribische Tests an dem Chevy waren später nicht imstande, irgendeinen Defekt an Motor, Klimaanlage oder Türschlössern aufzudecken.

Dennoch nahm *Hertz* das unheimliche Gefährt kurzfristig aus seinem Wagenbestand und überließ es für einen Spottpreis einer fahrenden Rockgruppe, die sich unter dem Namen *The Hades Kids* seit zwei Jahren zwischen Portland und Tihwana bemühte, einen auch nur bescheidenen Bekanntheitsgrad zu erreichen, bislang allerdings so gut wie ohne Erfolg. Später erfuhr ich, dass sie seit dem Erwerb des Geister-Chevy derart abgedrehte Konzerte veranstalteten (jeder der fünf Bandmitglieder abwechselnd eine Fledermaus, ein Erdmännchen oder einen Tukan auf der Schulter), dass sie in der Hitliste bereits auf Position vier geklettert waren. Obwohl ich anscheinend einer Katastrophe entronnen war, lastete ein Belag aus Resignation und untergründiger Apathie auf meinen Stimmungen. Bei meinen Fahrten schien ich mich in einer endlosen Warteschleife zu bewegen, aber ich wusste nicht, worauf ich wartete, ein Ahasver, auf dessen Schultern die Müdigkeit der Welt lastete und der sich unter unmenschlichen Mühen einem Ziel entgegenschleppte, dessen Namen ihm entfallen war. Jeder Umgang mit Menschen kostete mich eine unangemessene Kraft, weil es mir immer schwerer fiel, ihre Sprache zu benutzen und mich in ihren Gedankenläufen zu bewegen. Ich kam mir vor wie ein Spieler vor einem Brettspiel, der andere Figuren benutzt als sein Gegner.

Schwester Peggy, die mich in den letzten Tagen gepflegt hatte, war mir mit ihrem erbarmungslosen amerikanischen Optimismus, den weder Krebs, Aids noch der Tod selbst erschüttern konnten, und ihrer aufgeräumten Gepflegtheit zum Schluss unerträglich geworden, nicht anders der Klinikpsychologe, für den ich als teutonischer Exot eine besondere Attraktivität zu besitzen schien. Er deutete meine mysteriöse Reise zu Dante's View als den Versuch einer Lebensbilanz. Das Auftauchen des Kojoten löste in ihm einen mythologischen Freudentaumel aus und er versuchte mich mit bemerkenswerter Hartnäckigkeit mit einem Huichol-Häuptling in der *Sierra Madre Occidental* in Kontakt bringen, der sein langes, in Jahren nicht mehr messbares Leben – die Indianer sprechen vom Lebensbaum – nahezu ausschließlich mit Kojoten-Visionen verbracht hatte. Später in Europa tauchte die Adresse des Huichol-Indianers in irgendeinem meiner Gepäckstücke wieder auf. Merkwürdigerweise besaß er nicht nur Telefon und Internetanschluss, sondern verfügte auch über ein Satellitentelefon. Das gab den endgültigen Ausschlag, mich seiner Fähigkeit, Kojotenerscheinungen zu deuten, nicht zu bedienen.

28 Es war reiner Aberglaube, dass ich mir nach dem Kojoten-desaster in Death Valley diesmal keinen Wagen von *Hertz*, sondern einen von *Avis* mietete und auch keinen Chevrolet sondern einen Japaner. Von Sacramento über San Francisco kam ich auf dem Highway 101 in das Santa Clara Valley und der Duft der Aprikosenplantagen drang in meinen Wagen. So wenigstens glaubte ich es. Aber seit Death Valley traute ich meinen Sinnen nur noch begrenzt. Was sie mir signalisierten, schien mir brüchiger geworden zu sein, weniger eindeutig. Ein kleiner Anstoß und jeder ihrer Eindrücke hätte ins Gegenteil umschlagen können. Es geschah zwar niemals, aber ich spürte, ich lebte ständig an einer Grenze. Ihre Überschreitung erschien mir nur eine Frage der Zeit.

Ein Pappelhain führte zum Campus der Uni. Im Hintergrund sah man die kleine Kirche der *Mission Santa Clara de Asis*, eine Kopie allerdings, denn vier frühere Kirchen der Mission waren durch Erdbeben oder Brände zerstört worden. Der Touristenbroschüre war zu entnehmen, dass hier mehr Indianer als in jeder anderen Missionsstation getauft worden waren, insgesamt 8.536 Seelen. Ihre Nachfahren vegetierten jetzt gottfern und in Brandy-Trance in irgendwelchen jämmerlichen Reservaten, während ihre Stammesvertreter mit mechanischer Regelmäßigkeit Petitionen an den Kongress richteten.

Das Einladungsschreiben des Dekans der medizinischen Fakultät aus dem Frühsommer erwies sich als Flop, denn er hatte, wie mich die Dekanatssekretärin wissen ließ, mittlerweile einen *anderen Aufgabenbereich außerhalb der Universität* übernommen. Konkret handelte es sich darum, wie ich später herausbekam, dass er sich bei *Gene-World* der Vermenschlichung von Mäusen widmete: Durch Einpflanzung von Immunzellen aus humanen Feten war ihr Marktwert auf 1.000 Dollar pro Stück gestiegen. Aber ich hatte noch eine zweite Einladung in der Tasche:

*You may be going nowhere,
but you're getting there very fast.*

Wahrscheinlich werden Sie entweder nichts kapieren
oder es schrecklich bereuen oder beides.

Willkommen im Lande des schlafenden Löwen!

Lary

Der Löwe des Santa Clara Valleys hatte die durchsichtigsten blauen Augen, die ich jemals gesehen hatte. Blaue Augen machen mir sonst Angst und stoßen mich ab. Aber diese Augen waren hell, mehr hell als blau, unheimlich anziehend, Auslassluken für einen leuchtenden Verstand, der aber auch einmal einen Vormittag nur mit Popkorn und Nägelkauen verbringt. Der Löwe hatte auch die hellsten Rastafari-Locken, die mir je begegnet waren, *weizenblond* würde man in Deutschland sagen, was hier in Kalifornien nicht möglich war. Der Löwe schüttelte ganz oft beim Reden die Mähne. Er war auch der relaxteste Amerikaner, den ich je getroffen hatte.

»Willkommen in der kalifornischen Grotte von Lascaux! Unser Imperium hat – wie alle feineren Computer-Hochburgen – in einer Garage begonnen. Alles gelesen, Doc?«

Ich hatte *alles gelesen*. Es war gar nicht zu vermeiden. Der junge Mann vor Larys Zimmer hatte mir nach einem kurzen Hi, ohne den Blick vom Baseballspiel auf dem Fernsehschirm abzuwenden, und nachdem er *die Philadelphia Athletics würden sich im Grab rumdrehn* ins Gerät rief, eine Art Merkblatt zugeschoben. Was der Löwe mit der *kalifornischen Grotte von Lascaux* meinte, konnte ich nur ahnen. Ich nahm mir vor, ihn erst später danach zu fragen. Zuerst aber las ich das Merkblatt:

Folks,

- Lary und sein Team setzen im Jahr 830 Millionen Dollar um
- Lary fährt an geraden Tagen Rolls-Royce, an ungeraden Fahrrad – er liebt die ungeraden
- Lary isst am liebsten *steak and lobster*
- Lary trinkt am liebsten *Budweiser*
- Lary kann ihnen *nicht* wirklich erklären, was Virtuelle Realität (VR) ist
- Aber wenn Sie hier lebend rauskommen, wissen Sie mehr über VR als vorher

»Okay!«, sagte Lary, »nehmen Sie also Platz, Doc, und fragen Sie mich gleich, was VR ist, dann haben wir's beide schneller hinter uns.«

»Vielleicht, Lary«, begann ich vorsichtig, »versuche *ich* Ihnen zu sagen, was *ich* glaube, was VR sein *könnte*. Natürlich ist es nicht leicht. Wenn ich sage, VR ist eine elektronische Scheinwelt, dann klingt das in Ihren Ohren wahrscheinlich stark verkürzt und ein wenig abfällig. Sage ich, VR ermöglicht es, eine computererzeugte Welt zu erkunden und sie

gleichzeitig interaktiv zu verändern, könnten Sie mir entgegen, typisch deutscher Professor. Vielleicht könnte ich versuchsweise *Sie* fragen, ob Sie die Geschichte *Die Lehre vom Schein* von Liä Dsi gelesen haben. Sie steht in seinem Werk *Das wahre Buch vom quellenden Urgrund*. Sollte dies der Fall sein, könnten wir das Thema beenden und ich würde Sie gerne zu *steak and lobster* und natürlich *Budweiser* einladen.«

»Aber sicher könnten wir«, rief Lary lebhaft. »Aber was wäre dann? Sie würden zurück nach Deutschland fahren und überall verkünden: Lary aus Santa Clara hat *Die Lehre vom Schein* gelesen, aber er hat mir nicht erklären können, was VR ist. Aber bevor wir weiter reden, möchten Sie ein Budweiser?« Er grinste: »Ein reelles, natürlich.« Ich nickte, und er holte aus einem kleinen Kühlschrank, der außer einigen Sechser-Packs Budweiser-Dosen nichts enthielt, eine heraus und schob sie mir zu.

»Vielleicht machen wir es anders, Doc. Der Begriff VR gefällt mir selbst nicht, es ist irgendwie zu *techno*, aber er trifft die Sache noch am besten. Außerdem ist meinem Team und mir bisher nichts Besseres eingefallen, und die Umsätze damit laufen so exorbitant, dass ein neuer Begriff an Geschäftsschädigung grenzen würde. *Virtuell*, das klingt so, als wäre alles Einbildung, aber es ist ja verdammt *wirklich*. Vielleicht kann ich Ihnen irgendwann später einen Happen zum Versuchen vorwerfen. Natürlich haben Sie Platon gelesen, der hat die Sache vielleicht am besten gerafft. Sinngemäß sagt er: ›Fremder, du erklärst das Scheinbare als nicht wirklich seiend.‹ Und dann lässt er seinen Theaitetos antworten: ›Aber es *ist ja doch irgendwie*.‹ Das ist es, nach meinem Gefühl.«

Er genoss sein Platon-Zitat keine Spur, trank einen Schluck Budweiser und fuhr fort:

»Sagen wir mal, VR ist einfach betrachtet eine *Reality Engine*, eine Wirklichkeitsmaschine. Für die meisten bisher eine *Home Reality Engine*. Wir hier basteln natürlich an der *Global Reality Engine* und sind ganz schön weit vorangekommen. Aber gehen wir lieber von den Wirkungen aus: VR ist eine Form von Erweiterung der Wirklichkeit. Der Traum ist das natürlich auch, ebenso wie Drogen. Aber der Kick an der Sache ist, die Leute können sie *gemeinsam* erleben! Es ist ein kollektiver Traum, an dem du gemeinsam mit anderen arbeiten kannst, ein gemeinschaftliches Kunstwerk!«

Lary schüttelte seine Rastafari-Locken, leerte seine Budweiser Dose und warf sie in einer Flugbahn von vollendeter Ästhetik in einen Abfallkorb, der gute fünf Meter entfernt stand, wo sie scheppernd aufschlug.

»Bingo!«, lachte er, »aber man kann's nicht wirklich erklären. Vielleicht ist es nicht einmal neu.«

»Meinten Sie das mit der *kalifornischen Grotte von Lascaux*?«, sondierte ich behutsam. »Hatten diese Höhlenzeichnungen dort vor rund 15.000 Jahren schon etwas mit VR zu tun?«

»Noch mal Bingo! Klar haben Sie recht. Warum sollten die Menschen im Paläolithikum sonst solche Anstrengungen unternehmen, ihre Bisons, Vögel und Nashörner, ihre Schlachten auf versteckte Wände zu malen? Sie hätten es sich einfacher machen und die Außenwände der Felsen benutzen können, vielleicht unter einem schützenden Vorsprung. Aber sie malten ihre Szenen auf die Wände der entlegensten Abschnitte der Grotten und Höhlenlabyrinthe. Vielfach nutzten sie natürliche Vorsprünge und Vertiefungen des Kalksteins, um dreidimensional erscheinende Bilder zu erzeugen, und das alles im unwirklichen Licht der Höhlen. Damit erzeugten sie etwa das Gleiche wie wir mit unseren Giga-Monstern von Computern: veränderte Wirklichkeiten. Dort vollzogen sich ihre Initiationsriten, ähnlich wie in Eleusis oder in den Kivas, den unterirdischen Kammern der Hopi-Indianer.«

Irgendetwas reizte mich, Lary zu provozieren, obwohl mir schon beim Fragen die Falle klar war, in die ich hineintappte:

»Ist Fernsehen nicht auch VR? Menschen schauen auf einen Monitor, auf den Elektronen aufprallen, und *sehen* die Chinesische Mauer, den Papst oder Madonna. Und sie sehen es gemeinsam! Wenn Bob Hope einen Joke erzählt, lachen 28 Millionen Amerikaner im selben Augenblick *from coast to coast*. Ist das keine kollektive, veränderte Wirklichkeit?«

Meine Attacke entlockte dem Löwen nicht die geringste mimische Reaktion.

»Sir«, sagte er ganz ruhig, »ich schlage Ihnen ein Experiment vor. Beobachten sie einmal die Menschen vor dem Fernseher. Das sind Tote, Zombies. Sie lachen – vielleicht – bei Bob Hope. Aber wenn Kinder in Napalm brennen, stecken sie sich eine weitere Handvoll Erdnüsse in den Mund. Fernsehen ist das größte Isolationsmedium. Es stumpft die Sinne ab und das Mitgefühl. Ronald Reagan war nur im Fernsehen möglich und erträglich. Und dann beobachten Sie Menschen beim Telefonieren. Die sehen lebendig aus, die gestikulieren, schwingen mit, das ist ein soziales Medium, so wie VR ein soziales Medium ist. Es kann alles verändern: die Schulbildung, die Werbung, die Politik, die Medizin, die Philosophie, die Religion.«

Zum ersten Mal wirkte er nachdenklich.

»Sie sind Arzt, nicht wahr?« Ich nickte. »Okay, Doc. Wie wär's morgen mit einem kleinen Trip? Gemeinsam mit Linda, oh ja, sie müsste die Richtige für Sie sein.« Er lachte und machte eine abwehrende Geste. »Natürlich alles clean, keine Teledildonics, kein Cybersex. Linda ist, wenn man so will, ein Engel und Sie werden zusammen fliegen.«

»Wohin?«

Der Löwe fuhr sich mit beiden Händen durch die Mähne. Dann breitete er seine kalifornisch gebräunten Arme aus, drehte die Handflächen nach vorne und bot mir die Welt an.

»Sir, wohin Sie wollen! Machen Sie Linda einen Vorschlag, oder noch besser, sie wird Ihnen eine gemeinsame Tour vorschlagen. Sie sind sicher viel gereist. Aber wohin Sie mit Linda fliegen werden, ist absolutes Neuland für Sie. Ich habe mir sagen lassen, deutsche Professoren seien die größten Reisenden auf dem Globus. Immer *en route*, von Chicago nach Bali, von Bali nach Anchorage, von Anchorage nach Feuerland, immer mit den gleichen Dias im Gepäck, und der erste Satz, den sie irgendwo sagen am Polarkreis oder in der Sahara lautet: *first slide, please!*« Er lachte durchdringend und ich konnte ihm seinen kurzen Seitenhieb nicht im geringsten verübeln, abgesehen davon, dass er recht hatte.

»Sie machen mich wirklich neugierig, Lary. Aber ich möchte Ihnen nicht zu viele Umstände bereiten. Eigentlich bat ich Sie um diesen Termin, um mich mit dem prominentesten VR-Mann an der Westküste über virtuelle Realität zu unterhalten.«

»Genau das geht nicht, Doc. Über ein paar Sachen kann man nicht *reden*, die kann man nur *machen*. Ich meine nicht nur Sex, zum Beispiel ganz einfache Dinge. An einem Sommermorgen in eine Aprikose beißen und mit ihrem fruchtigen Geruch steigen Kindertage auf. Also kurzum, auch VR gehört zu den Dingen, die man besser *macht* als darüber zu debattieren. Passt es Ihnen morgen um zehn?«

Beim Hinausgehen kam ich wieder an dem jungen Mann vorbei. Er saß genau so da wie vor einer halben Stunde, rief *Hi* ohne aufzublicken, verfolgte die Anstrengungen der *pitcher* und der *catcher* auf dem Fernsehschirm und beschwor immer noch die *Philadelphia Athletics*. Dennoch musste er über Wahrnehmungsreste seiner Umgebung verfügen, denn das Merkblatt mit Larys Kurzpsychogramm schob er mir diesmal nicht zu.

29 Der andere Morgen kam mit einem durchsichtigen Himmel ohne Gewicht und den salzigen Prisen des Pazifiks. Lary erwartete mich mit einem jungen Mann in seinem Büro, den er mir als Jake vorstellte, zuständig für die Digitalisierung der umsatzstärksten Träume ihrer Kundschaft *worldwide*: Reisen, Sport, Trips in die Historie und *Games* aller Schattierungen, von *Cinderellas* Entführung bis zum *Overkill-Game* im vietnamesischen Dschungel.

Jake war noch blonder als Lary, ebenfalls Anfang dreißig, aber seine Haare fielen in weichen Wellen bis in den Nacken. Er trug Jeans und ein T-Shirt mit dem Aufdruck:

$$R(t) = n^{-2} \cos(n^2 t)$$

»Hi, Doc«, begrüßte mich Jake und tippte auf die Formel, »*take it easy*, ich bin sicher, es gibt keinen lebenden Arzt – Lary hat mir gesteckt, dass Sie Arzt sind –, der mit dieser Funktion irgendetwas anfangen kann. Nicht einmal ein germanischer Doc, obwohl die Formel von einem Landsmann von Ihnen stammt.«

Natürlich fiel mir auf Anhieb nur Albert Einstein ein, aber die Formel sagte mir nichts. Jake schien meine Gedanken erraten zu haben:

»Es ist *nicht* Einstein gewesen, Sir, sondern Riemann, Bernhard Riemann, ein deutscher Mathematiker.«

Um nicht gänzlich hilflos zu wirken, stellte ich eine Frage, deren Gefährlichkeit mir im gleichen Augenblick bewusst wurde:

»Und was beschreibt die Formel?«

»*O God*«, rief Jake, »ich will es mal einfach versuchen: die Funktion führt quasi in das Reich der mathematischen Monster. Dort gibt es Kurven, die zwar stetig, aber nicht differenzierbar sind, und solche, die unbegrenzt teilbar, aber nicht stetig sind. So was beschreibt diese Funktion, die Riemann um 1860 auf die Tafel gemalt haben soll. Das Ganze hat was mit fraktalem Wissen und Chaos zu tun. Etwas lebensnäher beschrieben bedeutet das: Wenn Junior im Cyberspace Vietcongs killen will, müssen wir ihm die Sache mathematisch zuvor auf ähnliche Weise aufbereiten. Schön, Sir, aber Sie sind nicht wegen Riemann, sondern wegen Linda gekommen. Sie erwartet Sie schon. Ich nehme Sie mit!«

»Jake ist perfekt im Vorbereiten«, grinste Lary, »eigentlich mehr Preuße als Amerikaner. Wenn *Mom* Angst hat, dass Schlitzaugen, die größer als fünf Fuß sind, Junior im Cyberspace umlegen könnten, wird er drei Tage lang programmieren, um sicherzustellen, dass sich unter 1.000 Schlitzaugen kein einziges befindet, das nur ein hundertstel Inch größer

als fünf Fuß ist, selbst wenn die Rotorblätter der Hubschrauber unserer Jungs ihm für Sekunden den Haarschopf nach oben wirbeln.«

Jake marschierte los durch ein paar Flure, die irgendwann noch zu einer Autoreparaturwerkstatt gehört haben mussten, bis wir zu einer Metalltüre kamen. Darüber glimmte eine Leuchtschrift: *VR in progress*. Jake öffnete die Tür und rief ins Halbdunkel:

»Hi, Linda, hier bringe ich Dir den Doc aus Übersee.«

»Hi, Jake, hi, Doc«, kam es leise zurück.

Ich hatte aus weiß Gott welchen Gründen ein riesiges Studio erwartet mit Armaturen, Monitoren, Schalttafeln, mannshohen Rechnern und Technikern, die in Overalls mit *Lary's Cyberland*-Aufdruck über der Brust herumrannten. Aber der Raum erschien mir recht klein, obwohl seine Begrenzungen in dem anthrazitgrauen Dämmer mehr zu ahnen als zu erkennen waren. Kein Hightech-Equipment, keine geschäftigen Helfer, nur zwei Liegen in der Mitte nebeneinander, schwarz, wie von Le Corbusier. Auf der linken lag Linda, eine schmale junge Frau in einem schwarzen, eng anliegenden Anzug, fast wie für Taucher, nur dass gebündelte Kabel an verschiedenen Stellen hervortraten, die sich im Halbdunkel verloren. Die Hände steckten in gegliederten Überzügen, die mich an die eiserne Hand Götz von Berlichingens erinnerten, aber sie waren aus dünnem, schwarz glänzendem Material, ebenfalls mit Kabeln verbunden.

Lindas Gesicht schimmerte blass, ein Puppenkopf aus Porzellan mit ebenmäßigen Zügen und starken Augenbrauen, vielleicht eine Italo-Amerikanerin, aber irgendwie sehr zerbrechlich.

»Hi, Sir«, sagte sie, »es freut mich, Sie kennenzulernen. Ich liebe Deutschland. Als Kind war ich auf einer Drei-Tages-Tour dort: Hamburg, Berlin und Heidelberg. Dad kaufte mir eine Spieldose *Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren* ... und zwei Lebkuchenherzen. Die schmeckten wirklich nach Gewürznelken, nicht solche Plastikdinge wie bei uns.«

»Hi, Linda. Ein Zufall, ich habe viele Jahre in Heidelberg studiert, später geforscht und gelehrt.«

»Zunächst, Sir: Ich kann Ihnen leider keine Hand mehr geben, weil Jake mich, wie Sie sehen, bereits in den Daten-Anzug hat stecken und verkabeln lassen. Aber dennoch, willkommen im Land des Löwen!«

Zwanzig Minuten später lag ich, ebenso im *datasuit* mit *datagloves* an den Händen, auf der Liege neben Linda und war *verkabelt*.

»Wissen Sie, was Timothy Leary über das Anlegen des Datenanzugs gesagt hat, Doc?«, fragte mich Jake, und fuhr, ohne meine Reaktion abzuwarten, fort: »Es sei ein mindestens so großer Menschheitsschritt wie seinerzeit das Anlegen der ersten Fellkleider in der Altsteinzeit. Have a nice flight!«

Dann schob er mir die Miniatur-Bildschirme der Datenbrille vor die Augen. Ich sah nichts als ein schwimmendes Grau und hörte ein eben vernehmbares elektronisches Rauschen.

Dann drang Lindas Stimme an meine Ohren:

»Wir können gleich starten, Doc. Lary meinte, ich soll Ihnen einen Vorschlag machen. Ist das auch in Ihrem Sinn?«

»Schießen Sie los, Linda.«

»Okay, aber zuvor möchte ich Ihnen noch ein paar Dinge erzählen. Ich habe Geschichte studiert. Mein Spezialgebiet ist die Geschichte Südamerikas im 19. Jahrhundert, genauer gesagt die Geschichte Brasiliens. Waren Sie schon einmal in Brasilien?«

»Mehrere Male, aber immer nur in Rio de Janeiro, und dann für zwei Tage in Brasilia. Und meist nur zum Kongress. Dennoch kenne ich Rio ganz gut, jedenfalls besser als die meisten Touristen.«

»Wollen wir nach Rio?«

»Warum nicht?« Irgendwie hatte ich mir ein ausgefalleneres Reiseziel erwartet. Auf den Spuren Robert Scotts zum Südpol durch die Rossbarriere oder zu den Quellen des Nils. Linda schien den leisen Unterton meiner Enttäuschung bemerkt zu haben.

»Wenn ich Rio meine, dann ein Rio, das Sie kaum gesehen haben dürften. Kennen Sie Moritz Rugendas?«

»Muss ich ihn kennen?« Mein Tag bisher schien mir mehr die Rolle des unvorbereiteten Schülers im Examen zuzumuten, als mich in virtuelle Welten zu entführen.

»Natürlich nicht, Sir, obwohl er ein Deutscher war und aus einer berühmten Augsburger Malerfamilie stammte. Heute kennt ihn natürlich kaum mehr jemand. Das war zu seiner Zeit anders. Alexander von Humboldt war ein Bewunderer seiner *Malerischen Reise in Brasilien*, die 1835 erschien. Darin hat Rugendas in wunderbar naturgetreuen Lithografien die Menschen und Landschaften Brasiliens zu Anfang des 19. Jahrhunderts festgehalten. Beginnen Sie das Ziel unserer Reise zu verstehen?«

»Rio de Janeiro um 1835?«

»Exakt!«, kam Lindas Stimme aus der immer noch schwimmenden grauen Leere.

»Und das ist möglich?«

»Was ist im Cyberspace nicht möglich, Sir? Wir könnten die Reise beginnen.«

Wir könnten die Reise beginnen klang eigenartig altmodisch in meinen Ohren. Überhaupt hatte Lindas Art zu sprechen etwas Unmodernes, jedenfalls etwas nicht Alltägliches. Aber noch war dies mehr eine verschwommene Empfindung als ein sicherer Eindruck. Obwohl wir auf unseren Liegen nur armweit voneinander entfernt waren, hielt sie durch ihre Gesprächsführung eine Distanz zwischen uns aufrecht, deren Natur ich erst später begriff. Jetzt wunderte ich mich darüber, denn wenn ich Lary richtig verstanden hatte, lag ihm besonders daran, mir zu demonstrieren, dass VR ein *kollektiver Traum* war.

»Wollen Sie, Sir?«, hörte ich Linda.

»Wir können die Reise beginnen, Linda«, antwortete ich und starrte in das schwimmende Grau, unfähig mir vorzustellen, dass irgendetwas darin Gestalt gewinnen könnte.

Zuerst spürte ich ein weiches Schaukeln, das einem langsamen, gleichmäßigen Rhythmus gehorchte. Dann mischte sich in gleicher Zeitfolge ein rauschendes Zischen darunter. Die Luft schien schwerer und satter zu werden. Sie floss mehr in die Lungen als zu strömen und wehte uns eine Mischung aus Orangenduft, Teergeruch und Salz zu. Dann hörte ich einen ersten Möwenschrei, der aus dem immer noch gestaltlosen Grau aufstieg und für einen Augenblick über uns schwebte. Jetzt wurden die Wahrnehmungen schärfer: Das rhythmische Schaukeln war ohne Zweifel durch einen sanften Seegang bestimmt und das Zischen kam von der Gischt, die sich am Holz des Buges in regelmäßigen Abständen aufschäumte.

Langsam erfuhr das schwimmende Grau eine Aufblendung und begann sich in Zügen pastellfarbiger Streifen aufzulösen: ein ausgebleichtes Rosa, darüber lichte aschengetönte Aufbauschungen und darunter eine blassblaue Fläche mit weißen Lichtspiegelungen. *Wir kommen näher*, sagte Linda. *Gleich wird alles sichtbar*. Im selben Moment entwarf sich die Landschaft bezwingend wirklich vor unseren Augen: Die blassblaue Fläche geriet zum Wasser der Bucht von Rio im Morgenlicht, von der sich die glockenförmigen Kegel und die Spitzen der Bergketten scharf abhoben, in den Tälern noch braune Schatten. Die aschfarbigen

Aufbauschungen formierten sich zu Haufenwolken. Ihre Bäuche trugen noch die tintigen Reste der Nacht, während das ausgebleichte Rosa ihrer Rücken in der aufsteigenden Sonne verblasste.

Von der Reling aus betrachteten wir zwei Viermaster, die vor uns mit gebauschten Groß- und Besansegeln dahintrieben, dazwischen die flinken Ruderboote der Eingeborenen. *Möchten Sie an das Ufer?*, hörte ich Linda. Ich nickte. *Kommen, Sie!* Ich spürte, wie sie meine Hand ergriff. *Es ist nur ein einziger Schritt! Aber wir sind noch bestimmt eine Meile von der Mole entfernt*, warf ich ein. *Glauben Sie mir, es ist ein einziger Schritt!* Ihre Hand umschloss kräftig die meine. Dann stieß sie sich ab und schwang sich mit *einem* Schritt, leicht und kraftvoll, über die Meeresoberfläche hinweg durch den fauchenden Morgenwind zur Pier, ich an ihrer Seite. Federnd landeten wir zwischen den Sklaven, die auf ihren glänzenden Rücken Kaffee und Zucker in Jutesäcken an Bord der Schiffe schleppten, eingewoben in ihren monotonen Singsang, in dem sie sich dumpf nach etwas verzehrten, was ihre erniedrigten Gehirne schon vor Generationen vergessen hatten.

Erst jetzt bemerkte ich, dass Lindas blasses Gesicht von einem hellgrünen Schutenhut umrahmt war. Um den Hals trug sie ein schwarzes Samtband, und ihre Schultern wurden von einer langen altrosa Stola bedeckt, die zu beiden Seiten über den gebauschten Reifrock fiel.

»Sie passen durchaus zu mir«, lachte sie und zeigte auf meine ockerfarbenen Pantalons, über die ein brauner Leibrock hing. Die kurze Weste darunter war gelb-grün gemustert. Plötzlich wurde mir bewusst, dass ich irgendeine Kopfbedeckung trug. Ich fasste nach oben und zog an der steifen Krempe einen schwarzen, glänzenden Zylinder herunter.

»Wir können uns sehen lassen, Sir. Als Historikerin bin ich jedenfalls ganz zufrieden. Eigentlich müsste zwar in Ihrer Leibbinde noch ein Dolch stecken und ich sollte unablässig mit einem Fächer wedeln. Dann wären wir die perfekten Geschöpfe Rugendas. Er hatte im Übrigen eine wunderbar pathetische Art, seine Eindrücke zu schildern.« Linda zeigte hinauf zu der Bergkette hinter uns. »*Die kühnen Formen der Granitgebirge* nannte er sie. Die Farbigen heißen bei ihm hartnäckig *die Neger*. Und bei seinen ausführlichen Schilderungen über den Sklavenhandel kommen Ihre Landsleute nicht gut weg. Er beklagt die *Habgier und Grausamkeit der Deutschen* und nennt sogar zwei namentlich: einen *Heinrich Ziegler* und einen *Hieronymus Sayller*. Ausgiebig ergeht er sich in der Schilderung der körperlichen und geistigen Vorzüge

der *Mulattinnen*, die *Leidenschaften*, die sie erregen, und die *Hindernisse*, die aus ihrer *Abkunft* entstehen. Sehen Sie!«, rief Linda aufgeregt und deutete auf eine junge Frau, die uns entgegenkam. »Genau so hat er sie in der Lithografie *Nègresse de Rio-Janeiro* abgebildet.«

Die Bewegungen der Frau konnte man nur *Schreiten* nennen. Sie glitt in kerzengerader Haltung wiegend dahin wie ein Schiff. Auf dem Kopf mit dem weiß-rot gestreiften Tuch balancierte sie einen riesigen geflochtenen Korb, gefüllt mit Ananas, Bananen und Paranüssen. Die schmalen Träger des weißen Leibchens führten über erdbraune Schultern. In dem lila Tragetuch, das um ihren Oberkörper gewickelt war, schlief, an ihren Rücken geschmiegt, Daumen lutschend ein Junge, vielleicht zwei Jahre alt oder etwas jünger. Als sie uns passierte, den Blick immer geradeaus, gerieten wir für Augenblicke in ihren Dunst, ein schwerer Geruch aus Schweiß und Milch, überlagert vom süßlichen Hauch des Obstes.

»Wissen Sie«, fragte mich Linda, »von wo aus man den schönsten Blick auf die Bucht von Guanabara hat?«

»Ich bin zum ersten Mal in *diesem* Rio.«

»Zu Füßen der Kirche *Nossa Senhora da Glória do Outeiro*. Wo sie erbaut ist, soll vor hundert Jahren die Hütte eines Einsiedlers gestanden haben. Er verbrachte sein halbes Leben mit dem Schnitzen einer Marienstatue, die sich als wundertätig erwies. Dann trieb ihn das Heimweh zurück nach Portugal. Bei der Überfahrt ging sein Schiff unter, aber die Statue wurde in der Algarve an Land getrieben. Ein wunderbarer Weg, gesäumt von tropischen Pflanzen, führt zum Kloster hinauf.

»Kommen Sie mit?« Ich nickte.

»Wir fangen gleich am Fußpunkt des Weges an«, erklärte Linda. Bevor ich noch begriffen hatte, was dieses *gleich* bedeutete, rauschten wir wieder in Siebenmeilenschritten über den Hafen und dann über die flachen einstöckigen Bauten der unteren Teile der Stadt hoch zum *Morro da Gloria*. Von dort zog sich ein breiter, gepflasterter Spazierweg hinauf zur Kirche. Linda nahm mich wieder an die Hand und führte mich mit kräftigen Schritten hinauf. Rechts zur Bucht hin wurde der Weg von einer steinernen Mauer gesäumt, mit Hibiskus überwachsen, an der hie und da ein Wanderer lehnte. Links begrenzte eine etwas höhere Umzäunung Gärten voll von Dattel und Fächerpalmen, dazwischen Inseln aus Orchideen, gesäumt von Zitronen und Mandelbäumen, über allem das würzige Aroma der Tropen. An einer Stelle des Weges wiegte sich der Zweig eines Granatapfelbaumes über der Mauer mit einem ganzen

Bündel korallenfarbiger Früchte. Vorsichtig streckte ich die Hand aus, um ihre Schale zu berühren. Meine Finger fühlten das warme, feste Fruchtfleisch ... In diesem Augenblick stürzte alles mit einem hässlichen Rauschen in sich zusammen, eine gewaltige Implosion der Wirklichkeit, die mich geschockt und halb blind zurückschleuderte auf die Liege in Larys VR-Raum. Ich starrete orientierungslos wieder in das schwimmende gestaltlose Grau, zitternd zwischen alle Realitäten geraten. Mein Herz hämmerte, der übrige Körper war wie gestockt.

Irgendwer zog mir die Datenbrille von den Augen und ich sah über mir in Jakes Gesicht. »Sorry, Sir, für die harte Landung«, sagte er entschuldigend. »Es passiert so gut wie nie mehr. Aber das Programm ist abgestürzt. Die Software für die Gerüche, speziell so komplexe wie *tropical flavor*, ist immer noch nicht frei von letzten Tücken. Es tut mir aufrichtig leid!«

Ich war unfähig zu antworten und hoffte, halbwegs versöhnlich dreinzusehen. Linda schien von unserem abrupten Rücksturz in die Gegenwart wenig berührt zu sein.

»Sehr schlimm, Sir?«, fragte sie leise.

Ich rang mir ein »Es geht schon wieder« ab.

Jake kauerte jetzt neben meiner Liege. Er begann vorsichtig: »Was Sie gerade erlebt haben, kann der beste Teil der VR sein, Sir, auch wenn Sie das im Moment für paradox halten.«

Ich begriff nicht im geringsten, worauf er hinauswollte. »Das *timing* war natürlich katastrophal, zugegeben. Aber normalerweise machen wir die Rückkehr aus der VR ganz *soft*. Dann hat alles mehr den Charakter einer Wiedergeburt. Vorher, beim Eintauchen in die VR, hast du dein altes Leben zurücklassen müssen, meistens radikal. Du warst nur begierig auf das Neue. In dem ganzen Vorgang liegt auch so etwas wie ein Treuebruch. Du bist ja nicht gestorben, sondern du hast dein Leben mit der linken Hand aufgegeben. Aber wenn du dann länger in der VR bist, stellt sich ein ganz merkwürdiges Phänomen ein. Ein irgendwie atmatisches Gefühl kommt in dir auf, von dem du gar nicht wusstest, dass es noch in dir schlummert. Die neue Realität kommt dir merkwürdig verloren vor. Du bist wie ein kleiner Junge, der sich mit Buntstiften im Advent einen Weihnachtsbaum auf ein Blatt Papier malt. Er ist ganz ordentlich gelungen. Aber er befriedigt dich nicht. Was du am Ende erreicht hast, ist eine kindliche Sehnsucht nach der letzten Bescherung. Du willst zurück. Man könnte es Heimweh nennen.«

Ich schwieg, weil ich ratlos war, verstört. Die Ereignisse der letzten Tage hatten mein Wirklichkeitsgefühl brüchig gemacht. Die Welt war wie eine *Glasmengerie*, die jeden Augenblick zerspringen konnte, ein Bild, das in einem Museum an einem seidenen Faden aufgehängt war. Jede Sekunde konnte er reißen. Dann würde es zu Boden stürzen und in Fragmente zerbersten, die niemand mehr zusammensetzen konnte. In der Tropenschwüle Rio de Janeiros zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an der Hand Lindas, meiner fürsorglichen Reisebegleiterin, hatte ich mich in einer vielleicht trügerischen, aber stabilen Wirklichkeit befunden. Möglicherweise, weil alles so fremdartig war oder gerade deshalb. Der Absturz in die alte physische Welt war wie ein Faustschlag in das Gesicht.

»Es fällt mir nicht leicht, Ihnen zuzustimmen«, sagte ich stockend.

»Klar, verstehe, Sir«, fuhr Jake fort. »Sie waren so mitten drin in dem neuen Bewusstsein, dass das Heimweh – nennen wir es einmal so – sich noch nicht eingestellt hatte. Ich bin sicher, Sie hätten mit Linda eine großartige Brasilienreise gehabt. Aus den Quellen, die sie uns verschafft hat, ist praktisch das komplette Programm geschrieben worden. Aber vielleicht wäre schließlich doch der Punkt gekommen, wo Sie so etwas wie den *Ruf der alten Wirklichkeit* vernommen hätten. Und dann hätten Sie plötzlich nur noch den Wunsch gehabt, wieder zurückzukommen an den Ausgangspunkt, jene Phase, die Lary einmal *the sweetest point of VR* genannt hat.«

Er schwieg kurz und ich hatte das Gefühl, dass er intensiv überlegte, ob er mich in seine nächsten Gedankengänge einweihen sollte. Dass er es dann tat, entsprang vielleicht dem Gefühl, mich für die missglückte Darbietung entschädigen zu müssen. Beinahe stockend fuhr er fort:

»Es gibt Überlegungen, dieses Phänomen, den Drang, wieder ein anderer zu werden, und sei es nur der Alte, der sich bei längerem Aufenthalt im Cyberspace einstellt, als spezielles Programm herauszuarbeiten.« Er legte eine Pause ein. »Sir«, fuhr er dann fort, »ich weiß nicht, wie es bei Ihnen in Europa ist, aber nichts spricht dagegen, dass in diesem Punkt kein Unterschied zu Amerika besteht. Sie begegnen fast nur noch Menschen, die mit der Wirklichkeit, in der sie leben, unzufrieden sind, existenziell unzufrieden. Aufgerieben von allen Anstrengungen der sogenannten Selbstverwirklichung wollen sie am Ende das Andere, das Neue. Der Pferdefuß ist nur, dass sie nicht wissen, was dieses Andere, dieses Neue ist. Darum greifen sie gierig nach allem, was ihnen unter

der Flagge des Anderen geboten wird: von New Age über diverse Sektenphilosophien bis zum Buddhismus. Aber die wenigsten finden dort, was sie diffus gesucht haben. Dann müssen sie zurück in die alte Realität, *sie wollen aber nicht*. In unserem Programm könnten wir den umgekehrten Weg beschreiten: Wir bieten ihnen Neues, Anderes, für eine Weile, aber wir infizieren sie zugleich mit einem nostalgischen Sichverzehren nach dem Alten, das sie jetzt *wollen*. Dann haben wir plötzlich einen Markt mit starker Nachfrage. Er könnte noch durch technische Raffinessen angeheizt werden. Die Rückkehr zum alten Ego ließe sich im Programm dramatisch ausgestalten, ein feierliches Ritual, das nach Einverständnis schmeckt«. Dann lachte er schallend. »Wie wär's mit *Lary's Rebirthing Program*, Version 1.01 ? Oder: *rent-a-rebirth*?«

Ich fühlte mich außerstande zu antworten. Jakes Jonglieren mit den Realitäten machte mir Angst. Bei aller schulterklopfenden Freundlichkeit haftete ihm auch die Aura des kalten Experimentators an, der die Wirklichkeiten seiner Objekte per Knopfdruck übergangslos wechseln konnte, und ich war seine Laborratte. Ich hatte den dringenden Wunsch, diese vieldeutige Dunkelkammer so rasch wie möglich zu verlassen. Auch der Anblick Lindas mit ihrem Porzellangesicht und ihrer merkwürdigen Reglosigkeit befremdete mich. Sie hatte die ganze Zeit mit keinem Wort an unserem Dialog teilgenommen, irgendwie *artig* lag sie da, ein Objekt, das seine Schuldigkeit getan hatte.

Jake schien mein Unbehagen gespürt zu haben. Es war überhaupt auffallend, wie rasch er sich auf meine Befindlichkeiten einzustellen wusste. Beinahe hastig koppelte man mich von meiner Verkleidung und den Kabelbündeln ab. Linda würde man in aller Ruhe nach mir aus dem *datasuit* helfen. Der Grund für diese Reihenfolge sollte mir sehr bald klar werden. So fiel auch meine Verabschiedung sehr knapp aus. Linda versicherte mir, unsere gemeinsame Reise sei *great* gewesen, aber leider viel zu kurz. Sie lächelte ansatzweise, hauchte wieder ihr Hi, aber gab mir keine Hand zum Abschied. Ich fühlte mich taumelig, als ich den VR-Raum verließ. Jake stützte mich vorsichtig am Arm. Die Situation kam mir zugleich lachhaft vor und erinnerte mich entfernt an Astronautenlandungen, bei denen die Helden im Raumanzug von NASA-Helfern aus den Raumkapseln gehievt werden und breitbeinig vorwärts tapsen, als hätten sie in ihre kostbaren Hightech-Anzüge gemacht.

Im Flur kam uns eine Krankenschwester entgegen, die einen leeren Rollstuhl vor sich herschob und direkt auf den VR-Raum zusteuerte. Es

kam mir vor, als würde der Druck von Jakes Hand an meinem Oberarm zunehmen und er mich nicht nur leiten, sondern jetzt auch drängen. Eine peinliche Hast kam auf, die mein Misstrauen schürte und mich widerspenstig werden ließ. Plötzlich schoss mir wie ein heißer Stich eine Frage durch den Kopf. Statt rasch vorwärtszugehen, blieb ich stehen.

»Wohin will die *nurse*, Jake?«

»Sie holt Linda, Sir«, entgegnete er kurz. Bevor ich weiterfragen konnte, fuhr er fort:

»Bitte kommen Sie, Sir. Ich werde Ihnen die Zusammenhänge in Larys Büro erklären.« Das klang mehr nach Befehl als nach Bitte. »Ich hatte es sowieso vor.« Eine groteske Ahnung befel mich. Wir hasteten wortlos zu Larys Büro.

Dort hatte sich die Stimmung verändert. Eine Gereiztheit hing im Raum. Lary schien bereits zu wissen, dass das Programm abgestürzt war. Links hinter seinem Kopf war mit Reißzwecken ein Blatt mit einem Zitat an die Holzwand geheftet, das mir bei unserem ersten Gespräch überhaupt nicht aufgefallen war:

*The universe would in the absence of conception
reveal itself as a big blooming buzzing confusion.*

WILLIAM JAMES

Ich kannte von William James' psychologischen Studien kaum mehr als die Titel. Etwa um 1870 hatte er eine Deutschlandreise unternommen und Kurse bei Hermann von Helmholtz und Virchow belegt. Aber eine *gewaltige blühende, surrende Verwirrung* – das beschrieb meinen augenblicklichen Zustand sehr treffend.

Als Erstes bot Lary mir wieder eine Dose Budweiser aus seinem Kühlschrank an, aber bei dem Gedanken an den faden Biergeschmack lehnte ich ab. Inzwischen hatte sich meine Ahnung zu einem bestürzenden Verdacht entwickelt, der mich gleichzeitig wegen meiner Blindheit beschämte. Ich musste sofort Gewissheit haben und drängte Jake: »Bitte, was ist los mit Linda? Ist sie krank?« Ich wusste, dass diese Frage angesichts der Krankenschwester mit dem Rollstuhl lächerlich war. Ich musste die beiden sofort festnageln.

»Kann sie sich nicht bewegen?«

Lary fuhr sich in Zeitlupe durch die Mähne. Dann sagte er langsam in seinem gekauten Westküsten-Amerikanisch:

»Linda ist querschnittsgelähmt, Sir, ein hoher, fast kompletter Querschnitt. Vom Hals abwärts ist sie gelähmt, vollständig. Ihnen als Arzt brauche ich das eigentlich nicht näher zu erklären. Mit dem rechten Zeigefinger und linken Ringfinger bringt sie noch so etwas wie die Andeutung einer Bewegung zustande. Mehr nicht. Aber es reicht für die Steuerung im Cyberspace. Im Übrigen hätten wir Ihnen das jetzt nach dem Experiment ganz genau erklärt.«

Ein kalter Zorn begann in mir aufzusteigen. Jetzt war nicht mehr von Rugendas *Malerischer Reise in Brasilien* die Rede, sondern von *Experiment*. Linda und ich, die Ratten im Cyberspace.

»Und warum erst jetzt? Warum nicht vor dem ›Experiment‹?«

»Linda hätte dem nicht zugestimmt«, sagte Lary cool. Dann fuhr er eindringlich fort: »Sir, als Arzt werden Sie sich in Linda versetzen können. Sie ist sechsundzwanzig. Vor einem dreiviertel Jahr noch war sie kalifornische Surf-Meisterin, bis ihr in Cambria eine der tückischen *swells* das wild gewordene Surfboard eines Anfängers in den Nacken katapultierte. Nach schrecklichen Depressionen und Monaten in verschiedenen Rehabilitationszentren hat sie sich jetzt großartig stabilisiert. Allerdings nur seelisch. Körperlich hat sich kein Funke gebessert. Das war bei der Art ihrer Querschnittsverletzung auch nicht zu erwarten. Und wir«, Lary beugte sich jetzt vor und nagelte mich mit seinen pastellblauen Augen fest, »und wir, Sir, haben ihr die Möglichkeit wieder geschenkt *zu gehen, zu schreiten, zu rennen, zu fliegen!* Sie haben es selbst bei Ihrem gemeinsamen Flug über die Bucht von Rio erlebt. Ich will es nicht dramatisieren, aber *wir* haben Linda ein neues Leben geschenkt. Wir haben verwirklicht, was Howard Rheingold, der VR-Oldie vor Jahren als vordringlichste Utopie der virtuellen Realität entworfen hat: *die Befreiung des an allen vier Gliedmaßen Gelähmten aus dem Gefängnis seines Körpers!*«

Mein Zorn begann abzuflauen. Ich überdachte die unsäglichen, fruchtlosen Bemühungen, mit denen man bisher versucht hatte, Querschnittsgelähmten ein Jota an Beweglichkeit wiederzugeben – und hier genügte ein Programm, das aus nichts Weiterem bestand als einer bestimmten Abfolge der Zahlen 0 und 1, um Linda einen neuen Körper zu schenken. Wo aber war ihr anderes Leben, wenn sie in dem einen war? Wo ihr schlaffer Leib, wenn sie den *Rio São Francisco* stromaufwärts reiste, im Ohr den Takt der Ruder, die Rugendas *Neger* rhythmisch ins Wasser tauchten, und mit ihren Händen, über den Bootsrand gebeugt, Wasser

schöpfte, um sich das Gesicht zu kühlen? War das eine das andere? Was war der Schein und was das Sein? War das eine so vollkommen wie das andere? Ich musste an die Worte Liä Dsis denken: *Das beinahe Vollkommene ist dem Vollkommenen ähnlich; aber es ist von Anfang an unvollkommen.* Hatte ich den letzten Gedanken halblaut vor mich hingegagt? Jedenfalls hörte ich Lary sagen:

»Wir haben alle viel von Linda gelernt. Genau betrachtet ist sie unser Lehrer. Natürlich fühlt jeder, dass die Haut nicht die letzte Grenze des Leibes ist. Sie kann überschritten werden. Aber wie? Durch Fantasien? Visionen? Meditation? Durch Linda haben wir gelernt, dass sie auch mit *Instrumenten* tatsächlich, das heißt spirituell, überschritten werden kann. Ja, genau genommen ist die Überschreitung dieser scheinbaren Leibgrenze eine Möglichkeit, das Universum in uns aufzunehmen. Für die meisten ist es noch gewöhnungsbedürftig, aber dennoch nicht weniger wahr: Computer sind spirituelle Maschinen!«

»Aber Linda, sie muss auch immer wieder den Rückzug über diese Grenze antreten. Ist sie so nicht am Ende eine Unbehauste zwischen allen Universen?«

»Wir werden uns daran gewöhnen müssen, Sir, dass der Mensch der Zukunft Teil von Systemen sein wird. Das können auch elektronische Systeme sein: *People-in-the-loop*. Weder gibt es dann den Menschen ohne das System, noch das System ohne ihn. Der Begriff der Grenzen wird so allmählich hinfällig. Konkreter gesagt, ebenfalls als Erkenntnis aus Lindas Geschichte: Wo liegt bei ihr die Grenze zwischen Krankheit und Gesundheit, zwischen Behinderung und ungehinderter Entfaltung?«

»Wir könnten einwenden, Lary, die Gesundheit, die Sie erzeugen und auf den Markt bringen, ist nur ein käufliches Software-Paket.«

»Aber, Sir!«, wehrte Lary ab. »Sir, wenn Linda den *Rio São Francisco* hochfährt und am Ufer den pfeifenden Schrei der Paradiesvögel hört, *ist* sie gesund, *ist* sie nicht behindert. Wir könnten uns wieder auf Platon berufen, der über das Scheinbare sagt: *Es ist ja doch irgendwie.*«

Das Gespräch riss plötzlich ab. Schließlich meldete sich Jake, der die ganze Zeit geschwiegen hatte.

»Sie sprachen gerade von Gesundheit als Software-Paket, Sir, als Handelsobjekt. Aber Antibiotika, Impfstoffe, Krebsmittel und künstliche Hüftgelenke sie sind auch Handelswaren, für die es Märkte gibt. Aber was für Stümpereien im Vergleich zu der 4-Zoll-CD-ROM-Scheibe, die alle Bewusstseinserweiterungen Lindas gespeichert enthält.« Dann

begann er zu grinsen. »Und im Gegensatz zum künstlichen Hüftgelenk kann sie sie jederzeit mit Ihnen teilen!«

So unangebracht mir Jakes Bemerkung vorkam, irgendwie nahm sie der gereizten Atmosphäre den Wind aus den Segeln. Auch Lary schien ein feines Gespür für Stimmungsänderungen zu besitzen, denn ganz unvermittelt fragte er mich, ob ich das *Sea-Cloud-Restaurant* am Municipal Wharf kenne, sie hätten die frischesten *lobster* weit und breit und ich wüsste ja von seiner Leidenschaft für *steak and lobster*. Ich sei erst gestern angekommen, entgegnete ich, und hätte bisher nur den Coffee-shop des Hotels zu Gesicht bekommen. Jake und er, fuhr Lary fort, würden sich freuen, heute Abend mit mir im *Sea Cloud* zu essen. Die Einladung, die herzlich und spontan zu sein schien, löste schlagartig die Spannung, die sich zwischen uns aufgebaut hatte. Vor allem aber hatte ich das Gefühl, dass wir über die wichtigsten Dinge noch nicht gesprochen hatten. Vielleicht würde uns dies bei einem entspannenden Abendessen leichter gelingen als in diesem nüchternen Büroraum, dessen einzige gastliche Geste in den Budweiser-Sixpacks im Kühlschrank bestand. Also sagte ich zu.

30 Das *Sea Cloud* lag einen Steinwurf von der Pazifikküste entfernt, eine Art Pfahlbau mit riesigen Panoramafenstern. Als ich ankam, begann sich der Horizont gerade in der Dämmerung dunstig aufzulösen. Lary und Jake saßen bereits an einem der Fenstertische. Die herumeilenden Kellner waren sich alle erstaunlich ähnlich, junge überschlanke Männer in engen schwarzen Hosen, mit grünen Schürzen, winzigem Ohrring und Mittelscheitel, strohblond, mit einem perfekten Haarschnitt, der höchstens eine halbe Stunde alt sein konnte. Ihre Lippen glänzten wie gelackt und in ihren Augen, die das Hechtgrau der morgendlichen Gischt angenommen hatten, lag ein kalter Schimmer. Sie alle sagten etwa doppelt so häufig *Yes, Sir!* wie es nach meinem Sprachempfinden angebracht gewesen wäre. Eine Speisekarte gab es nicht, jedenfalls keine gedruckte, denn das Angebot des Restaurants wurde lebendfrisch auf einem Servierwagen von Tisch zu Tisch geschoben. Auf zerstoßenem Eis lagerten Hummer und Austern, Langusten und Krevetten, frische Seeteufel, Steinbutt, Seezungen und Zackenbarsche.

Lary und Jake bestellten sich, wie zu befürchten, jene barbarische Mischung, die schon der Merktzettel im Empfangsbüro angekündigt hatte:

steak and lobster, dazu ausnahmsweise kein Budweiser-Bier, sondern einen Chardonnay aus dem *Napa Valley* mit harzig-fruchtigem Bukett. Dezent gedrängt durch die Empfehlung eines der jungen mittelgescheitelten Männer mit den hechtgrauen Augen, entschied ich mich für einen gegrillten Steinbutt als *catch of the day*.

Lange Zeit drehte sich das Gespräch um alles andere als *virtual reality*. Von kalifornischen Weinen war die Rede, von den zahlreichen *missions* und vom San-Andreas-Graben. Hier in Kalifornien sei die Erde genauso unruhig wie die Bewohner des Landes, meinte Jake. Einen geopsychologischen Komplex könne man das Ganze nennen. Im Übrigen verlief der Andreas-Graben nicht sehr weit östlich vom *Sea Cloud*.

»Sehen Sie, Sir!«, rief er plötzlich aus und zeigte auf mein Glas, in dem der Wein kleine Ringe zu bilden begann. »Daran können Sie erkennen, wie sich die Erdplatten unter uns verschieben!«

Bevor ich mir noch im Klaren war, ob Erschütterungen der Erde tatsächlich Ursache des Phänomens im Weinglas sein konnten, gab Lary Entwarnung:

»Erschrecken Sie nicht, Sir. Es ist nur ein kleines Spiel, das Jake und ich mit unseren Gästen, die neu in Kalifornien sind, veranstalten. Während Jake über den Andreas-Graben redet, versetze ich mit dem Knie dem Tisch einen winzigen Stoß. Das ist die Erklärung. Gästen, die wir besonders schätzen, erklären wir den Trick sofort, bei den anderen warten wir bis zum nächsten Tag. Auf diese Art und Weise haben wir schon zehnköpfige chinesische Delegationen zur vorzeitigen Abreise gebracht.«

Ich fand das Spiel nicht sonderlich geistreich. Um keine Bewertung abgeben zu müssen, flüchtete ich mich in eine Frage:

»Gibt es fundierte Berechnungen, ob und wann die Verschiebungen entlang des Andreas-Grabens zu einem größeren Erdbeben führen werden?«

»Natürlich«, entgegnete Lary. »Das Problem liegt woanders. Es gibt zu viele, und die Ergebnisse fallen äußerst unterschiedlich aus. Auch wir haben einmal zusammen mit dem nationalen seismologischen Institut ein Programm geschrieben. Danach verabschiedet sich Kalifornien in seiner jetzigen Gestalt am 3. März 2011 um 5.30 morgens. Wir haben uns daraufhin überlegt, unsere wichtigsten Versicherungen zum 1. März 2011 aufzukündigen – bis auf die Versicherung gegen Erdbebenschäden. Aber weil wir nicht an sich selbst erfüllende Prophezeiungen glauben, haben wir es dann gelassen. Ich persönlich bevorzuge *self destroying prophecies*.«

Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass wir um einen heißen Brei herumredeten. Die Nacht und der Pazifik vor den Panoramafenstern hatten eine einheitliche, undurchdringliche Schwärze angenommen, völlig eindimensional. Nur das regelmäßige Schlurfen und Schmatzen der an den Strand schlagenden Wellen brachte wieder Raum und Tiefe in die Finsternis.

»Was hat Sie dazu gebracht, Lary, sich mit VR zu beschäftigen?«, machte ich einen Vorstoß. Wie aus der Pistole geschossen antwortete er:

»Der Altweibersommer, Indian summer wie wir sagen, in New Heaven.«

Ich suchte vergeblich nach einer Assoziation zwischen virtuellen Welten und wehenden Silberfäden im September.

»Helfen Sie mir etwas weiter, Lary.«

»Okay, Sir, aber da muss ich ein wenig ausholen. Vielleicht sollten wir uns dazu nach dem Dinner in die Bar setzen.«

Die verglimmenden Holzscheite und ihre Flammen im Kamin der Bar des *Sea Cloud* waren täuschende Imitationen, die dennoch Behaglichkeit ausstrahlten. Der Barkeeper – er sah genauso aus wie die geklonten Ober im Restaurant, nur trug er eine Fantasieuniform wie ein Bandleader am *Thanksgiving Day* – brachte mir ein neues Glas Weißwein. Lary und Jake waren zu ihrem Budweiser zurückgekehrt, während ich den kalifornischen Chardonnay trank, dessen herbe Säure mich gelassen machte, allerdings auch die Grenzen meiner Wahrnehmung enger zog.

Bevor mir Lary seinen Weg zur VR aufdeckte, geriet allerdings Jake in Fahrt. Plötzlich begann er, mir sein Projekt der *kontinentalen Vernetzung von Altenheimen* zu entwerfen: Millionen Greisinnen und Greise verharren halb aufrecht gebettet auf speziellen VR-Liegen für Senioren, eingepackt in speziellen datasuits, geschützt gegen alle möglichen Ausscheidungen bei Inkontinenz, über die schütterten Haare ein extra leichter Helm mit Minimonitoren gestülpt. Sie alle tapsen und torkeln im Cyberspace in einer Kindheit herum, die quasi dem Kindheitsverschnitt des Durchschnittsamerikaners entspricht. Eine geniale Lösung, wie Jake meinte, denn die Kindheiten des Durchschnittsamerikaners liefen in weitesten Bereichen deckungsgleich ab und die paar individuellen Variationen würden sich durch den barmherzigen Schleifstein des zerbröckelnden Gedächtnisses sowieso abschleifen. Dadurch ließen sich die Kosten für die Programmierung erheblich herunterschrauben. Allenfalls könne man daran denken, Programme für Farbige und Weiße

etwas unterschiedlich auszulegen. Dieses Vorgehen würde allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit zu Einsprüchen im Repräsentantenhaus wegen Rassismus führen. Das Projekt wäre eine grandiose Belebung des trostlosen Altenheimdaseins und könne sich auch ökonomisch gesehen durch Abbau von Pflegekräften durchaus rechnen.

Vielleicht wartete Jake auf einen Kommentar von mir, vielleicht auch nicht, denn das Projekt schien besiegelt zu sein und meine Antwort wäre wahrscheinlich nur ein vorgeschriebener Zug nach den Regeln der amerikanischen Konversation gewesen. So entwickelte sich ein kurzes Schweigen im Raum, denn wir waren die einzigen Gäste. Die flackern-den Schatten, die die Gestalten von Lary und Jake im Schein des Kamins auf die gegenüberliegende getäfelte Wand der Bar warfen, versetzten mich in eine mystische Stimmung. Das Ganze kam mir plötzlich wie die kalifornische Inszenierung des platonischen Höhlengleichnisses vor: die Schatten zweier Männer im Diskurs über den Schein. Aber welcher Schein? War es der Schein einer Wirklichkeit, die es gibt, oder war es der Schein einer noch gar nicht existierenden Wirklichkeit?

Ich fuhr regelrecht zusammen, als Lary auf meine unausgesprochene Frage zu antworten begann.

»Ich denke, Sir, ein Graffito, das ich in der Londoner U-Bahn gelesen habe, erklärt am besten, um welche ›Wirklichkeit‹ es in der VR geht. Beim Anfahren des Zuges glitt die Spray-Schrift am Fenster vorbei: *Die Wirklichkeit ist eine Illusion, hervorgerufen durch Alkoholdefizit*. Nun lassen Sie uns die Aussage weiterführen: *Die Wirklichkeit ist eine Illusion, hervorgerufen durch den Mangel an virtueller Realität*.«

Er ließ den Satz kurz auf mich einwirken und fuhr dann fort:

»Nehmen Sie eine Landkarte der USA. Die Landkarte ist nicht die USA. Es konnte diese Landkarte auch nicht geben, bevor Kolumbus oder irgendwer, der Landkarten zeichnen konnte, Amerika entdeckt hatte. Die Landkarte ist sozusagen eine Fiktion Amerikas, die mathematische Übertragung bestimmter Geländepunkte auf Papier. VR hingegen ist der Entwurf einer Landkarte, die *vor* dem Gelände existiert, das sie darstellt. VR ist ein a priori der Wirklichkeit.«

Er lehnte sich zurück, schluckte an seinem Budweiser und überließ mich meiner Konfusion. So empfand ich es fast als einen Akt der Gnade, dass er endlich begann, die Story seines Weges zur VR zu erzählen. Er fuhr sich mit beiden Händen durch seine Rastafari-Locken, die im Kaminlicht rötlich flirrten, während der Schatten seines Kopfes negroid

wirkte. Begonnen hatte es mit einem Parallelstudium der Mathematik und Philosophie in San Diego. Seine Diplomarbeit hatte er über die philosophischen Grundlagen – nicht die mathematischen, wie er betonte – der *Fermatschen Vermutung* geschrieben, eines der schwierigsten mathematischen Probleme, wie jeder wisse. Die Arbeit sei im Kern eine Ehrenbezeugung für Fermat gewesen.

»Was mich an Pierre de Fermat so faszinierte«, fuhr Lary fort, »war seine geniale mathematische Begabung, gepaart mit absoluter Bescheidenheit. Zusammen mit Descartes war er einer der beiden führenden Mathematiker des 17. Jahrhunderts. Aber er war im Gegensatz zu Descartes an seinem Nachruhm überhaupt nicht interessiert. Zur Verzweiflung seiner Schüler nahm er den Beweis für seine Vermutung mit ins Grab. Möglicherweise war er sogar falsch. An den Rand einer Ausgabe von Diophants *Arithmetica* schrieb er: ›Ich habe einen wahrhaft bemerkenswerten Beweis dafür gefunden, für den dieser Rand jedoch nicht genug Raum lässt.‹ Aber das Geniale war die *Vermutung* von Fermat, nicht ihr *Beweis*. Hätte nicht sein Sohn Samuel de Fermat nach seinem Tode aus Briefen und Fragmenten sein Werk rekonstruiert, man wüsste heute nur noch vom Hörensagen von ihm. Kurzum, meine Arbeit wurde zur besten des Jahrgangs erkoren. Wenn Sie mich fragen, warum, so ist die Erklärung ganz einfach: Die Philosophen, die sie zu begutachten hatten, verstanden vom mathematischen Teil nicht eine der Gleichungen und die Mathematiker vom philosophischen nicht einen Gedanken. Aber alle waren fasziniert und ich erhielt ein Stipendium für die Yale University.«

Etwas Schlimmeres habe ihm nicht passieren können, fuhr Lary fort. Ein Kalifornier in New Heaven! Kein Wasserski, kein Surfen in Malibu, keine knackigen beachgirls. Statt dessen ein Höhlendasein in der Yale-Bibliothek zwischen lauter blutarmen Twiggys mit einem IQ über 140.

»Eines Nachmittags im September saß ich im *The Green Park* in Downtown New Heaven und betrachtete die wehenden Silberfäden des *Indian summer*. Was waren sie? Für den Naturwissenschaftler die gewonnenen Sekrete aus den Hinterteilen junger Spinnen. Für die Indianer das Zeichen, ihre Wintervorräte anzulegen. Für fromme Franzosen ein Gespinnst der Jungfrau Maria, das sie deshalb *Fils de la Vierge* nennen. Was waren sie aber *wirklich*? Da wurde mir klar, dass es dieses wirklich nicht gibt. Es gibt nur Metaphern. Die ganze Welt, ja das Universum, sie sind nur eine kosmische Ansammlung von Bedeutungen. Aber sie

lassen sich in eine einfache Sprache übersetzen, eine mathematische. Man braucht dazu nur die richtige Abfolge von 0 und 1. Mit dem binären Code kann man an die äußersten Grenzen des Geistes gelangen. Es war kein Zufall, dass genau zu dieser Zeit die Chiptechnologie die Konstruktion der ersten wirklich superschnellen Rechner ermöglichte. Ich hatte die Maschine, mit der ich den Geist auf einer fingernagelgroßen Fläche bannen konnte, und ich ahnte, dass ich in nicht allzu ferner Zeit auf einer noch kleineren Fläche, einem winzigen Geäder aus Silizium auch Geist würde *entstehen* lassen können. Jetzt wusste ich, was ich in Yale wollte, und schrieb mich für das Informatikstudium ein. Nach einem Semester stieg ich aus, denn das reichte mir für die technischen Grundlagen. Im Grunde war ich überqualifiziert. Denn wahrscheinlich wissen Sie, dass die *folks*, die mittlerweile in der VR etwas zu sagen haben, meistens als Autodidakten in Hinterhofgaragen begonnen haben. Cyberspace ist keine Erfindung von IBM, sondern ist in der Szene der Computer-Hacker entstanden.«

»Geist entstehen lassen?«, wagte ich zweifelnd einzuwenden. »Newton, Buddha oder Shakespeare, der output eines Mikrochips?« Meine Bedenken befügeln Lary.

»Ich will Ihnen aufzeigen, wohin die Reise geht, Sir, dann werden Sie mich besser verstehen. In Ihrer Vorstellung, nehme ich an, kann man mit Computern rechnen, Schach spielen, Texte verarbeiten, Architekturen oder Maschinenteile entwerfen, und alles das in einem Wahnsinnstempo, das dem Menschen keine Chance gibt. Natürlich *denkt* der Rechner nicht, wenn er einen russischen Großmeister schachmatt setzt, sondern er rechnet halt schneller und ökonomischer als der. Ich kann auch ein Programm machen, in dem ein Kaufhausbrand simuliert wird, in einem Kaufhaus, in dem sich vierhundertelf Erwachsene und einunddreißig Kinder befinden. Und der Computer kann mir ausrechnen, wie sich alle diese Menschen *verhalten* werden, wer entkommen wird, wer verbrennt und wer wen zu Tode trampelt. Wenn ich Lust habe, kann ich eine Moskauer und eine japanische Variante durchspielen. Natürlich *weiß* der Computer nichts von den Instinkten der Russen oder Japaner. Aber irgendwie kommt uns das schon unheimlicher vor als der Sieg über den russischen Großmeister. Ich kann auch den Rechner so hochpäpeln, dass er in Kenntnis der russischen und japanischen Seele die jeweils optimalen Verhaltensstrategien für die Kaufhausbesucher errechnet. Er erteilt intelligente Vorschläge. Das alles können Sie sich vorstellen?«

Ich nickte und Lary fuhr fort:

»Hier beginnt *Künstliche Intelligenz*. Sie lässt sich ins Extrem denken und letztlich auch konstruktiv verwirklichen. Ich will es einfacher sagen: Wenn wir eines Tages einen Rechner gebaut haben werden, der alle intellektuellen Fähigkeiten des Menschen haushoch übertrifft, sind wir ganz schön weit gekommen. Aber nicht weit genug. Der Quantensprung ist der sich selbst reproduzierende Computer. Am ehesten wird es zunächst mit Nanotechnologie im molekularen oder sogar atomaren Bereich gehen. Stellen Sie sich vor: Es wird ein vollständiger genetischer Code für einen Computer entwickelt, der wie ein Virus in eine menschliche oder tierische Zelle eingeschleust wird. Innerhalb der Zelle baut er einen voll funktionsfähigen Mikrocomputer zusammen. Jedes Mal, wenn sich die Zelle teilt, entstehen zwei neue Computer, dann vier, dann acht und so weiter. Können wir einen solchen Computer auf Proteinbasis entwickeln, dann haben wir den Bio-Computer, die starre Grenze zwischen Leben und Nicht-Leben ist aufgelöst.«

Lary lehnte sich zurück und überließ mich dem Widerhaken, den er tief in meine Vorstellungskraft gesenkt hatte. Genau in dem Augenblick, als ich die Auswirkungen seiner Idee zu begreifen begann, setzte er eins oben drauf:

»Dann sind wir so weit, dass wir eine *algorithmische Ursuppe* entwickeln und sie sich der Evolution überlassen können. Dann beginnt *Künstliches Leben*. Das ist der Moment, um es anders auszudrücken, wo wir einem Computer zum Leben verhelfen werden, der stolz auf uns sein wird.«

Ich versuchte mich zu wehren:

»Virtuelles *Leben* im Cyberspace wird von Algorithmen statt von DNA erzeugt, wenn ich Sie richtig verstanden habe, Lary. Aber wird dieses errechnete Leben nicht nur eine Art elektronisches Surrogat sein und die Freiheit des Menschen im Cyberspace nur eine virtuelle Freiheit? Wenn die Rechner groß genug sind, werden sie vielleicht sogar eine digitale Unsterblichkeit errechnen können. Ist dann zum Schluss die Ewigkeit nur ein Programm? Und was geschieht, wenn das Programm abstürzt?»

»Das Argument mit dem Programmabsturz, Sir, ist das klassische Gegenargument gegen alle Visionen der VR. Aber ich denke, wir müssen trennen können zwischen technischen Pannen, die es bei Fahrradpumpen ebenso gibt wie im Space Shuttle, die aber nicht grundsätzlich den Sinn von Radfahren oder Weltraumreisen in Frage stellen, und der Frage, wieweit wir dem *technologischen Imperativ* folgen wollen oder nicht.«

Ich kam mir hier in diesem klimatisierten Pfahlbau an der Küste des Pazifik plötzlich schrecklich antiquiert vor, ein verlorenes Fossil. Ich stand in meinem siebenten Lebensjahrzehnt, kannte die besten Köpfe der wichtigsten Universitäten der westlichen Welt, hatte die Verleihung von zwei Ehrendoktorhüten nicht vermeiden können und kannte natürlich das Wesen des kategorischen Imperativs. Was aber war der *technologische Imperativ*? Entstammte er ebenso dem Selbstverständnis des Menschen als vernünftigen Wesen wie der *kategorische*? War er mir entgangen, weil ich immer noch mit vielleicht hoffnungslos veralteten Fragen versuchte, diese explodierenden Welten zu begreifen? Ich machte einen verzweifelten Versuch der Verständigung:

»Vielleicht können Sie mir weiterhelfen, Lary. Möglicherweise bin ich als altmodischer Mitteleuropäer bei Kant stehen geblieben. *Technologischer Imperativ*, was ist darunter zu verstehen?«

Er hing lässig in seinem Sessel, und ich hatte das Gefühl, dass er mich belächelte wie einen Dinosaurier, der sich mit seiner Vorzeitethik in den Jurassic Park der Hochtechnologie verirrt hat.

»Wenn wir von Kant reden, Sir, so wissen wir beide, dass sich für ihn alles mit der Antwort auf die Frage ›Was ist der Mensch?‹ lösen ließ. Sie umfasst alle anderen Fragen: ›Was kann ich wissen? Was soll ich tun?‹ Die Anthropologie also gibt Antworten auf alle Fragen. Daran hat sich im Kern nichts geändert. Aber der Mensch hat sich geändert seit Kant. Er ist ein grundlegend anderer geworden und wir stehen an der Schwelle zu einem *neuen Menschen*, den wir erst in Umrissen erkennen. Wir bauen noch an ihm, zum Beispiel auch in der VR. Wir *müssen* an ihm bauen und seiner Welt. Das liegt im Wesen des Menschen. Darum ist der technologische Imperativ ebenso gültig wie der kategorische. Wir jagen der Wahrheit nach und sie jagt uns. Da gibt es kein Entrinnen.«

Was sollte ich entgegnen? Da saß ich, vom Chardonnay halb betäubt, zwischen zwei Computerfreaks, die zur Weltelite zählten, und mein Kopf schwirrte vor apriorischen Landkarten, Fermatschen Vermutungen und sich selbst erzeugenden Computern. Draußen in der Nacht hatte das Schmatzen und Schlurfen des Pazifik deutlich nachgelassen. Wieder schwiegen wir. Die Schatten an der Wand schwankten nur noch ganz leicht hin und her. Das platonsche Höhlengleichnis erschien mir unentwirrbarer denn je. Wer waren wir? Die Schatten von Dingen, die wir nicht sahen? Oder die Schatten, von Dingen, die nicht existierten? Es gibt Geschichten von Menschen ohne Schatten. Peter Schlemihl, der seinen

Schatten dem Teufel verkaufte. Aber was Lary und Jake mir erzählten, waren das nicht die Geschichten von Schatten ohne Menschen? Die Schatten waren da, sie agierten leibhaftig wie die Körper, die sie geworfen hatten, nur mit dem Unterschied, dass es diese Körper gar nicht gab. Die steckten vielleicht im Hades unfasslich dimensionierter Rechner, die mit ihren elektronischen Zähnen ebenso unfassliche Datenmengen in Nanosekunden zermalmten. Waren die Schatten Schein oder doch Sein? Und wie, wenn die Schatten begännen, die Herrschaft zu übernehmen? Nach welchen Regeln oder Gesetzen würden sie regieren?

Jake, der sich lange nicht mehr an dem Gespräch beteiligt hatte, schien wieder einmal zu wissen, was in mir vorging:

»Erlauben Sie mir eine sehr direkte Frage, Sir. Macht Ihnen VR Angst?«
»Sagen wir es so: Ich denke über die neuen Kräfteverhältnisse nach.«

»Es wird Übergangsphasen geben, Sir. Manche befürchten, dass in der Phase, wo Neurochips das Regime übernehmen werden, die größten Gefahren lauern. Immerhin funktionieren neuronale Netze nichtlinear. Und jedes nichtlineare System enthält den Keim zur Nichtvorhersagbarkeit. Aber danach, und da bin ich mir ganz sicher, wird es nur noch Roboter geben, die sich quasi ethisch verhalten. *Computer-Ethik*, verstehen Sie? Oder anders gesagt: *artificial morality*.«

»Und was sollte sie dazu bewegen?«

»Das liegt an dem Tit-for-Tat-Prinzip, Sir, der Überlegenheit des Wiedu-mir-so-ich-dir-Prinzips. Die Erkenntnis ist gar nicht neu. Bereits vor zwanzig Jahren hat man eine Reihe von Mathematikern, Computerwissenschaftlern, Programmierern, Spieltheoretikern, Physikern und Psychologen eingeladen, sich an einem Wettbewerb besonderer Art zu beteiligen: Jeder sollte ein von ihm selbst geschriebenes Computerprogramm abliefern, das bestimmte Verhaltensweisen simulierte - zum Beispiel egoistisch, betrügerisch, kooperativ, nachgiebig und so fort. Dann ließ man die Programme gegeneinander antreten und welches die meisten Punkte einheimste, wurde zum Sieger erklärt. Zum Erstaunen fast aller siegte langfristig das einfachste Programm. Es stammte von dem Spieltheoretiker und Mathematiker Anatol Rappaport, der es *Tit for Tat* nannte. Die Strategie des Programms war ganz simpel. Man könnte sie »kooperativ und flexibel« nennen. Am Anfang verhielt sich das Programm immer hilfsbereit und ehrlich. Danach tat es jeweils das, was der andere machte. Auf einen freundlichen Gegner reagierte es freundlich, auf einen betrügerischen Gegner mit Betrug – aber immer erst nachher, denn

vorher war das Verhalten des Opponenten ja unbekannt. So paradox es klingt: Kurzfristig war Tit for Tat der Verlierer, langfristig der Gewinner. Vertrauen und rasche Reaktion zahlen sich offenbar aus. Auch bei Computern.«

Ich konnte mir einen ironischen Seitenhieb nicht verkneifen:

»Hoffentlich wird Ihren Hypermaschinen das Tit-for-Tat-Programm auf die Dauer nicht zu einfältig erscheinen, sodass sie es in einer Anwendung von Hybris löschen.«

Statt mir direkt zu antworten, stellte mir Jake eine Frage: »Haben Sie Terminator II gesehen, Sir?«

»Wer nicht, Jake?«

»Es gibt darin eine wahnsinnig vorausschauende Szene. Sarah Connor beobachtet, wie der Terminator mit John, ihrem Sohn, spielt. Und es wird ihr plötzlich klar: Der *Terminator* würde John niemals verlassen, er würde ihm niemals wehtun oder ihn schlagen oder vorgeben, keine Zeit für ihn zu haben. Er würde immer für ihn da sein und er würde sterben, um ihn zu beschützen. Von all den möglichen Vätern, die Sarah während all der Jahre hatte kommen und gehen sehen, war diese Maschine, dieses ›Ding‹, der einzige, der den Ansprüchen gewachsen war. Und dann sagt sie, Sir, einen bemerkenswerten Satz: *In einer wahnsinnig gewordenen Welt war er die vernünftigste Alternative.*«

Ich fühlte mich unaussprechlich verloren, unbehaust, ein verängstigtes Kind, das in einer babylonischen Welt rasender Rechner und sich selbst gebärender Computer, die in gnadenlosen Programmen ihre Evolution betreiben, fassungslos herumirrt. Ich war mir sicher, nicht mehr erinnern zu können. Überall stieß ich gegen die kalten Strukturen dieses malmenden und dröhnenden Imperiums, das in einem grenzenlosen Akt der Selbstschöpfung hemmungslos expandierte. Nirgendwo waren noch Menschen. Der Mensch war längst überwunden, zur *Wetware* verkommen oder zum Integral von Datenströmen geworden. Vielleicht nicht einmal das. Vielleicht geisterten noch ein paar humanoide Reste in den elektronischen Feedback-Schleifen der Rechner. Aber sie waren zu belanglos, um sich noch um ihr *Debugging* zu bemühen.

Vielleicht war *ich* der letzte Mensch, hier, in diesem Pfahlbau mit den toten Fischen, Hummern und Austern. Ich roch einen durchdringend salzigen Verfaulungsgeruch. Ich war in dieser Höhle gefangen mit zwei Schatten, die das Programm für ihre eigene Überwindung bereits geschrieben hatten. Ja, eigentlich hatten sie es schon in Gang gesetzt. Sie

waren nur noch der Schein ihrer Schatten. Indem sie das Programm starteten, löschten sie sich gleichzeitig. Und ich war der letzte Mensch. Mit den faulenden Meerestieren würde mich der schmatzende, rülpfende Ozean irgendwann nach seinem Belieben verschlingen. Ich kam in keinem Programm mehr vor. Es gab keinen Code mehr, der mich noch beschreiben konnte. Ich war außerhalb jeder Wahrnehmung geraten.

31 Hastig, fast überstürzt brachen wir auf. Lary und Jake brachten mich im Rolls-Royce – es war ein gerader Tag – in einer schweigsamen Fahrt zurück zum Hotel. Die Verabschiedung fiel knapp aus und es blieb offen, ob wir uns noch einmal sehen würden. Es war mir unmöglich auf mein Zimmer zu gehen, vorbei an dem Raum mit der Schwingtür, der Eismaschine und dem Schuhputzautomaten dahinter. Zurück in dieses Zimmer, in dem ich schon zehntausend Mal übernachtet hatte, von Honolulu bis Papua Neuguinea. Das immer den gleichen Geruch hatte, die gleiche Minibar, die gleichen Lithografien, die gleiche Aussicht, das gleiche Fernsehprogramm, das gleiche *don't disturb*-Schild und die gleiche, unwiderrufliche Gewissheit des Todes, den gleichen penetranten Geruch der Sterblichkeit, der Endlichkeit, der Vergänglichkeit, der Verwesung. Der innerste Kreis der siebenten Hölle war noch ein behausterer Ort als dieses Nirgendwoüberall-Zimmer für zweihundertachtzig Dollar zuzüglich *value added tax*, ein Sterbezimmer wie alle Hotelzimmer der Welt, was auch immer sich irgendwelche Innenarchitekten ausdenken mochten, wie exorbitant auch die Preise waren, wie hoch es auch gelegen war, worauf man aus den verriegelten, verspiegelten Fenstern auch sehen konnte: Ausläufer des Himalaja, den Mekong, die Fifth Avenue, die Copa Cabana oder die Slums von Manila. Das Schrecklichste war das Telefon. Was immer man auch anwählte, Satelliten verbanden einen unbarmherzig in zwei Sekunden mit all den nicht Anwesenden, nicht Lebenden, nicht Sprachfähigen, nicht Redlichen, gleichgültig, wo sie am anderen Ende der Verbindung hockten, in Kapstadt, Peking, Taormina, Chicago oder Hamburg.

Plötzlich wünschte ich mich zurück in das *Sea Cloud*. Ich würde versteinert am Kamin sitzen und auf die Verschlagenheiten hören, die der Pazifik in seinen Wellengebirgen auskochte, die Hinterlist, mit der er mich plötzlich aus dem Sessel reißen und in den salzigen Seegrund schmettern würde, mich in den Seetang einwickeln wie eine ägyptische

Mumie und mich nach Belieben freigeben, spätestens am *Judgement Day*. Aber er würde mich nicht ausweiden und nur das Herz im Körper belassen wie die Balsamierer im alten Ägypten. Im Gegenteil, er würde mich füllen mit Seewasser, mit Salz, mit Algen, mit kleinem Meeresgekröse, ein riesiger alter trudelnder Fisch, ein *gefüllter Fisch*, aber immer noch besser als ein aufrecht im Sessel sitzender Professor für Medizin mit gepunkteter Fliege, IWC-Armbanduhr und einem gradlinigen Scheitel, der immer in Richtung des Mekkas der Allwissenheit zeigt, in dem Zweihundertachtzig-Dollar-Sterbezimmer, eigentlich eine Sterbe-Suite, denn es hatte zwei Bäder. In dem einen konnte der Tod sich schon die Hände waschen, vielleicht nahm er auch zuvor ein Fußbad, denn, wie die meisten alten Männer, litt er unter kalten Füßen.

Also ließ ich mich in der *Rainbow*-Bar des Hotels in den Ledersessel fallen, bestellte bei dem Beinpaar in Netzstrümpfen wieder Chardonnay und fütterte mich mechanisch mit Rauchmandeln. Ich presste die Mandeln fest mit den Fingern und spürte ihre raue Oberfläche mit den winzigen Salzkörnern. Ich presste sie, bis es mich stechend unter den Nägeln des Daumens und Zeigefingers schmerzte. Ich presste sie mit aller Verzweiflung und Intensität, aber auch mit der Experimentierwut des Wissenschaftlers. Ich presste sie sozusagen systematisch in einer einfachen, überschaubaren Versuchsanordnung, von der aber in diesem Moment mein Leben abhing. Ich war mir bewusst, wenn die Mandel sich so pressen ließ wie alle Rauchmandeln zuvor, wenn sie die gleiche körnige Oberfläche hatte wie immer, wenn ich alle Zweifel beseitigt haben würde, dass es eine Rauchmandel war, eine wie tausend andere zuvor, dann war ich gerettet, zumindest vorerst. Dann war ich noch in der Wirklichkeit, die mein Gehirn seit fast siebzig Jahren zuverlässig Tag und Nacht produzierte, ausgenommen die beiden Narkosen, die ich in meinem Leben erhalten hatte. Die Wirklichkeit, an die ich mich halten konnte, in der Rauchmandeln wie Rauchmandeln schmeckten, in der sich List, Hunger, Gier und Sentimentalität mit experimenteller Exaktheit durch selektive Stimuli erzeugen ließen. In der alles sicher war: der Traum, das Leben, die Liebe, die Verlorenheit, die Sinnlosigkeit und der Tod. Ich war mir bewusst, dass diese alte, diese persönliche Wirklichkeit nicht weniger absurd war als die errechnete Wirklichkeit aus den Giga-Maschinen von Lary und Jake, die Tropenblüten in Rio 1834 und die tanzende querschnittsgelähmte Linda, die sich selbstgebärenden Maschinen mit ihrer Tit-for-Tat-Ethik, die algorithmische

Ewigkeit und das Techno-Nirwana. Sie waren im Grunde austauschbar und doch nicht. Die alte, die persönliche Wirklichkeit hatte ihre muffigen Verlässlichkeiten, sie gewährleistete die ewige Wiederkehr von Folterungen, Kriegen, Niedertrachten, Ausbeutungen, Kreuzzügen und Ausbrüchen von Rassismus, wie sie ebenso zuverlässig die Kinderträume von Woodstock, Bauernaufstände, Heiligenvisionen und Liebestode hervorbrachte. Sie war eine uralte Wiege, in der wir durch alle wechselnden Märchen und Ammengeschichten fünfzig, sechzig, vielleicht neunzig Jahre lang geschaukelt wurden, bis wir selbst die Wiege anhielten und uns weigerten, unserem Gehirn noch weiter die Mühsal aufzubürden, diese höchstpersönliche Absurdität länger in seinen Neuronengeflechten zu simulieren.

Die alte Wirklichkeit hatte ihre gesicherten Ängste vor Krankheit, Steuerfahndern und Sterben als Biomasse zwischen Geräten und Infusionen. Periodisch versorgte sie uns mit Liebesanfällen, klassifizierbarem Wahnsinn und selbstgefälligen Ausbrüchen von Edelmut. Sie hielt uns ein Kaleidoskop vor die Augen, dessen farbige Glassplitter uns manchmal verwirrten, aber wir waren sicher, außerhalb seines Gesichtsfelds gab es nichts, alles war im Grunde bekannt, nur die Zusammenfügungen wechselten und die Zeiten. Um nichts auf der Welt wollte ich diese Wirklichkeit verlassen, auch wenn wir ihre Taschenspielertricks immer besser durchschauten, die Erbsünde als genetischen Code entlarvten und das Chaos sich als die einzige Zuverlässigkeit entpuppte. Sie war das Haus unseres Seins und unserer Halluzinationen. Außerhalb dieses Hauses existierte nichts. Wehe, wenn wir die Tür aufstießen und uns auf dem fliegenden Teppich der Elektronenschwärme unserer Rechner hinauswagten in das endlose Unbehaute mit seinen digitalen Phantasmagorien, am Ende selbst nur noch Integrale innerhalb errechneter Feedbackschleifen, die irgendwann zusammenstürzen würden. Als Algorithmen würden wir am Rande des Universums dahinzeuern, zerfallende Gleichungen, verweht als interstellarer Staub.

Setzten Sie sich zu mir, hörte ich mich zu dem Beinpaar in Netzstrümpfen sagen, ich bitte Sie wirklich. Sir, sagte das Beinpaar, wir dürfen nicht. Aber es geht um sehr viel, um etwas völlig anderes als Sie denken. Tut mir leid, Sir, es geht nicht, es würde mich meinen Job kosten. Und mich, hörte ich mich sagen, kostet es das Leben. Ich verstehe nicht, Sir. Sie müssen es auch nicht, Sie können es auch nicht verstehen, ich bitte Sie nur, sich eine halbe Minute zu mir zu setzen, was heißt eine halbe

Minute, zehn Sekunden würden genügen, das wird Sie Ihren Job nicht kosten, nur eine Sekunde, bitte, ja, es würde sogar genügen, wenn Sie mir eine dieser köstlichen kalifornischen Rauchmandeln in den Mund schieben würden, so wie meine Mutter es vor tausend Jahren gemacht hat, *handgesteckt* nannte sie die Printen oder Pralinen oder was sonst an Süßem sie mir in den Mund schob, bitte, nur eine einzige Mandel.

Ich öffnete den Mund wie ein eben geschlüpfter Vogel und die Netzstrumpfmutter steckte mir hastig eine kalifornische Rauchmandel in den Mund und ich spürte sie fest und salzig und nach Holzrauch schmeckend auf der Zunge und kaute sie. Ich *einverleibte* mir die kalifornische Rauchmandel und nahm sie als heiliges Abendmahl meiner alten, persönlichen Wirklichkeit mit geschlossenen Augen zu mir. Alles in Ordnung Sir, hörte ich den Barkeeper fragen, möchten Sie vielleicht auf Ihr Zimmer gebracht werden, Sir? Ich bitte Sie darum, bitte gleich, ich fühle mich dort wie zuhause, müssen Sie wissen, dort war ich schon immer, verstehen Sie? Jedes Mal ist es wie eine Heimkehr.

32 Schon im Anflug gebärdete sich die Stadt hochfahrend und widerspenstig. In Sturzbächen entlud sich ein urzeitliches Gewitter über Downtown, ließ Blitze fast geradlinig hinunterfahren und versuchte, den *USX Tower* und selbst das *Alcoa Building* in einer Sintflut zu ertränken. Aus der Sicht der Warteschleife präsentierte sich die Stadt eitel in allen Perspektiven auf einem Riesendrehteller. Selbst die sonst träg hinfließenden Flüsse *Allegheny* und *Monongahela* vereinigten sich mit aufgewühlten Schaumkronen am *Golden Triangle*.

Dann verflüchtigte sich binnen Minuten die Zusammenballung aus tintigen Gewitterwolken. Die Sonne schickte ein grelles technisches Licht auf die Glasfassaden und legte als Krönung des anmaßenden Schauspiels einen doppelten Regenbogen über den Zusammenfluss von *Allegheny* und *Monongahela*. Aus dem Himmel über mir hörte ich die zeitlose Verheißung: *Steht der Bogen in den Wolken, so werde ich auf ihn sehen und des ewigen Bundes gedenken zwischen Gott und allen lebenden Wesen, allen Wesen aus Fleisch auf der Erde ...* und ich begann schon jetzt der Stadt zu zürnen und sie gleichzeitig zu fürchten. Ich fragte mich, weshalb ich mir auch noch diese Last aufgebürdet hatte und wünschte, die Boeing würde, eingefangen in einem zeitlosen Zirkel, ihre Schleifen über der Stadt drehen und sich dabei immer höher winden, bis die

Wolkenkratzer des *Gateway Centers* nur noch als winzige glitzernde Stacheln nach oben sprössen, metallische Kristallnadeln, die sich aus einem lachhaft kleinen grünen Flecken ans Licht bohrten. Krümelig klein wäre dann alles da unten, die Fort Pitt Bridge nur ein wackeliger Strohalm über den *Monongahela River* und die Fahrzeuge auf ihr mikroskopisch kleine, dahinkriechende Blattläuse. Noch winzigere Läuse wären die hastenden Passanten in den schattigen Schluchten zwischen den Hochhäusern, aufgereiht zu zwergenhaften Perlschnüren, die in die U-Bahnschächte verschwinden und sich an den Eingangsportalen der verschiedenen *Buildings* wieder an die Oberfläche arbeiten.

Eine Verwünschung lag über diesem Flug und dieser Stadt. Die Boeing stieg plötzlich tatsächlich höher, weil, so die volltönende Stimme des Kapitäns, der Tower den Flug von *United Airlines* noch nicht zur Landung freigeben konnte, aber es würde höchstens noch fünf bis zehn Minuten dauern. Dann hob sich das Flugzeug fast senkrecht nach oben und die Hochhäuser des *Gateway Centers* schrumpften noch weiter zusammen, bis die Boeing plötzlich auf einem unsichtbaren Kulminationspunkt ihres Fluges stehen zu bleiben schien. Die Gondel des Prater-Riesenrades hatte den höchsten Punkt erreicht und hielt an. Aus den Lautsprechern verhiess die erzene Stimme, der Landeanflug stünde jetzt unmittelbar bevor, und empfahl den Passagieren einen letzten Blick auf den Zusammenfluss der beiden Flüsse zu werfen, ein smarter *Harry Lime* aus *Der dritte Mann*, der gleich von der Nichtigkeit der Läusebrut da unten reden würde, die man mit dem kleinen Finger zu einem rötlichen Strich zerquetschen könne.

Der unsichtbare Co-Gefährte Harry Limes begann plötzlich schwatzhaft zu plaudern und versprach allen, die in dieser Stadt zum ersten Mal landeten, einige ungewöhnliche Informationen, bevor der endgültige Anflug beginne. Keiner, so Co-Harry-Lime, der in dieser blitzsauberen Metropole ankomme, könne sich vorstellen, dass sie einmal die Dreckschleuder der Nation gewesen sei. Als Andy Warhol Ende der 40er die Stadt verließ, hätten die Bürger mit Gasmasken gegen die verheerende Umweltverschmutzung demonstriert. Heute sei die Stadt vor allem dank des Ketchup-Giganten *Heinz*, des *Pickle King*, eine blühende Kulturlandschaft. Die *Heinz Hall for Performing Arts* sei ein sehenswertes Beispiel dafür. 30 Major-Filme seien seit 1990 hier gedreht worden, darunter *Das Schweigen der Lämmer*. Aber die wahre Zukunft liege in der Entwicklung zum *Biotech-Valley*. 20.000 Menschen arbeiteten alleine auf der *Medicine*

Mile und im Durchschnitt werde alle 6 Stunden im *Medical Center* eine Organverpflanzung vorgenommen. Übergangslos verkündete er dann die Freigabe des Towers und drückte die Maschine hinunter in ein unschuldiges Morgenlicht, das mittlerweile den ganzen meteorologischen Spuk vertrieben hatte, die Gewitterwolken ebenso wie den doppelten Regenbogen.

Eigentlich war mir alles bekannt und ich wusste, was mich hier erwartete, aber zugleich war auch diese Reise unausweichlich – wie alle anderen. Die Geschichte war geläufig, aber sie verlangte von mir im Original gelesen zu werden. Im Unterschied zu den anderen Begegnungen, dem synthetischen Glamour von June Maddox, dem armseligen Kojoten, den eisigen Höllen des Death Valley oder Larys Realitätsfabrik hatte ich diesmal eine kalte Vorahnung, die deshalb so beängstigend war, weil sie mir verhieß, der Schrecken würde genau so sein, wie ich es erwartete. Nicht größer und nicht geringer, kein Jota anders, nicht umdeutbar, durch nichts zu verwandeln, nicht einmal in einen noch größeren Schrecken, weil dieser unumstößlich berechnet war, ein Kalkül, das niemand und nichts ändern konnte.

So war es selbstverständlich, dass mich von den Plakaten in der U-Bahn überall der kleine schwarze Junge fixierte, gleichgültig, wo ich Platz nahm, und mich beschwor: *Ich warte schon sechs Monate. Make a gift of life!* Ein freundlicher Junge, liebenswert, kleine müde Hundeaugen, immer auf jeden gerichtet, kranke Augen, Augen, die jeden schuldig werden ließen, Augen, die sich durch die Kleider der Fahrgäste bohrten wie seine kleinen schwarzen Finger. Finger, die über die Haut tasteten, flink und wissend, mal da hielten, über der Leber, mal dort über der Niere oder auf das Herz tippeten, erst zart und fragend, dann immer heftiger, fordernder, härter, Lederfinger, Stahlfinger. Stahlfinger, vorne lanzettenartig scharf, durch nichts mehr aufzuhalten, Stahlfinger, die mit chirurgischer Unbeirrbarkeit und Präzision die Haut durchstießen, die Muskeln zwischen den Rippen schlitzen, das Brustfell mit stets gleichbleibender Geschwindigkeit durchdrangen, die äußere Herzhülle durchbohrten, den sich windenden Herzmuskel, seine Innenhaut, um dann schlüpfend in das stoßweise aufgewirbelte Blut der linken Kammer einzutauchen, ein Tier jetzt, ein schwarzer Wasservogel mit gebogener Schnabelspitze, ein Kormoran, der in ruckartigen Vogelschlucken das Herzblut zu trinken beginnt. *Do your part – sign your donor card!* rief der schwarze Junge die Fahrgäste auf und die flinken, kranken Hundeaugen ließen keinen

entwischen. Er musterte jeden mit professionellen Schächterblicken, auch die Alten und die Kleinen, selbst die Kranken, keiner, von dem sich nicht ein koscheres Stück gewinnen ließ. Er taxierte das Fleisch, die Gewebe und Organe, die Nieren, die Hornhäute, die Gehörknöchelchen. Er wusste genau zu unterscheiden zwischen den aufteilbaren Organen wie Leber und Knochen, und den unaufteilbaren, vor allem den Herzen. Hier wiederum listete sein flinkes Kinderhirn in blitzschneller Rangfolge auf, was ihm unterkam: die hüpfenden Babyherzen, die Kolibris seiner Liste, die schmiegsamen Herzen der jungen Mädchen, die ledernen Boxerherzen der Banker, die geilen Modelherzen und die aschfarbigen Herzen der geschlagenen Männer im Ruhestand. Für jedes dieser Herzen gab es ein noch verbrauchteres, geschundeneres, gedemütigteres, das sie ersetzen konnten. Ein schwarzer, behänder Rattenfänger, tausendgesichtig, sterbenskrank, aber voller geschäftiger Barmherzigkeit, war in der Stadt unterwegs, in den Bussen, den U-Bahnen, den Fußgängerpassagen. Er war allgegenwärtig, der kleine Bruder auf der langen Warteliste, der die Stadt seiner vollständigen Kontrolle unterworfen hatte.

33 Ich glaube, ich habe Rod Jonson nie wirklich leiden können. Diese Abneigung, deren ich mir allerdings nie ganz sicher war, entstand schon bei unserer aller ersten Begegnung. Er hechtete, damals im zweiten Semester wie ich, die flachen Marmorstufen der Universitätsbibliothek federnd hinauf und hielt unmittelbar vor mir an, um mich nach einem bestimmten Lesesaal zu fragen. Er tat es freundlich und korrekt, aber irgendetwas in mir lehnte sich gegen seine Art auf. Rod war mittelgroß, durchtrainiert, sein Händedruck eine Spur zu kräftig, die schwarzen Augen flink, und selbst wenn er, wie immer, gut rasiert war, bedeckten bläuliche, eng stehende Bartstoppeln seine Wangen. Er sprach recht gut deutsch, wenn auch mit einem schauderhaften amerikanischen Akzent, ganz anders als viele der anderen amerikanischen Studenten, die mit Deutschkenntnissen aus Übersee kamen, die nicht gereicht hätten, um nur drei Tage zu überleben. Auch später, als Rod international bekannt war und ständig auf Reisen von Feuerland bis Jakarta, bemühte er sich, in jedem Land wenigstens ein paar Sätze in der Landessprache parat zu haben. Pragmatisch veranlagt, wie er war, vertrat er die Ansicht, es genügten eigentlich überall auf der Welt drei Sätze: Ich bin hungrig. Ich liebe dich. Ich bin krank.

Es gab nichts, worauf ich meine Aversion konkret hätte beziehen können. In gewisser Weise war Rod perfekt. Sein Leben, seine Pläne und seine Zeiteinteilung waren ebenso sorgfältig geordnet wie seine Kollegmappe und sein Liebesleben. Das Mädchen, mit dem er gerade ging, konnte sich hundertprozentig auf ihn verlassen, wurde stets höflich und korrekt behandelt und erhielt einen genau bemessenen und auch garantierten Anteil an seiner Freizeit, seinem Humor und seinem Sex. Er wusste schon zu Beginn des Studiums, als die meisten von uns lediglich von einem diffusen samaritischen Drang erfüllt waren, dass er sich auf Chirurgie, genauer gesagt, Transplantationschirurgie spezialisieren würde, und dies zu einem Zeitpunkt, als Organverpflanzungen als skurriles, meist tödlich verlaufendes Hobby von Außenseitern galten. Richard Lawler zum Beispiel pflanzte damals im *Little Company of Mary Hospital* im Süden Chicagos der tapferen Ruth Tucker die Niere einer eben an ihrer Schrumpfleber verbluteten Frau ein. Bei einer zweiten Operation, die sich wenige Monate später als unvermeidbar herausstellte, war das transplantierte Organ von der Größe einer Grapefruit zu einer Haselnuss zusammengeschrumpft und ohne Funktion, ganz zu schweigen von den zartbesaiteten Experimenten französischer Chirurgen. Sie implantierten im Krankenhaus von Créteil der armen zweiundzwanzigjährigen Jacqueline Cado die Niere des Kindsmörders Jean Louis Estingoy ein, die man ihm zehn Sekunden nach seiner Enthauptung entnommen hatte. Acht Tage später begruben François und Eugénie Cado ihre Tochter auf dem kleinen baumlosen Friedhof ihres Heimatstädtchens Dinan, unweit des mittelalterlichen *Château de la Duchesse Anne*. Eugénie Cado folgte Jacqueline nach fünf Jahren, so hieß es in Dinan, »an gebrochenem Herzen in den Tod«.

Die Serie derartiger herz- und glückloser Unterfangen wurde in jenen Tagen mehr als willkommenes Futter für die Sensationspresse angesehen und nicht als erste misslungene Gehversuche für jene Hightech-Maschinerie der Organverpflanzungen, zu deren führenden Köpfen Rod Jonson inzwischen avanciert war. An seiner manuellen Eignung für diesen Zweig der Medizin hatte allerdings damals keiner von uns Zweifel. Niemand schnitt im physiologischen Praktikum den Fröschen mit einem so sauberen Scherenschlag die Köpfe ab wie Rod Jonson und präparierte ihr Rückenmark mit einer ans Künstlerische grenzenden Akribie. Wahrscheinlich war es gerade sein perfektionistischer Hang, seine Neigung, ein durchgehend strukturiertes, vorhersagbares Leben

zu führen, das es den meisten von uns so schwer machte, mit ihm warm zu werden.

Was Rod Jonson zu einem besonderen Phänomen werden ließ und zur ambivalenten Haltung seiner Umgebung nicht unwesentlich beitrug, war ein unvermuteter Hang zum Okkulten, der in völligem Gegensatz zu seinem rational abgewickelten Dasein zu stehen schien. Obwohl er damals, wie die meisten von uns, nur über Mittel verfügte, die schlecht und recht für das Studium reichten, zweigte er davon einen erstaunlichen Teil für seine magischen Neigungen ab. Er trampelte nach Österreich, um im Salzkammergut einen sogenannten *Brunzstein* zu erwerben, einen rötlichen, in der Mitte gelochten Kalkstein, durch den die Kranken mit Harnbeschwerden urinieren mussten, um geheilt zu werden (ersatzweise konnte auch Weihwasser durch das Loch des Steins geschüttet werden). In Neapel hatte er einen *Gobbo* aufgetrieben, einen winzigen Anhänger aus Koralle in der Gestalt eines Buckligen, der den bösen Blick auf sich lenken sollte. Glanzstück seiner Sammlung war eine goldene *Khamsa-Hand* aus dem Libanon, angeblich aus dem 11. Jahrhundert stammend, eine Nachbildung der Hand Fatimas, der jüngsten Tochter des Propheten. Neben ihrer Unheil abwehrenden Wirkung sollte sie auch, als Brustschmuck getragen, bei Frauen eine an das Animalische grenzende Triebhaftigkeit und Fruchtbarkeit auslösen.

Seltsam, nachdem ich der Landung im Gewitter und dem kleinen schwarzen, allgegenwärtigen Rattenfänger und seinem penetrierenden Finger entkommen war, im Hyatt Regency eingeecheckt hatte und nun aus dem siebenundzwanzigsten Stockwerk wieder nichts zu Gesicht bekam als eine weitere Perspektive dieser Stadt, diesem Monstrum an Realitäten, wusste ich mit einem Schlag, dass es nicht irgendeine schwer bestimmbare Abneigung war, die ich gegen Rod Jonson hegte. Es war etwas ganz anderes und es war dasselbe wie damals vor Jahrzehnten: Ich hatte Angst vor ihm. Wir alle hatten unbewusst Angst vor ihm, vor seiner Methode zum Beispiel, sich mit Krankheitsbildern zu beschäftigen.

In seinem analytischen Gehirn hatte er ein perfektes Phantom konstruiert: den gesunden Menschen, das Maß aller Dinge, um sich mit Medizin zu befassen. Wollte er sich ein Krankheitsbild aneignen, so betrieb er nichts anderes als ein methodisches Vergleichsspiel. Er prüfte Punkt für Punkt, was einen Menschen mit der Krankheit X von seinem Phantom unterschied, was dem Konstrukt mit der Krankheit X fehlte, welche Funktionen nicht vorhanden oder ausgefallen waren.

Genau so exakt prüfte er, was sein Konstrukt der Krankheit X im Überschuss aufwies, Blutzellen zum Beispiel, ein Hormon, eine Anhäufung von Krebszellen, eine pathologische Vermehrung bestimmter Gewebe. Er führt also zwei Vergleichslisten in seinem Kopf: eine Minus- und eine Plusliste. Sie enthielten lückenlos das Krankheitsbild, um das es ging, *sein* Bild von dieser Krankheit. Diese Methode erwies sich in bestimmten Situationen als perfektes Vorgehen, zum Beispiel in Prüfungen. Wurde er nach einem Krankheitsbild gefragt, war er imstande, alle Symptome ohne Ausnahme aufzuzählen. Dabei gewichtete er sie nach einer inneren, aber stets zutreffenden Rangfolge. Er begann mit den Leitsymptomen, dann folgten häufige, aber nicht regelmäßig vorkommende Erscheinungen und zum Schluss die seltensten Krankheitsmerkmale. Hunderte und Aberhunderte Krankheiten hatte er so in seinem Gedächtnis abgespeichert, jederzeit abrufbar, komplett übersichtlich. Da gab es keine Überschneidungen oder atypischen Verläufe. Dies trug ihm den Ruf eines besonders sicheren Diagnostikers ein: Er untersuchte die Kranken außerordentlich sorgfältig. Nichts entging seiner kriminalistischen Suche, keine noch so kleine Abweichung von der Norm seines Phantoms schlüpfte durch die Maschen seines selbst gestrickten Netzes. Er notierte alles akribisch und stellte zum Schluss eine Hauptdiagnose, an die sich je nach Situation eine oder mehrere Nebendiagnosen anschlossen. Nicht wenige seiner Prüfer und Vorgesetzten waren begeistert.

Das, was wir damals als Perfektion erlebten, was unsere Aversionen auslöste, war einfach Angst. Ich wusste es in diesem Augenblick jenseits von jedem Zweifel. Das galt auch für seinen Umgang mit den Kranken. Er war immer von einer zuverlässigen, niemals schwankenden Freundlichkeit. Er stellte seine Fragen in einem warmen, einführend wirkenden Tonfall. Er hatte ein gut abgestuftes Register an bedauernden Reaktionen, je nach der Bedeutung und Schwere der Symptome, die ihm die Patienten schilderten. Ganz selbstverständlich galt er als *aufmerksam, korrekt* und *nett* bei ihnen. Aber gleichzeitig löste er bei vielen eine merkwürdige Unruhe aus, die sich eher verstärkte als abnahm, je intensiver er sich mit ihnen beschäftigte. Was sie nicht wussten, war, dass er Angst in ihnen auslöste. Sein Vorgehen schien sogar dort zu funktionieren, wo man vermuten konnte, dass es am ehesten scheitern könnte: bei psychisch Kranken. Ich erlebte ihn in einem Praktikum der Psychiatrie, wie er geduldig und mit nicht nachlassender Freundlichkeit

einem jungen Mann zuhörte, der in Szenarien, die Hieronymus Bosch zur Ehre gereicht hätten, die Weltuntergangsvisionen seiner Schizophrenie schilderte und ihn vorsichtig sondierend befragte. Der schriftlicher Krankenbericht, den Rod ablieferte, war eine systematische Vivisektion aller Aspekte und Teilaspekte der seelischen Katastrophe seines Patienten, die nichts ausließ und alles wie ein Computerausdruck aufreichte. Nichts, was der Kranke in seinen Halluzinationen durchlebte, fehlte. Es war die fehlerlose Analyse eines schizophrenen Schubs, nur wirkte sie wie losgelöst von dem Patienten, er selbst war in ihr nicht zu finden.

Hier in meinem Hotelzimmer, in dieser unbewohnbaren Stadt, diesem Blendwerk auf der Karte Nordamerikas, lag ich ausgelaugt auf der Überdecke des Kingsize-Bettes, starrte auf die Lithografie eines arabischen Souks auf der Wand gegenüber und hatte einfach Angst vor Rod Jonson, der mir einen freundlichen, persönlichen Brief geschrieben und mich hierher eingeladen hatte, damit ich mir selbst ein *objektives Bild machen* sollte. Im Augenblick konnte ich mir nicht vorstellen, dass ich die Kraft finden würde, auch diese letzte Station meiner *via dolorosa* hinter mich zu bringen, zumal ich mir sicher war, nur zu sehen, was ich schon gesehen hatte, und nur zu erfahren, was ich schon wusste. Hinzu kam eine wachsende, nahezu unüberwindliche Scheu vor Menschen, allen Menschen, angefangen vom Hotelboy, der mein Gepäck gebracht hatte, über die Wesen, die sich sinnlos weit da unten in ihren zähen Vehikeln durch das Raster der Straßenzüge quälten, bis hin zu Rod Jonson, den ich fürchtete und mit dem mir eine Debatte über das Sterben bevorstand, ein Duell, das natürlich nur ein Scheingefecht sein konnte, was wir beide im Vorhinein wussten. Und wahrscheinlich, so wurde mir jetzt klar, hatte auch Rod Angst vor mir, wahrscheinlich eine andere Angst als ich und vielleicht wusste er es oder ahnte es zumindest.

Am nächsten Tag empfing mich Rod nachmittags in seinem Arbeitszimmer im *Medical Center*. Er erschien mir etwas kleiner, als ich ihn in Erinnerung hatte. Obwohl auch schon über sechzig, war sein Haar voll und schwarz und die Bartstoppeln standen noch dichter als früher. Er schwang sich elastisch aus seinem Schreibtischsessel hoch, stürmte mir entgegen und drückte mir die Hand, wie damals, einen Touch zu stark. Er zog mich in die Ecke mit der Sitzgruppe für Besucher und einem geräumigen Beistelltisch und drängte mich mit einer Heftigkeit, die keinen Widerspruch duldete, mich zu setzen. »Bevor ich dir sage, wie toll du dich gehalten hast und dich so gut wie nicht verändert hast, eine

Frage: Espresso, Tee oder Kaffee? Ich nehme einen Espresso, denn ich habe noch bis vor zehn Minuten operiert.«

Der Einfachheit halber entschied ich mich ebenfalls für einen Espresso, auch in der vagen Hoffnung, er könne meine innere Erschöpfung abmildern. Dann tauschten wir unsere Komplimente, ich dankte ihm für die Einladung und erzählte ihm, was ich alles in den letzten Jahren über seine Arbeit und seine Erfolge gelesen hätte, und er strahlte mich an wie den verlorenen Sohn. Auch seine Augen waren so flink wie damals. Ich hatte mir vorgenommen, die Initiative zu ergreifen und den *small talk* auf ein Minimum zu reduzieren. Das Bühnenstück war geschrieben, unsere Rollen verteilt, Applaus und Piffe bereits bemessen. Worum es ging, war, das Ritual zügig und fehlerlos hinter uns zu bringen.

Aber Rod sprang auf, signalisierte durch die halb geöffnete Tür seiner Vorzimmerdame unseren espressowunsch, schloss sie wieder und warf sich in den Sessel. Dann überfuhr er mich mit einer gestenreichen Suada:

»Mein Arbeitszimmer, wie dir sicher gesagt wurde. Stimmt, auch wenn dir Zweifel kommen sollten. Natürlich kein europäisches Arbeitszimmer mit braunen Buchregalen, Kolonnen von sauber gebundenen und nach Jahrgängen aneinandergereihten *Journals*, keine imposante Handbibliothek in Schweinsleder. Sieh dich um, wie es heute bei einem amerikanischen Professor aussieht! Was siehst du? Die Antwort ist klar: Du siehst nichts. Nicht, weil er überhaupt nicht liest, wie böse Zungen behaupten. Keineswegs. Aber warum siehst du nichts? Lass dir Zeit!«

Dass ich nichts sah, stimmte und stimmte auch nicht. Rods Arbeitszimmer war ein großzügiger, lichter Raum mit einem breiten Fenster in einem Aluminiumrahmen, das auf einen Park oder eine Grünanlage hinauszugehen schien; zumindest schloss ich dies an den grüngelben Lichtreflexen an der Decke. Aber sonst: keine Regale, keine Bücher, keine gestapelten Zeitschriften. Der weiße Schreibtisch vollständig leer.

»Wahrscheinlich ein reines Denkbüro?«, versuchte ich zu kontern.

»Nicht nur denken. Natürlich auch lesen. Sehr viel lesen. Chirurgen, die zu wenig lesen, sind gefährlich, – die zu viel lesen allerdings noch mehr. Also sag mir, was du lesen möchtest. Nenn mir irgendein Journal!«

Um höflich zu sein, sagte ich:

»Das American Journal of Surgery, natürlich.«

Rod setzte sich an seinen Schreibtisch und drückte feixend auf einen Knopf, der offensichtlich in die Tischfläche eingelassen war. Aus einer Versenkung rechts neben ihm tauchte ein Computer mit großem Monitor auf, links ein Behälter, der wie eine Mini-Jukebox eng nebeneinander aufgereiht in drei Lagen CDs enthielt, sicherlich einige Hundert.

»Alle führenden in- und ausländischen Journals, alle Standard- und Spezialwerke der Chirurgie und der angrenzenden Gebiete, lückenlos alle Ergebnisse der Transplantationsmedizin. Alles auf CD-ROM, alles auf Knopfdruck, alles komplett, nichts kann entgehen oder überlesen werden.«

»Toll«, sagte ich matt, »wirklich fabelhaft! Aber weißt du«, fuhr ich fort, um nicht gänzlich den Widerstand aufzugeben, »es gibt Menschen, die lieben es, das Gewicht eines Buchs in der Hand zu spüren, die Körnung des Leders am Buchrücken zu fühlen, die möchten einfach blättern können. Es dauert zwar länger als ein Knopfdruck, aber vielleicht findet man *unterwegs* auch mehr. Die körperliche Schwere eines Buchs – irgendwie ist das wie ein Symbol für die Energien, die Kraft, die der Autor hineingesteckt hat.«

Rod lachte und entgegnete:

»Wenn du natürlich *Ambiente* willst, ist das hier die falsche Szenerie. Ich muss bei dieser Gelegenheit an meinen alten Chef denken. Er war passionierter Jäger. Wenn er nicht operierte, war er unterwegs zur Jagd. Sein bevorzugtes Opfer waren Riesenelche in Alaska. Einen davon, das heißt den Kopf eines solchen Riesenelchs, ließ er präparieren und auf der Wand gegenüber seinem Schreibtisch aufhängen. Er hatte so einen Arbeitsraum, wie Du von ihm schwärmst, Bücher und Zeitschriften vom Boden bis unter die Decke, alles braun und feierlich dunkel. Und wenn er an seinem Schreibtisch saß, fiel sein Blick zwangsläufig auf den Elch und der Blick des Elchs auf ihn. So sahen sie sich beide an, siebenundzwanzig Jahre lang, natürlich außer wenn er operierte oder jagte oder schlief. Er behauptete, seine besten Gedanken kämen ihm, wenn er auf den Elch schaue. Die Weiten Alaskas täten sich vor ihm auf, das käme seinem Denken zugute. Natürlich hieß sein Arbeitszimmer bei seinem Team nur noch das *Elchmausoleum*. Mit der Zeit, so behaupteten einige, sahen sich die beiden immer ähnlicher. Das ist vielleicht übertrieben, aber seine Nase wurde länger, die Haarbüschel an den Schläfen ausladender und die Augen standen mehr vor. Dass das Fell des Elchs mit der Zeit ebenfalls grau zu werden begann, halte ich allerdings für ein Märchen.«

Seine Elchgeschichte machte mich noch hilfloser. Sie rückte den Einstieg in unsere Debatte in weite Ferne. Meine Ungeduld wuchs. Ich wünschte mir, alles sei vorüber. Es war das quälende Gefühl, das mich als Kind jedes Mal überkam, wenn ich in den Sommerferien regelmäßig für eine Woche zu meiner Tante aufs Land verschickt wurde, weil es *mir so gut tat*. Alle meinten es gut, unser Hausarzt, dem ich zu bleich war, meine Eltern, die mich für einen vitaminverarmten Stubenhocker hielten, und die verwitwete Tante, die jedes Jahr einundfünfzig Wochen lang ihr ganzes Liebesbedürfnis wie in einem gigantischen Einmachglas für mich eingeweckt hatte, das ich in sieben Tagen auslöffeln musste. Liebesgesättigt und hundeelend hatte ich bereits am zweiten Tag keinen anderen Wunsch, als wieder zu Hause zu sein, bleich aber selig zwischen meinen Büchern.

Rod erhob sich und ging zu seinem Vorzimmer, um nach dem Espresso zu schauen. In diesem Moment, als mein Blick auf die Wand hinter seinem Schreibtischessel fiel, wusste ich, warum mir sein Zimmer leer und zugleich bei aller Geräumigkeit überfüllt vorkam. Dort hing ein Bild, das ich bisher seltsamerweise nicht wahrgenommen hatte. Ein relativ kleines Bild, vielleicht 40 cm im Hochformat, sehr dunkel, besser gesagt düster, trotz der über die Bildfläche verstreuten aufdringlich bunten Farbflecken. Ich trat näher und erkannte in der Mitte eine schwarze Frauengestalt, nach rechts gewandt, vierarmig, unter ihren Füßen der hellere Körper eines liegenden Mannes.

»Kali«, Rods Stimme hinter meinem Kopf ließ mich zusammenfahren, »die hinduistische Göttin Kali.« Er wartete ein paar Sekunden ab. »Ich will nicht aufdringlich sein«, fuhr er fort, und ich spürte, dass ich ihn nicht würde abhalten können, mir das Bild zu erklären. »Jeder weiß, dass ihr Europäer uns Amerikanern an Bildung weit überlegen seid, von deutschen Professoren ganz zu schweigen. Aber alle, die bisher vor dem Bild gestanden haben, hatten nichts von Kali gehört.«

»Mich eingeschlossen, Rod«, sagte ich resignierend.

»Schau sie dir einfach an!«, forderte Rod mich auf.

Die Göttin war völlig schwarz, nackt und blutverschmiert, ihre Zähne entblößt, ihre Zunge hing aus dem Mund. Der Mann, auf dem sie stand, war ebenfalls nackt, sein Penis steil erigiert. Mit ihren schwingenden Armen hielt sie Gegenstände, die ich nicht genau erkennen konnte. Ich war froh, dass Rods Stimme hinter mir zu erklären begann:

»Kali, *die Schwarze*, ist im Hinduismus eine verschlingende, zerstörerische Göttin, grauenerregend, aber zugleich auch eine Erscheinungsform

von Devi, der obersten Göttin, die still und friedfertig ist. Was sie um den Hals trägt, ist eine Girlande aus Totenschädeln, an ihrem Gürtel hängen abgeschlagene Arme. Ihre vier Hände halten ein Schwert, einen Schild, die abgetrennte Hand eines Riesen und eine Würgeschlinge. Als göttliche Mutter wird sie manchmal in sexueller Vereinigung mit ihrem Gemahl Shiva abgebildet oder, wie hier, stehend auf seinem ausgestreckten Leib. Ihre Blutrünstigkeit entwickelte sich, als sie aufgefordert wurde, den Dämon Raktavīja zu töten, der sich mehr als tausendmal selbst erschaffen hatte: Jedes Mal, wenn ein Tropfen seines Blutes auf die Erde fiel, entstand er daraus neu. Um ihn zu besiegen, durchbohrte Kali ihn mit einem Schwert und trank sein Blut, bevor es den Boden erreichte.« »Ein Bild«, sagte ich nach einer Weile vorsichtig, »das es mir nicht leicht machen würde, eine Beziehung zu ihm zu entwickeln. Aber vielleicht ist mir das Symbolhafte noch nicht aufgegangen.«

»Der Hinduismus liebt die Vereinigung widersprüchlicher Aspekte«, sagte Rod. Wir hatten uns inzwischen wieder gesetzt. »Als *Mahakali* ist sie Hinwegrafferin *und* Hervorbringerin des Lebens, als *Bhavatarini* die Erlöserin des Universums. Sie zerstört die Nicht-Erkenntnis und hält die Weltordnung aufrecht.« Dann lachte er wieder: »Du siehst, ich habe mein Hobby nicht aufgegeben. Früher waren es neapolitanische Gobos oder österreichische Pinkelsteine, jetzt müssen Göttinnen herhalten.«

Inzwischen stand der Espresso vor uns.

»Ich nehme an«, sagte Rod und entzog mir damit endgültig die Initiative, »du möchtest dir vor Ort ein Bild davon machen, wie Organtransplantationen hier gehandhabt werden. Ich könnte es mir einfach machen und sagen: im Prinzip nicht anders als bei euch, nur in größerem Stil. Die Grundlagen, die Methoden und auch die Ergebnisse sind alles in allem nicht sehr verschieden. Gut, auf manchen Feldern sind wir euch eine Nasenlänge voraus, aber das ist ohne Belang für unseren Gedankenaustausch. Wenn ich dich in deinen Briefen richtig verstanden habe, liegt für dich persönlich der Unterschied anderswo. Er liegt, um dich mit deinen eigenen Worten zu zitieren, in einem anderen *Menschenbild*. Ich frage mich nur, was ist das?«

Noch während ich nach einer passenden Antwort suchte, fuhr Rod fort:

»Du und ich, wir stehen vor einem jungen Mann mit zystischer Fibrose im Endstadium. Seine Lungen sind hoffnungslos mit Schleim verstopft, er kann entweder atmen oder versuchen einen Bissen zu essen. Beides

gleichzeitig geht nicht mehr. Wir beide sind uns einig: Er hat noch eine Chance von wenigen Wochen. Dass du Internist bist und ich Chirurg, spielt in diesem Augenblick keine entscheidende Rolle. Wir beide sehen ihn an. Wir beide überlegen, wie wir ihm helfen können. Was siehst du und was sehe ich? Zwei verschiedene Menschen? Zwei unterschiedliche Menschenbilder?»

»Unser erster und natürlicher Impuls wird wahrscheinlich derselbe sein, Rod: Wie können wir aktuell sein Schicksal verbessern? Wir gehen also mit einer gleichlautenden Frage an diesen Menschen heran. Die Antworten werden unterschiedlich ausfallen. Du wirst antworten, wir werden versuchen so rasch wie möglich einen Spender zu finden und ihm wenigstens *eine* gesunde Lunge einpflanzen. Ich könnte antworten: Wir werden alles Erdenkliche tun, um sein Ringen nach Luft zu erleichtern - den Schleim aus seinen Lungen absaugen, ihm Sauerstoff geben, Antibiotika, Infusionen und wenn er einverstanden ist, ihn künstlich beatmen. Ich weiß, was du jetzt antworten wirst: Du rettetest ihm das Leben, während wir sein Sterben erleichtern.«

»Stimmt genau«, sagte Rod. »Ich werde dir aber auch sagen, dass wir beide ganz genau wissen, dass diese Verkürzung auf zwei anscheinend völlig sich widersprechende Alternativen in Wirklichkeit eine unerlaubte Verkürzung ist. Denn natürlich wirst du argumentieren: Angenommen, Rod, du findest einen passenden Spender in der verbleibenden Zeit, weiter angenommen, die Operation gelingt und der junge Mann gehört nicht zu den mindestens zehn Prozent, die an der Operation sterben. Und weiter: Er verträgt die Immunsuppression gut, bekommt keine tödliche Infektion und keine Abstoßungsreaktion, er bekommt auch keinen malignen Tumor als Folge des chemischen Bombardements auf seine Immunzellen. Es macht ihm nichts aus, zunächst wöchentlich, dann monatlich und dann vierteljährlich in das *Medical Center* zu kommen und sich jedes Mal allen möglichen Eingriffen zu unterziehen. Jedes Mal sagt ihr ihm: Junge, alles bestens. Aber natürlich fragt er sich: und beim nächsten Mal? Aber allmählich gewöhnt er sich auch daran. Er kann jetzt wieder Rad fahren, ja sogar Surfen. Er heiratet. Er kriegst einen guten Job. Er fühlt sich normal. Er lebt, ja, wie lange? Du kannst nach euren Ergebnissen sagen: Nach drei Jahren leben rund 50 %. Nehmen wir an, er gehört zu dieser Gruppe der Glücklichen. Wird er siebzig Jahre alt werden? Höchstwahrscheinlich nicht. Aber er kann fünf Jahre, vielleicht sieben, vielleicht sogar zehn Jahre dazu gewonnen haben. Aber, wirst du mir

sagen, er ist sterblich geblieben. Er wird vielleicht nicht an seiner Lunge sterben, sondern an etwas ganz anderem, zum Beispiel einem Autounfall. Ganz abgesehen davon, dass er die Grundkrankheit behalten hat, und die steckt auch noch in anderen Organen von ihm, zum Beispiel seiner Bauchspeicheldrüse. Und in seiner DNA steckt sie natürlich auch. Lassen wir einmal ganz beiseite, dass er also durch die Transplantation in die Lage versetzt wird, diese schreckliche Krankheit weiterzugeben. Ganz hart wirst du mich fragen: Wissen wir, ob es sich also wirklich gelohnt hat, für ihn »gelohnt« hat? Wo ist der tatsächliche Unterschied zwischen den zehn Wochen ohne und den dreihundert oder sogar fünfhundert Wochen mit einer neuen Lunge? Entschuldige, wenn ich so vorauspre-
sche, aber wirst du nicht wirklich so oder so ähnlich argumentieren?»

Ich nickte und bewunderte seine Argumentationstechnik. Natürlich entsprang auch sie seiner analytischen Vorgehensweise, die es ihm erlaubte, sich ganz in den anderen zu versetzen und ihn mit den eigenen Waffen zu schlagen. Deshalb sollte er nicht im Ungewissen bleiben, dass ich seine Taktik durchschaute. Ich entgegnete: »Ich will dir die Arbeit abnehmen, Rod. Wahrscheinlich wirst du mir antworten: Das Einzige, was alle Menschen verbindet, ist, dass sie nicht sterben wollen. Das hat schon Thomas Hobbes in seinem *Leviathan* geschrieben. Ist es also falsch, wenn wir sie so behandeln, dass sie möglichst lange leben? Ist es erlaubt, sie *nicht* so zu behandeln, wenn sie es wollen?»

»Natürlich«, bekräftigte Rod, »das ist die einfache Antwort. Sie ist zugegebenermaßen nicht abendländisch-metaphysisch. Sie ist pragmatisch. Ganz einfach: *Menschen wollen leben*, manchmal selbst in Zuständen und Situationen, die unglaublich sind. Unser medizinisches System ist nichts als die Antwort auf dieses fundamentale Begehren. Sie wollen ein Organ, weil das alte defekt ist und sie umbringt. Und sie bekommen es, wenn wir es irgendwie schaffen. Das ist unser Auftrag. Dafür stehe ich zehn Stunden am Tag am OP-Tisch und pflanze mit meinem Team Herzen, Nieren, Lungen und Lebern ein. Wäre für die Menschen das Nachdenken über Tod und Sterben die bessere Alternative, gäbe es keine Transplantationsmediziner, sondern hoch spezialisierte Sterbepsychologen, die Menschen, wie unserem jungen Mann mit zystischer Fibrose, die gedankliche Auseinandersetzung mit dem Tod professionell erleichtern. Vielleicht säße auch ich dann zehn Stunden pro Tag an Betten von Sterbenskranken. Das ist das System, in dem wir leben, denken und arbeiten. Ich wüsste nicht, wie man ihm entkommen könnte. Ganz

abgesehen davon: Die meisten Menschen beklagen sich zwar permanent, aber im Grunde haben sie sich mit dem System arrangiert. Gibt es dazu eine Alternative?»

»Sterben kann eine Alternative zum Leben sein.«

»Selbstverständlich«, antwortete Rod, ohne zu zögern. »Vor einigen Wochen haben wir eine junge Frau von einer dringlichen Position auf der Warteliste auf ihren Wunsch hin wieder abgesetzt. Sie war mehr oder weniger durch das Drängen des Ehemannes und ihres Hausarztes auf die Liste geraten. Nach mehreren Gesprächen mit unseren Transplantationskoordinatoren und Psychologen hat sie die Transplantation abgelehnt. Sie könne das neue Herz nicht annehmen, es gehöre ihr nicht, sagte sie, daher werde sie es abstoßen müssen. Und da sie ihr altes Herz für das neue eintauschen müsse, wäre sie dann in Wahrheit *herzlos*. Herzlos aber könne man nicht leben. Damit sei es ihr gar nicht möglich, sich anders zu entscheiden. Sie ist inzwischen gestorben, recht friedlich, wie man mir versichert hat. Für sie war Sterben eine Alternative zum Leben. Aber sie ist die Ausnahme. Die Realität ist, dass wir mit unseren Transplantationen nicht nachkommen und einen steigenden Mangel an Organen haben. Das zwingt uns ja auch, bereits auf Tierorgane, zum Beispiel von Pavianen oder Schweinen, auszuweichen.«

»Vielleicht« rutschte es mir heraus, »sitzt eines Tages die ganze Menschheit auf der Warteliste. Dann gibt es nur potenzielle Empfänger und keine Spender mehr. Vielleicht kommt der Tag, wo jeder sich sein Spenderschwein und seinen Pavian als Organcontainer halten wird.« Rod brach in Lachen aus. »Es ist richtig schön, wenn du unsachlich wirst. Eine faszinierende Idee. Ich könnte dann zehn Stunden Golf spielen, statt marode Organe herauszuschneiden und mit allen Tricks beschaffte neue Körperteile einzubauen. Aber im Ernst, so unwahrscheinlich das Szenario ist, es würde natürlich nicht das Ende der Transplantationsmedizin bedeuten.«

»Sondern?»

»Es wäre lediglich eine starke Herausforderung, die Ressourcen neu zu verteilen. Jeder, der sich Gedanken macht, muss erkennen: Die umkämpften ›Rohstoffe‹ liegen heute nicht mehr in Afrika, Südamerika oder Saudi-Arabien, sondern im körperlichen und genetischen ›Material‹ des Menschen.«

»Ich möchte weiter *unsachlich* bleiben, Rod. *Ressourcenumverteiler* als neue medizinische Sparte? Es geht dann eigentlich nur noch um die

Ausarbeitung von Spielregeln, um die Prioritäten: Junge vor den Alten, Weiße vor den Schwarzen, Katholiken vor Juden, Reiche vor den Armen, Intelligente vor den Blöden und je nach Regierung Republikaner vor den Demokraten oder umgekehrt.«

»Ganz so weit weg sind wir davon nicht mehr, wenn die Organverknappung weiter so zunimmt«, entgegnete Rod. »Dir ist natürlich so klar wie mir, dass die meisten Alternativen, die du genannt hast, absurd sind. Man könnte die Liste selbstverständlich beliebig fortsetzen: Rechtshänder vor Linkshändern, Nichtraucher vor Rauchern, Heteros vor den Schwulen, Schachspieler vor Bingospielern. Den absoluten Spitzenplatz in der Empfängerliste würde demnach von einem jungen, weißen, reichen, rechtshändigen, nichtrauchenden, heterosexuellen Schachspieler eingenommen, der die Republikaner wählt und einen IQ von 140 aufweist. Und in den Hintern gekniffen wären die schwulen, rauchenden, jüdischen, Bingo spielenden Rentner mit Alzheimer. Aber vor *eine* Alternative, und da bin ich mir sicher, werden wir bald gestellt werden, nämlich: Junge vor den Alten.«

»Ist das auch im System vorgegeben?«

»Das System steuert darauf zu. Spielen wir ein Gedankenspiel: Menschliche Organe gehören erstens zu den nicht herstellbaren und damit nicht künstlich vermehrbaren Ressourcen. Zweitens sind es die Ressourcen, die am meisten begehrt werden. Betrachten wir uns drittens die Alterspyramide, die allmählich auf dem Kopf steht, und setzen wir als vierte Größe die Lebenserwartung des Menschen ein. Dann ist klar: Da haben wir auf der einen Seite die Zwanzigjährigen mit ihren kaputten Herzen, Lungen oder Lebern auf einem hoffnungslosen Platz auf der Warteliste und auf der anderen die siebzigjährigen Rentner in Miami Beach, die sich mit einer Pension, die hinten und vorne kaum reicht, mit leidlich intakten Organen zu Tode langweilen. Eine Regelung wird unvermeidbar sein.«

»Das System verlangt es?«

»*Wir* sind das System«, antwortete Rod, »das ist die präzise Antwort. Solange *wir* es verlangen oder zumindest einverstanden sind, wird das alles geschehen, es *muss* geschehen. Und um gleich auf den Punkt zu kommen, will ich dir sagen, wie die Planspiele ablaufen – noch hinter verschlossenen Türen: In der ersten Phase wird man an die Alten herantreten, die lebensmüde sind. Sie werden sich am leichtesten motivieren lassen. Denn die Alternative, statt eine unsichere Dosis *Seconal* zu

nehmen, ein spätes Heldentum zu erlangen, ist nicht unattraktiv, zumal, wenn das Ende durch eine sanfte Narkose statt durch einen zweijährigen Krieg gegen den Krebs herbeigeführt wird. Dann werden die dran kommen, die hoffnungslos sind, aber noch nicht zu allem entschlossen, oder denen bereits alles egal ist. Hier wird man qualifiziert, sagen wir einmal, *beraten* oder *betreuen* müssen. Diese Gruppe ist natürlich größer als die Suizidbereiten. Aber auch sie ist nicht unerschöpflich. Schließlich wird nur noch das große Kollektiv der *normalen* Alten bleiben. Hier wird es nicht ohne dirigistische Maßnahmen gehen. Aber es wird gehen, zumindest solange das System es verlangt.«

Es trat eine Pause ein. An der Decke flirrte das grün-gelbe Licht des späten Nachmittags weiter und über Rods leerem Schreibtisch starrte die blutverschmierte Kali in eine divine Schwärze. Nach dem Krieg hatte es meine Eltern und mich in eine Waldregion verschlagen, wo uns eine Bauernfamilie unwillig aufnahm. Es waren die höchsten und dunkelsten Tannen, die ich als Kind je gesehen hatte. Plötzlich erkrankte die Magd an heftigen Schüttelfrösten, vielleicht Folge einer misslungenen Abtreibung. Man gab ihr einen Sud aus Bitterklee, der ohne Wirkung blieb. Einen Arzt rief man nicht. Sie hatte ihr Bett in der Wohnstube. Am dritten Tag starb sie am frühen Morgen. Der Bauer und seine Frau banden ihr ein kariertes Kopftuch um das Kinn, falteten ihre Hände und wickelten einen Rosenkranz darum. Dann fütterten sie die eine Kuh und das Schwein und gingen auf das kleine Feld, das ihnen gehörte. Ich wachte vor meinen Eltern auf und ging in das Wohnzimmer. Ich rief die Magd leise mit ihrem Namen. Noch nie hatte ich sie so schlafen gesehen. Ihre Augenlider waren sanft gesenkt. Ich berührte ihre Hand, die noch warm war. Ich hatte noch nie einen Toten gesehen, deshalb dachte ich, dass sie einfach schlief, auch wenn ich mich wunderte, warum sie nicht mit auf das Feld gegangen war. Vielleicht hat sie Zahnschmerzen, so dachte ich wegen des Kopftuches. Zu Mittag kamen die Bäuerin und ihr Mann zurück. Sie kochte auf dem eisernen Herd aus Milch, Grieß, Salz und etwas Butter eine Suppe. Die Bäuerin, der Bauer, meine Eltern und ich setzten uns an den Holztisch, der vielleicht zwei Meter entfernt von dem Bett mit der toten Magd stand. In der Mitte des Tisches war die riesige dampfende Schüssel mit der Grießsuppe angerichtet. Jeder von uns hatte einen Löffel. Der Bauer murmelte ein paar Worte als Tischgebet, dann löffelten wir alle die Suppe aus der einen Schüssel. Der Bauer und seine Frau tranken dazu Most, meine Eltern und ich bekamen Wasser.

Dann machten die Bauersleute sich auf den Weg, um den Pfarrer im nächsten Dorf, das etwa acht Kilometer entfernt war, von dem Todesfall zu benachrichtigen. Immer noch lag die Magd so da wie am frühen Morgen. Da begann ich zu fragen und ließ nicht locker. Sie schläft ganz tief, sagte meine Mutter schließlich, sie ist todmüde, sie schläft für immer. Später schlich ich mich noch einmal in das Wohnzimmer. Ich berührte wieder die Hand der Toten, die jetzt kühl war. Das war meine erste Begegnung mit dem Tod. Am Nachmittag lief ich in den Wald, der gleich hinter dem gnomenhaft kleinen Bauernhaus begann und in dem in der Sommerhitze die Insekten tanzten. Der braune Waldboden war bedeckt mit Inseln von riesigen Steinpilzen und gelben Pfifferlingen. Ich setzte mich auf den warmen Boden und sah auf meine braunen, nackten Füße. Ich berührte meine Füße, wie vorher die Hand der Toten. Ich nahm meine Zehen in die Hand. Sie waren pulsierend warm. Vielleicht habe ich damals zum ersten Mal geglaubt, dass es zwischen Tod und Leben einen Unterschied gibt.

In ganz weiter Ferne hörte ich Rod reden. Er sprach wieder von *Systemen*. Ein historisches Beispiel seien die Hexenverfolgungen gewesen. Erst habe nur der Klerus Interesse an ihnen gehabt. Er erinnerte an die berühmte Hexen-Bulle irgendeines Papstes und den von Inquisitoren verfassten *Hexenhammer*. Einen richtigen Schub habe die Sache aber erst bekommen, als weltliche Gelehrte dazu übergingen, den Hexenglauben »wissenschaftlich« zu untermauern. Kein Zufall sei es gewesen, dass der Höhepunkt der Hexenverbrennungen in die Zeit schwerer Agrarkrisen in Europa gefallen sei. Der *Mangel* habe das *System* mitbestimmt. Er wurde zwar durch die Verbrennung Zehntausender junger Frauen nicht behoben, aber man hatte wenigstens Schuldige. Im Übrigen habe die letzte Hexenverbrennung in Europa in Deutschland so um 1780 stattgefunden. Dann habe sich das *System* geändert. Ziemlich genau zur gleichen Zeit, als Voltaire seine *Lobrede auf die Vernunft* schrieb.

Ich ließ ihn reden. Ich stand auf, vielleicht zuckte ich auch mit den Schultern und ließ ihn sitzen. Ich ging an seiner verblüfften Vorzimmerdame vorbei zu den Fahrstühlen und drückte auf EXIT. Unten dröhnte der Straßenverkehr an mir vorbei. Eine Farbige kam hastig auf mich zu und zerrte an jeder Hand ein Kind hinter sich her, ein Mädchen und einen Jungen. Beide hatten eine überdimensionierte Tüte mit Popcorn in der Hand. Der Junge sah mich an. Es stand außer jedem Zweifel, dass er im nächsten Augenblick die Popcorntüte auf den Gehsteig werfen

und mit seinem schokoladebraunen Finger auf mich zeigen würde. Alle würden stehen bleiben und die Szene beobachten. Dann würde der Junge die Hand seiner Mutter loslassen und auf mich zugehen. Er würde sich auf die Zehenspitzen stellen und lachen und mit seinem kleinen Zeigefinger auf meine Brust tippen. *High time*, würde er dann mit seiner Kinderstimme quieken, *make a gift of life!*

Aber die Farbige stürmte an mir vorbei und die Kinder stopften sich mit Popcorn voll, ohne mich anzusehen. Im Taxi hatte ich Mühe, mein Hotel zu nennen. Ich fuhr hoch und irrte mich im Stockwerk und der Zimmernummer. Der elektronische Schlüssel ohne Aufdruck war für mich ohne Wert. Unten an der Rezeption half man mir freundlich weiter. Ich bat, Rod anzurufen. Irgendwie war ich imstande, seine Adresse und die Telefonnummer auf einem Zettel aus einer meiner Anzugtaschen herauszukramen. *Eine plötzliche Unpässlichkeit*, sollte man ihm ausrichten und mich entschuldigen. Aber mir fiel das englische Wort für *Unpässlichkeit* nicht ein. Es kam mir lächerlich veraltet und schrecklich europäisch vor. Schließlich einigten der Portier und ich mich auf *indisposition*, was vernünftiger klang. Wieder fuhr ich hoch, in das richtige Stockwerk und zu dem richtigen Zimmer. Drinnen roch es wie in allen Hotelzimmern der Welt, eine abgesperrte Luft, durchsetzt mit dem Aroma eines Reinigungsmittels. Ich legte mich mit dem Mantel auf das Bett, schloss die Augen und versuchte, mir die Inseln aus Steinpilzen und Pfifferlingen auf dem dämmrigen Waldboden vorzustellen. Aber es gelang mir nicht. Alle waren tot, meine Eltern schon lange, wahrscheinlich auch der Bauer und die Bäuerin und natürlich die Magd. Auch die Steinpilze und die Pfifferlinge waren so gut wie ausgestorben. Ich lag auf einem Bett in einem Hotel in einer Stadt in Pennsylvania, unerreichbar weit von den Wäldern entfernt, die es vielleicht auch nicht mehr gab.

Stunden später schreckte mich in der Dunkelheit das Telefon aus dem Schlaf. An Träume konnte ich mich nicht mehr erinnern, aber ich war wie erschlagen. Ich hatte Mühe mir klarzumachen, wo ich mich befand. Der *Operator* verband mich mit Rod. Ich begann mich zu entschuldigen, aber er wischte meine Bedenken lachend beiseite und war von ungebrochener Freundlichkeit. Er könne meine Reaktion absolut verstehen, vielleicht habe er mich einfach mit seiner Offenheit schockiert. Die Zukunftsentwicklungen seines Fachs seien ja auch dramatisch, um nicht furchterregend zu sagen. Hinzu kämen vielleicht auch die Strapazen der Reise und der *jetlag*. Es sei ihm viel daran gelegen, dass dieses

rudimentäre Gespräch nicht mein ganzer Eindruck von den komplexen Problemen aber auch Möglichkeiten der Transplantationsmedizin sei. Er sei bemüht, mir Gelegenheit zu geben, sich ein *objektives* Urteil zu bilden. Gerade deshalb sei es wahrscheinlich am besten, wenn zunächst nicht er, sondern jemand seiner besonders erfahrenen Mitarbeiter, der mir gegenüber unbefangen sei, mir Rede und Antwort stehen würde, zum Beispiel jemand aus dem sogenannten *Koordinationsteam*, alles sehr beschlagene Leute, in jeder Hinsicht eingedacht in die vielschichtigen Fragen, die sich erfahrungsgemäß ergäben.

Ich fühlte mich außerstande, seinem Drängen einen nennenswerten Widerstand entgegenzusetzen. Auch wurde in mir das Gefühl immer stärker, der Abbruch der letzten Station meiner Amerikareise käme einem verhängnisvollen Verstoß gegen die Spielregeln gleich, auf die ich mich eingelassen hatte. Im Augenblick verstand ich meine brüskierende Haltung von vorhin auch immer weniger und entwickelte einen Anflug von Schuldgefühlen.

Rod schien dies alles auch durch das Telefon zu spüren und schlug deshalb eine Doppelstrategie ein: Er vermied den geringsten Anschein, mir den Eklat nachzutragen, und beharrte gleichzeitig immer unnachgiebiger auf der Fortsetzung unseres Dialogs. Ich war mir unsicher, wie weit er sich dabei redlicher Methoden bediente. Zum Beispiel argumentierte er, mein Urteil über die amerikanische Transplantationsmedizin habe in Europa viel zu viel Gewicht, als dass er sich ein schiefes Bild erlauben könne. Meine Entgegnung, das könne ich allenfalls als Kompliment auffassen, fegte er lachend aber energisch vom Tisch. Dann wurde er konkret und schlug mir drei Aktionen vor. Zunächst sollte ich – vielleicht schon morgen – mit jemand besonders Geeignetem aus dem *Koordinationsteam* zusammentreffen. Er denke da ganz besonders an Dr. Campbell, sagte er nach kurzem Überlegen. Er werde alles arrangieren. Dann wäre es wahrscheinlich möglich, dass ich mir eine *einmalige* Lebertransplantation ansehen könne, nahezu ein *historischer* Eingriff – vor allem wenn er gelinge, fügte er trocken hinzu. Und schließlich würde er sich wirklich riesig freuen, wenn ich zu seiner Party übermorgen Abend käme, eine Art *benefit performance*, aber ganz besonderer Art.

Ich sagte alles zu, bedankte mich und bat ihn noch einmal um Nachsicht. Am Ende des Gesprächs hatte ich ein annehmbares Gefühl, eine Mischung aus friedlicher Resignation und gespannter Erwartung. Es war inzwischen halb zehn Uhr abends. Das Flimmern der Lichter verlieh der

Stadt draußen vor dem Hotelfenster eine beruhigende Anonymität. Jetzt war sie mit jeder anderen amerikanischen Großstadt austauschbar, bis auf New York und San Francisco. Sie war jetzt so wirklich oder unwirklich wie eines der Programme aus Larys VR-Rechner. Ein paar Terabyte mehr oder weniger würden allenfalls zu einer gewissen Umverteilung des Lichtmusters führen, aber die Anzahl an Ehebrüchen, Verkehrsunfällen, Morden und Gedankenblitzen würde per saldo gleich bleiben. Ein Sprung vom Dachgarten des Hotels könnte sowohl als tödlicher Sturz auf dem Asphalt enden, als auch durch einen Druck auf die ESC-Taste des Rechners gecancelt werden.

Der *room service* brachte mir das bestellte Thunfisch-Sandwich und die halbe Flasche Weißwein, angeblich ein französischer Chablis, keiner aus Napa Valley. Das Sandwich schmeckte pappig, aber der Wein war richtig temperiert und ich trank ihn in großen Schlucken. Ich merkte, dass ich immer noch den Mantel anhatte, und zog ihn rasch aus. Ich schob den schweren Sessel dicht an das Fenster, ließ das Sandwich auf dem Beistelltischchen liegen und nahm nur den Wein mit. Die Lichter der Stadt schienen mir jetzt intensiver zu glitzern als noch vor wenigen Minuten. Vielleicht war die Nacht kalt geworden und die klare Luft verstärkte ihr Gefunkel. Aber sie schienen sich auch in zuckenden, kleinen Ausschlägen hin und her zu bewegen, ein riesiger Schwarm tanzender Insekten, zu unterschiedlichen Haufen zusammengeballt und von einem nächtlichen harten Licht beschienen. Für einen Moment befürchtete ich, es wären die ersten optischen Phänomene einer sich anbahnenden Migräne, aber mein Kopf war völlig frei und klar. Der Wein übte keinerlei betäubende Wirkung aus, im Gegenteil, er rückte das ganze Schauspiel vor dem Fenster in eine kosmische Distanz.

Einer der kleinen Sternhaufen in dem Lichtergefirre da unten war vielleicht Rods *Medical Center*, ein unbedeutender Spiralnebel, einer unter Tausenden. In seiner Mitte stand Rod jetzt mit seinem Team, alles freundliche Hünen in grüner OP-Kleidung, die sterilen Hände vor der Brust gefaltet. Sie warteten auf den *deus ex machina*, der – den Aluminiumkoffer mit der Aufschrift *Human Organs* in der Hand – majestätisch dem Helikopter entsteigt. Seine Haare werden von den knatternden Rotorblättern hochgewirbelt, ein dionysischer Tragöde, und das Herz, das er mitbringt, dümmert fröstelnd in der kalten Konservierungslösung. Sie verneigen sich gleichzeitig vor ihm und schreiten gravitatisch an den Operationstisch. Dort liegt der Mensch mit der jodierten Brust,

die Rod mit einem langen, festen Schnitt vom Hals bis hinunter zur Magengrube öffnet. Die grünen Gestalten beugen sich vor und werfen einen verächtlichen Blick auf das elende Organ, das in der Mitte, zu Tode erschöpft, arrhythmisch zuckt. *Garbage in, garbage out!*, ruft Rod. Mit wenigen gekonnten Schnitten trennen sie es heraus. *Garbage in, garbage out!*, ruft Rod wieder, und sie werfen es in die Abfallschale. Wie auf lautlosen Schienen rollt der *deus ex machina* heran, die Schlüssel mit dem kalten Herzen hält er in beiden Händen. Von wem?, will Rod wissen. Der *deus ex machina* wendet seinen Kopf nach hinten in das Halbdunkel der Opferstätte und alle Köpfe wandern mit, wie mit unsichtbaren Scharnieren verbunden. Dort hinten sitzt er, das Kinn in die Hand gestützt, die braunen lockigen Haare fallen ihm bis auf die Schultern, der lange blaue Mantel reicht bis zu den Füßen. Okay, sagt Rod zu der Gestalt, sag es uns Hartmann! Und mit einer knabenhaften Stimme beginnt Hartmann zu rezitieren:

*Ich snide dich zem herzen
Und brichez lebende ûz dir.
Vröuwelîn, nû sage mir
Wie dîn muot dar umbe stê.
Ezn geschach nie kinde alsô wê,
Als dir muoz von mir geschehen.*

Verstehe, lacht Rod. Aber für die anderen, Hartmann, solltest du es übersetzen! Hartmann nickt, es ist ihm nicht ganz recht, das merkt man, denn natürlich weiß er, des Sängers Lied rührt nur in *einer* Sprache die Herzen der Zuhörer. Aber vielleicht denkt er auch, besser übersetzt, als dass sie gar nichts begreifen, und erhebt wieder seine helle Knabenstimme:

*Ich schneide dich bis zum Herzen
und breche es dir lebendig heraus.
Kleines Fräulein, nun sage mir,
wie dir dabei zumute sein wird.
Es ist noch nie einem Kinde so weh getan worden,
wie dir von mir geschehen wird.*

»Danke, Hartmann«, sagt Rod, und dann zu den grünen Titanen rings um ihn: »Alles klar, Jungs? Klasse Typ, dieser Hartmann von der Aue,

ein wenig rührselig, aber im Kern trifft er die Sache. Ich denke, das kleine Problem mit der unterschiedlichen Organgröße, Mädchenherz gegen Männerherz, ist für *uns* kein Problem, nicht wahr?» Die Hünen nicken und machen sich ans Werk, während Hartmann im Hintergrund, die Leier unter dem Arm, lautlos verschwindet.

Plötzlich wurden sie alle kleiner und kleiner, grüne Winzlinge, die sich zu drehen begannen, zunächst langsam, dann immer rascher rotierend, bis der Goldstaub eines kleinen Spiralnebels sie gänzlich verschluckte. Ich versuchte, ihn mit den Augen eine Weile festzuhalten, aber er wurde zu einem zitternden Lichtpunkt, nicht mehr zu unterscheiden von den Millionen anderen Lichtpunkten der Stadt.

Ich trank den Wein rasch aus, der mich auf einmal sehr müde machte, und legte mich zu Bett. Ich wünschte mir eine traumlose Nacht, um morgen allem gewachsen zu sein, was mir bevorstand. Mein Schlaf war in der letzten Zeit immer brüchiger geworden und morgens erwachte ich unausgeruht und unerholt. Nur wenn ich von Judith träumte, versank ich in einen Kindheitsschlaf, der mich gekräftigt in den Tag entließ. So auch diese Nacht. In den ersten Monaten nach ihrem Tod war sie mir im Traum immer ohne Gesicht erschienen. Ihr Kopf schien nur aus Haar zu bestehen, hinter dem sie sich verborgen hielt. Manchmal waren es die straffen, dicken Zöpfe aus der Mädchenzeit, manchmal eine frauliche Frisur, dann wieder bedeckte sie schlohweißes Haar bis hinunter zu den Füßen. Manchmal rollte ihr Haar in mahagonibraunen Flutwellen durch den ganzen Raum, ein lebendiger Flor, der sich weiter spann und alles zudeckte. Eines Nachts fuhr sie langsam mit der rechten Hand in ihr volles Haar und zog ohne Widerstand mit der Faust eine Strähne heraus. Sie hielt sie mir entgegen. Irgendwie war es eine Opfergeste, die Gebärde, mit der man am Erntedankfest ein Bündel Ähren darbringt, und sie lächelte. Im Lächeln gewann ihr Gesicht seine Züge zurück. Es war zunächst ein verhaltenes Lächeln, das aber immer kraftvoller wurde. Schließlich lachte sie herzlich und setzte sich zu mir an das Bett.

Von nun an saß sie in meinen Träumen immer neben mir auf dem Bettrand und begann, mir Geschichten zu erzählen, so wie sie es früher oft getan hatte. Ihr Kopf war ein unerschöpfliches Geschichtenbuch, aus dessen Reichtum sie verschwenderisch schöpfte: Kindergeschichten, Mythen, Legenden, Sagen und einfache Hausmärchen. Sie kannte indische, buddhistische, tibetische und armenische Geschichten, Geschichten von Indianern, Zulus und Eskimos. Am besten gefielen mir ihre tibetischen

Geschichten, von denen sie unzählige wusste und die mich besonders anzogen, weil ihr tieferer Sinn so schwer zu erfassen war. Nie legte Judith selbst eine Geschichte für mich aus, und wenn ich ihr meine Interpretation erzählte, konnte ich sofort an ihren Augen ablesen, was sie davon hielt. Keine Auslegung ist völlig richtig und keine völlig falsch, sagte sie öfters, das macht den Reiz des Geschichtenerzählens aus. Der Erzähler nimmt seine Hörer mit auf eine aufregende Reise, aber er begleitet sie nicht bis an das Ziel, sondern überlässt sie im Wald, im Königsschloss, auf dem Mond oder in der Wüste ihrer eigenen Fantasie. Wie könnte es also für eine Geschichte eine einzige Auslegung geben?

In dieser Nacht erzählte mir Judith die Geschichte von der Frau, dem Feind, dem Hund, der Mutter und dem Fisch, natürlich eine tibetische Weisheitsgeschichte: »Einst lebte eine Witwe«, begann Judith, »die hatte einen Sohn. Die Mutter der Witwe war gestorben und wurde als Hund der Familie wiedergeboren. Auch der Vater der Witwe war gestorben. Er wurde als Fisch in dem nahegelegenen Fluss wiedergeboren. Ihren Sohn, der in einem ihrer Vorleben ihr ärgster Feind gewesen war und der sie damals ermordet hatte, hielt die Frau jetzt liebevoll in ihren Armen. Zur gleichen Zeit aß sie das Fleisch ihres Vaters, der einstmals ein Fischer gewesen war und als Fisch wiedergeboren wurde. Und der Hund, früher die Mutter der Witwe, nagte an den Gräten des Fisches, der vorher ihr Ehemann gewesen war. Damit noch nicht genug; die Witwe trat beständig den Hund – ihre ehemalige Mutter – mit Füßen und beschimpfte ihn, während sie ihren ehemaligen Feind im Schoße wiegte.«

Zunächst verwirrte mich die Geschichte Judiths. Ihre Figuren begannen mir durcheinanderzugeraten. Die Frau, der Hund, der Vater, der Fisch und der Sohn fingen an, ungehindert ihre Erscheinungen zu wechseln. Wieselflink schlüpfte der eine in die Gestalt des anderen und der andere in das Wesen eines wieder anderen. Jeder wurde als jeder wiedergeboren. Jeder fraß den anderen auf. Jeder wurde zu jedem oder war jeder gewesen. Aber dann ordnete sich das Verwirrspiel. Es glättete sich zu einem nicht abreißenden Strom, in dem sich die Schicksale von Menschen und Tieren unterschiedslos ineinander umwandelten. Jeder Übergang gehorchte den Fügungen des vorherigen Lebens. Natürlich war es kein Zufall, begann ich zu ahnen, dass Judith mir gerade diese Geschichte in dieser Nacht erzählte. Immer deutlicher sah ich uns jetzt beide, Judith, wie sie an meinem Bett saß, ihre rechte Hand auf meinen linken Arm gelegt, und ich, wie ich mit geschlossenen Augen dalag.

Jetzt war es ein luzider Traum von großer Ruhe und Gelassenheit. Später erhob sich Judith und ich drehte mich in meinem Bett zur Seite. Sie deckte mich fester zu, beugte sich über mich und glitt dann aus dem Raum.

Am anderen Morgen erwachte ich frühzeitig, aber ausgeruht. Ich fühlte mich leicht. Alles war abgesprochen, es ging nur noch darum, dass alle ihre Zusagen einhielten. Die Stadt war auf Distanz gegangen und hatte sich in einen Nieselregen zurückgezogen, aber sie lag auf der Lauer. Schon beim Frühstück war ich wieder in Rods Einflussbereich. Ein Boy brachte mir die Einladung zur Dinnerparty für den nächsten Tag und ein Fax, aus dem hervorging, *Dr. Campbell* von Rods Koordinationsteam sei ab 11 a. m. für mich zu sprechen, falls ich interessiert sei.

Das *Medical Center* hatte wie viele amerikanische Großkliniken eine pompöse Auffahrt und empfing seine Klienten durch ein ausladendes Portal. Zur Fünfsterne-Nobelherberge fehlte nur der Bell-Captain in Fantasieuniform in der Lobby oder auch nicht, denn die Unterschiede waren nur scheinbar. Die schlanken Hotelpagen, die den Neuankömmlingen alles abnehmen, waren hier bullige schwarze Pfleger, die ihre gemästeten Hintern in pralle weiße Hosen stopften oder wie auf Laufbändern um die Ecken flitzende zierliche Schwestern mit symbolischen Häubchen, die ein undurchschaubarer Trick unverlierbar mit ihren Haaren verschweißte. Auch hier wurde ständig jemand ausgerufen, wenn nicht durch die albernen Glöckchen der Pagen, so durch das herzlose Piepsen der Funkgeräte. Hier wie dort wurden die Gäste auf die Zimmer verfrachtet und scheinbar nach ihren Wünschen gefragt, um ihnen die letzte Illusion von Mündigkeit nicht zu rauben. Auch hier mussten sie so rasch wie möglich in das System integriert werden, um ihren störenden Effekt auf ein Minimum zu reduzieren. Mahlzeiten, Stoffwechsel und Ausscheidung waren ebenso kollektiv geregelt wie Schlaf und Weckrufe. Auch im Nachtleben bestanden weniger Unterschiede als nach dem ersten Anschein anzunehmen: Cocktailbars und Intensiveinheiten boten einen 24-Hour-Service, und während in der einen Sektion aufgeweckte Barkeeper mit ungerührter Freundlichkeit die Lebenslügen ihrer Problemfälle zur Kenntnis nahmen, waren es in der anderen speziell getunte Pflegekräfte, die sich anhand von EKG, EEG und kontinuierlich gemessenen Vitalgrößen einen Überblick über die Aussichten ihrer Kandidaten verschafften. Dass die Preise hier wie dort ruinös überhöht waren, verstand sich von selbst. Und an beiden Orten wollten die Klienten so

rasch wie möglich abreisen, um tunlichst so wie vorher weiterzuleben. Nicht umsonst gab man schon vor Jahrhunderten großen Krankenhäusern den Namen von Herbergen. Das *Hôtel-Dieu* in Paris mit seinen durchschnittlich 2.500 Kranken, von denen ein Viertel die Institution als Leichen verließen, ist nur eines der bekanntesten Beispiele. Sicher gab es ausgefeiltere und ausgefallenerere Varianten, so zum Beispiel das *Hospital zum Heiligen Geist* in einer norddeutschen Hansestadt, dessen prunkvolle Eingangshalle es leicht mit dem Cipriani oder Danieli in Venedig aufnehmen konnte.

Hier in Rods Reich kam aber noch irgendetwas anderes hinzu, anfänglich schwer zu fassen, mehr zu ahnen, ja, eher nur die Witterung von etwas Unbestimmtem, das alles beherrschte. Ein überlagertes System, dem alle anderen sichtbaren Systeme automatisch untergeordnet waren, ohne dass es irgendjemand erkennen konnte. Alle, die hier geschäftig durcheinander schwärmten, die Ärzte, Schwestern, Pfleger, die Leute von der Administration und Technik, der Wäscherei, den Küchen, der Entsorgung, verfolgten ihre programmierten Aufgaben. Davon waren sie so in Beschlag genommen, dass sie gar nicht auf die Idee kamen, selbst nur Teil eines viel komplexeren, übergeordneten Programms zu sein, für dessen Ziele sie eingesetzt wurden, ohne auch nur zu ahnen, dass es solche Ziele überhaupt gab. Vielleicht gehörte Rod zu den Programmierern, aber vielleicht war auch er nur Teil eines weitaus umfassenderen Programms, eines Programms, das wiederum nur ein Teil des Programms war, das als *die Stadt* in Erscheinung trat. *Die Stadt*, die keinen aus den Augen ließ, mochte sie sich im Nieselregen scheinbar unbeteiligt geben, aggressiv im kupfernen Licht des Mittags oder kosmisch in der Nacht. Aber sie war immer präsent, sie schlief nie, ihr Programm war immer in Betrieb, einmal unhörbar, dann wieder ohrenzerreißend. Es blieb aber die Mutmaßung, dass auch *die Stadt* letzen Endes ebenfalls nicht mehr war, als ein winziges Element eines weitaus umspannenderen Systems, eines Systems, dessen Machthaber jeder Wahrnehmung entzogen waren, und dessen bedrohlichster Aspekt darin bestand, dass es jederzeit außer Kontrolle geraten konnte.

Ich ließ mir an der *Information* erläutern, wie ich Dr. Campbell erreichen konnte, wobei man mir mitteilte, ich werde bereits erwartet. Ich hatte mir ein merkwürdig präzises Bild von diesem Dr. Campbell gemacht: Ein fast Zwei-Meter-Hüne, mit den bizarr breiten Schultern eines *quarterback*, zusammengewachsenen schwarzen Augenbrauen,

hochgeschorenen Haaren, und einer Trickkiste, randvoll mit allen Pro- und Kontra-Argumenten, die je im Zusammenhang mit Organtransplantationen vorgebracht worden waren, das Ganze garniert mit einer schulterklopfenden Nonchalance und als daraufgesetztes Sahnehäubchen eine durch nichts zu erschütternde Coolness.

Doktor Campbell, *Rachel*, wie sie sich vorstellte, war einer Titelseite von *Harper's Bazaar* entstiegen: fast ungehörig groß – sie überragte mich um gute zwei bis drei Zentimeter – makellos geformt, dezent aber anziehend geschminkt, mit dem Hauch eines sportlichen Parfüms, das ich allerdings erst wahrnahm, als sie in der Einheit zur Pflege – sie sagte *Konditionierung* – von Hirntoten dicht neben mir stand. Alles in allem eine kultivierte, junge Farbige, die meinen imaginären *quarterback-Doc* mit ihrem fehlerlosen Appeal gnadenlos aus dem Feld schlug.

Rachels Büro war nicht sehr groß, ganz in Weiß gehalten und ging wahrscheinlich auf die gleiche Grünanlage hinaus wie Rods Arbeitszimmer. An der Decke jedenfalls flackerten dieselben grüngelben Lichtreflexe. Auf dem Schreibtisch stand nur ein Computer – sicher waren hier alle online vernetzt –, daneben waren die letzten Hefte von *Transplantation Proceedings* gestapelt.

»Wo liegt der Dissens, um anzufangen?« begann Rachel mit einem entwaffnenden Lächeln. »Ich weiß nur von Rod, dass man Ihnen eine *kritische Haltung* nachsagt, was die Organtransplantation betrifft.«

»Vielleicht wäre es zutreffender, mich einen *skeptischen Realisten* zu nennen, Realist, weil ich natürlich weiß, dass die Transplantationsmedizin ein sich aufschaukelndes System ist, das niemand mehr aufhalten kann. Die wenigsten wollen es auch. Meine Skepsis richtet sich gegen die Grundlagen und gegen die Sinnhaftigkeit eines Therapieprinzips, das in menschlichen Organen »Ressourcen« sieht, die möglichst erschöpfend ausgenutzt werden müssen bei einigermaßen gerechter Verteilung.«

Ich hoffte nur, Rachel würde nicht sofort oder überhaupt auf eine Argumentationslinie einschwenken, die mir aus derartigen Diskussionen um Sinn und Zweck der Organverpflanzung mehr als sattsam bekannt war. Wenn es uns schon nicht erspart blieb, die Bühne zu diesem Dialog ohne Ergebnis verlassen zu müssen, dann wünschte ich uns wenigstens etwas Freizügigkeit in der Textgestaltung. Rachels Einstieg konnte sich sehen lassen:

»Professor«, sagte sie eindringlich, indem sie mir ihre rosa Handflächen entgegenhielt, »Medizin war von dem ersten Tag an, an dem

sich in grauer Vorzeit ein Arzt oder Schamane oder irgendein anderer Heiler und ein Kranker gegenüberstanden, eine Sache von *Ressourcen*. Die ersten *Ressourcen* waren *Ressourcen*, die in der Sprache lagen: Tröstung, Beschwörung, Zauberformeln. Dann kamen die einfachen *Ressourcen*, ein Kieselstein zum Beispiel, den sich der Schamane zuvor in den Mund geschoben hatte, und den er ausspie, nachdem er den Körper des Kranken mit einer Feder abgetastet hatte, als augenfälliges Zeichen dafür, dass die Krankheit nun aus dem Körper gesogen war. Dann kamen die Heilkräuter als natürliche *Ressourcen*. Was anderes hat William Withering getan, als er Herzranke erfolgreich mit einem Sud aus dem roten Fingerhut behandelte und so das Digitalis erfand? Was Sir Alexander Fleming, als er Penicillin aus Schimmelpilzkulturen isolierte? Jod, Äther, Theophyllin, alles natürliche *Ressourcen*. Herzen, Nieren, Lebern – gibt es natürlichere *Ressourcen*, gibt es *Ressourcen* von höherer Qualität als unversehrte, lebensfrische menschliche Organe? Was spricht dagegen, sie zu ernten? Ich bin stolz, dass wir im Amerikanischen von *organ harvesting* sprechen.« Dann nagelte sie mich mit ihren Augen fest, in deren Schwärze Pupillen und Iris nicht zu trennen waren. »Stellt sich nicht sehr viel dringlicher die Frage, Sir: Was könnte uns dazu berechtigen, diese *Ressourcen* aller erster Güte, diese reine Natur, *nicht* zu verwenden, unseren Patienten vorzuenthalten?«

»Dass sie von Sterbenden, das heißt, von Lebenden stammen. Sie wissen sicherlich, Rachel, dass man gerade ihrer Stadt den Vorwurf gemacht hat, quasi Kannibalismus zu betreiben.«

Rachel lachte herzlich und schlug die Hände zusammen, wie Kinder, denen man etwas Tolles versprochen hat:

»Professor, ich bin Ihnen wirklich dankbar, dass Sie mir erlauben, gleich richtig in den Clinch mit Ihnen zu gehen. Kannibalismus ist ein wunderbares Stichwort. Es ist so schön provokativ. Es ist die wunderbarste Falle, in die man seinen Diskussionspartner laufen lassen kann.« Sie lehnte sich in ihrem Bürosessel zurück und ließ die Arme sinken. Sie sah wirklich aus, als hätte ich ihr ein Geschenk gemacht, Blumen überreicht oder Konfekt.

»Kan-ni-ba-lis-mus«, sagte sie gedehnt. Sie ließ sich das Wort im Mund zergehen und fuhr sich mit ihrer hellroten Zunge über die Lippen. Dann richtete sie sich wieder auf und fuhr in ernsthaftem Ton fort:

»Ich denke, Professor, sie reden nicht, wenn Sie von Kannibalismus reden, davon, dass Menschen Menschenfleisch essen, um sich zu ernähren

– was es im Übrigen in zahllosen Kulturen gegeben hat, von der Karibik bis Polynesien, von Afrika bis Südamerika. Vielleicht kommen wir uns schon näher, wenn wir davon reden, dass Menschen zum Beispiel ihre Angehörigen verbrennen und die Knochenasche aufessen, dass sie die Leichenteile in einem Kessel kochen und diese Mahlzeit gemeinsam auslöffeln. Das wäre eine Art ritueller Kannibalismus, letzten Endes nichts als eine Sonderform eines Bestattungsrituals. Geschichten davon finden Sie auf der ganzen Welt, in Russland, Ozeanien, bei bestimmten Indianern, ich glaube, es gibt auch deutsche Märchen, die davon handeln. Aber worüber wir vielleicht reden könnten, wäre die Frage, ob es sich bei der Organtransplantation um einen *symbolischen* Kannibalismus handelt. Also wissen Sie, das, was es bei den Azteken gab, den Biss in das Herz eines besonders tapferen Gegners, das Trinken des Blutes mit einem Rohr aus der Herzhöhle. Es war eine tief gefühlte Geste der Ehrerbietung dem geopfertem Feind gegenüber: Sein Blut und das eigene miteinander zu vermengen, das war höchster Respekt vor den Tugenden des Gegners. Das Ganze zeugt von einer subtilen psychologischen Einsicht, der Einsicht, dass der Feind der beste Lehrer ist.«

Dann ließ Rachel das ganze Menschenfresser-Szenario wohl dosiert auf mich einwirken. Eine rhetorische Geschliffenheit war ihr nicht abzusprechen. Ich war mir sicher, dass sie, wie alle anderen aus Rods *Koordinationssteam*, perfekt geschult war. Und natürlich war Rachel klar, dass ich dies annahm. Die eigentlich bewundernswerte Kunstfertigkeit bestand darin, dass ihre Argumentation trotzdem völlig spontan wirkte, ein Anliegen zu sein schien, das sie aufrichtig bewegte. Nichts wirkte unreflektiert, angelernt oder formelhaft vorgetragen. Bevor ich darauf eingehen konnte, nahm sie den Faden wieder auf. Sie beugte sich vor und legte ihre Hand für einen Moment auf meinen Arm:

»Professor, ich weiß, dass Sie gleich eine Menge dagegen vorbringen werden. Aber bleiben wir noch für einen Augenblick auf dem Boden der Realitäten, hier, in dieser Stadt, in der uns vorgeworfen wird, wir transplantierten Menschen so wie in Detroit Autos fabriziert werden. Wir hatten vor einem halben Jahr eine junge Frau, Nancy, mit einer ganz ausgefallenen Stoffwechselstörung, die auch ihren Herzmuskel fast völlig zum Erliegen gebracht hatte. Nancy war glücklich, als sie einen Platz weit oben auf der Warteliste bekam. Wir waren skeptisch, weil auch nach erfolgreicher Transplantation ihre Grundkrankheit, die viele andere ihrer Organe betraf, ja unverändert weiterbestehen würde. Aber wir waren

natürlich auch neugierig, wie alles laufen würde, denn bis dahin gab es in der ganzen Weltliteratur keinen Fall einer Herztransplantation bei dieser Stoffwechselstörung. Ich will ein neues Herz, sagte sie immer wieder. Ich will ein Männerherz, am liebsten das Herz eines Fußballspielers. Nancy bekam ein neues Herz. Aber es war fürchterlich. Nach wenigen Tagen bekam sie eine schreckliche Abstoßungsreaktion, die wir mit allem angingen, was so zur Verfügung steht. Sie war ungeheuer tapfer und strahlte, was auch immer geschah, ob sie bis 40 Grad fieberte oder ihre Leukozyten fast bis auf null abstürzten. Eine Krise jagte die andere. Ihr Körper wollte dieses Herz nicht, obwohl sie, besser gesagt ihre Seele oder ihr Geist, es sich brennend gewünscht hatten. Als auch Nancy erkannte, dass die Abstoßungskrise tödlich war, bedankte sie sich tief bewegt. Ich habe es gewollt und ich habe es bekommen, sagte sie immer wieder. Es war nicht sinnlos. Ich habe *seinen* Mut bekommen, *seine* Tapferkeit, sonst hätte ich es nicht so lange durchgehalten. Mehr wollte ich nicht. Es musste kein Herz sein, das ewig schlägt, es sollte nur ein Herz sein, das mir die Kraft gab, die ich auf anderem Weg nicht mehr bekommen konnte. Kannibalismus, Sir?»

»Es ist eine Frage der Symbolik, welchen Namen wir dieser Prozedur geben wollen« hielt ich tastend dagegen.

»Ich stimme Ihnen zu, Professor, denn fast alles in der Medizin ist eine Frage der Symbolik, ein Jonglieren mit Metaphern. Das trifft für Krankheit ebenso zu wie für das, was wir unter Gesundheit verstehen. Es soll in irgendeiner Himalajaregion einen Volksstamm geben, der nur *zwei* Namen für Krankheiten kennt. Der eine Name umfasst zum Beispiel so unterschiedliche Krankheiten wie Tuberkulose, Kindbettfieber und Blutarmut, der andere Krebs, Frauenleiden und Knochenkrankheiten. Für beide Krankheitsformen gibt es jeweils nur *eine* einheitliche Behandlungsform, also Tb wird genauso behandelt wie eine Geburtskomplikation. Ethnologen, die den Stamm lange beobachtet haben, berichten von erstaunlichen Behandlungserfolgen.«

Mir fiel dazu eine angeblich wahre Geschichte aus einem kleinen österreichischen Krankenhaus ein. Irgendwie war ich dankbar für diesen Einfall, der mir Zeit für eine Verschnaufpause gab.

»Dazu kann ich Ihnen eine Story erzählen, Rachel. In einem winzigen Krankenhaus in einer abgelegenen österreichischen Waldregion liegt ein Mann, von dem keiner weiß, was ihm fehlt. Er verfällt von Tag zu Tag und es ist offensichtlich, dass er kurz vor dem Tode steht. Da lässt

man aus der Kreisstadt einen Experten kommen, der als großartiger Diagnostiker gilt. Der wirft nur einen Blick auf den Kranken und sagt: *moribundus*. Ein viertel Jahr später taucht der Patient bei dem Diagnostiker auf und bedankt sich überschwänglich mit den Worten: Herr Doktor, als Sie damals an mein Bett traten und mit einem Blick den Namen meiner Krankheit herausgefunden und ausgesprochen hatten, da wusste ich, es geht wieder aufwärts!«

Rachel war amüsiert. Offenbar kam auch ihr die kurze Entspannung im Gespräch entgegen.

»Werde ich mir merken, die Story. Ich will Ihnen auch noch einen Nachtrag nicht verheimlichen, was Nancy angeht, die partout ein Männerherz, am besten ein Footballerherz haben wollte. Das Herz, das sie bekam und dann abstieß, *war* ein Männerherz, kein Herz eines Footballers zwar, aber immerhin eines Boxers der Halbschwergewichtsklasse.« Wiederleckte sie mit ihrer rosa Zungenspitze über das irisierende Rouge der Lippen.

Rachel war beharrlich. Sie wusste genauso wie ich, dass uns der entscheidende Disput noch bevorstand, ein weiteres Glasperlenspiel mit leerem Ausgang, ein Gaukelspiel, dessen Einsatz die Grenze zwischen Tod und Leben war, eine Grenze, an deren Existenz ich mehr und mehr zu zweifeln begann. Was mir früher als zynisch erschienen war, die Vermutung des Poeten, der Gegensatz zwischen Tod und Leben sei letztlich nicht mehr als eine Frage der Ästhetik, kam mir jetzt nicht mehr sarkastisch vor. Immerhin war es ein Versuch, die Widersprüchlichkeit der beiden Begriffe aufzulösen.

»Nirgendwo wird die Gegensätzlichkeit der Begriffe Leben und Tod so erfolgreich außer Kraft gesetzt wie in der Organverpflanzung.« hörte ich Rachel in diesem Augenblick sagen. Sie sah mich dabei an, als sei es das Selbstverständlichste der Welt, dass sie meine Gedanken aufgriff und laut weiterverfolgte. Waren wir jetzt an dem Punkt angelangt, wo es gleichgültig war, wer die Argumente vorbrachte und wer sie widerlegte? Rachel, mit der auberginenfarbigen Haut, dem lächelnden Hochmut eines abgeschüttelten Sklavendaseins, ihren Harvard-Diplomen und dem festen Fleisch ihrer übereinandergeschlagenen Beine, wohlgeformte Muskelstränge einer 100-Meter-Sprinterin? Oder ich, der ich zu viel und zugleich zu wenig vom Sterben wusste, dem Tod, den es nicht gibt, viel näher stand als sie, mit meinen abendländischen Überfeinerungen des Empfindens, zwei Jahrtausende Philosophie, Musik und Literatur auf

meinen erschöpften Schultern? Ein völlig gegensätzliches Paar und doch austauschbar, was die Verwirrung unserer Hirne über unsere Sterblichkeit und Endlichkeit anbetraf? Wir würden uns gegenseitig den Tod vorführen, diesen glänzenden Schauspieler, der uns in der Verkleidung des Lebens gegenübertreten würde oder auch umgekehrt. Es war eigentlich nur eine Frage der Überzeugung, was wir für wahr zu halten hatten, wer seine Rolle besser spielte: das Leben die Rolle des Todes oder der Tod seine Maskerade des Lebens.

Also folgte ich Rachel wortlos durch die Flure und Gänge des *Centers*, rauschte ungezählte Stockwerke in sirrenden Fahrstühlen mit ihr hoch, verkleidete mich wie sie in Grün, maskierte mich, schützte mein Gesicht mit dem Einmalmundschutz und roch am Lager des hirntoten farbigen Hafenarbeiters Jeremy soundso, dem die Stahltrasse eines Beladekrans den Schädel eingeschlagen hatte, zum ersten Mal Rachels Parfüm: ein trockener, pflanzlicher Geruch, sehr klar, vielleicht wie Reisstroh, überlagert mit dem süßlichen Hauch von frischem Tierfleisch. Mit auffallend kleinen, puppenhaften Fingern zog sie die gesenkten Lider des Erschlagenen nach oben, Hände, kaum größer als Kinderhände, seidig und glänzend, geübte Hände, Hände, geschult im vorsichtigen Entblößen von Totenaugen.

»*Brunnen des Todes*«, sagte Rachel, »so erkläre ich es meinen Studenten. Es ist keine Überheblichkeit, wenn ich Sie bitte, auch in diesen Brunnen zu blicken, Sir, auch wenn Sie Professor sind und ich weiß nicht wie oft in die lichtstarrten Pupillen von Hirntoten gesehen haben. Diese Übung ist nie überflüssig. Die Brunnen sind immer gleich schwarz, aber was man auf dem Grund findet, ist jedes Mal etwas anderes.«

Sie richtete den grellen Lichtstrahl der Untersuchungslampe auf die linke Pupille des Mannes. Diese war bis an die Grenze ihrer Erschlaffungsfähigkeit geöffnet und veränderte sich nicht eine Spur unter dem Trauma des Spotlights. Der Tod sei nicht zu blenden, flüsterte mir Rachel über die Schulter zu und drängte mich tiefer zu dem Gesicht des Mannes. Ihr Körper hinter mir berührte mich nicht, aber ich wusste, er war nur durch eine Lamelle von Luft von mir getrennt, in die der Reisstroh- und Tierfleischgeruch bereits eingedrungen war. Würde ich mich jetzt aufrichten, würde ich gegen ihre Brüste stoßen, Lederbrüste, unnachgiebig, Greifbrüste, Brüste, die zu jeder Maßlosigkeit berechtigten. Immer noch hielt sie den Lichtstrahl auf die reaktionslose Pupille gerichtet, das scharf gebündelte Licht einer Verhörszene, das sich in

der Linse des Erschlagenen brach und in die Bodenlosigkeit des Brunnens darunter abstürzte. Ich folgte ihm nach durch die Pupille, die so weit geöffnet war wie niemals zuvor, glitt an ihm hinunter durch den Schacht der Vergangenheit, bis das Tiefschwarz wie bei einer Tunnelfahrt die erste Ahnung einer grauen Aufhellung erfuhr. Ein Grau, dessen Schwärze immer stärker verdünnt wurde und das sich mit dem Tiefergleiten zunehmend aufhellte, eine farbige Beimischung bekam, etwas Wiesengrün, Dottergelb und viel Lilienweiß, ein Trapez aus bunten Flecken, das mich federnd abfing. Ich schwang mich von ihm hinunter auf den grasigen Boden. Meine nackten Füße kühlten sich im Tau und hinten am Ende der Wiesen, wo bewaldete Hügelketten sich aneinander kauerten, stand die kleine winkende Gruppe: Eine Frau und drei kleinere Kinder, alles Mädchen, so schien mir. Alle winkten heftig mit dem rechten Arm und hinter mir stapfte Jeremy soundso, der Muskelmann, der Pech gehabt hatte beim Verladen an der Pier auf die Gruppe zu, und die Mädchen rannten los, ihrem *Dad* entgegen. Ich sah nach oben und über der Sommerwiese und den blauschwarzen Wäldern, zitternd in der Mittagshitze, türmte sich der Himmel auf. Er stürzte perspektivisch in der Endlosigkeit der Bläue zusammen. Sein Fluchtpunkt, nun niemals mehr wieder zu erreichen, war der Brunnenrand, den ich verlassen hatte.

Rachel musste währenddessen an die andere Seite des Bettes getreten sein. In der Hand hielt sie die ausgeschaltete Untersuchungslampe. Der Respirator blähte rhythmisch den massigen Brustkorb des Mannes. Das weiße, übergestreifte Flügelhemd wirkte wie eine Verkleidung, in der er auf einen Kinderkarneval geraten war. Bis zum Nabel war es nach oben gerutscht und gab sein mächtiges Glied frei, aus dem ein Plastikschauch kräftig gelblichen Urin in einen Beutel ableitete.

»Sagen Sie Ihren Studenten, Rachel«, hörte ich mich wie unter Zwang dozieren, »man könnte es ebenso den *Brunnen des Lebens* nennen.«

Sie entgegnete nichts und ließ wieder die rosige Zungenspitze über die Lippen gleiten. Vielleicht weidete sie sich auch an meiner Tortur, geeignete Worte zu finden, um den Widerspruch aufzulösen, von dem wir beide wussten, dass er nur den Spielregeln nach ein Widerspruch war.

»Nie in seinem Leben hat dieser Mann mit offeneren Augen in die Welt gesehen«, mühte ich mich ab, »nie war er empfänglicher für ihre Eindrücke. Im Deutschen gibt es eine Gedichtpassage: *Trinkt Augen, was die Wimper hält* – jetzt kann er trinken wie nie zuvor.«

Ich kam mir lächerlich vor, ein sentimentaler deutscher Studienrat, der mit senilen Ergüssen seiner Bildung die bluttrinkende Dämonin Kali auf der anderen Seite des Bettes zu bereden versucht. Gleich würde sie voll Verachtung zuerst ihre grüne, dann ihre weiße Verkleidung abstreifen. Mit den Sprinter-Beinen würde sie sich über den Erschlagenen auf das Bett stellen, schwarze Muskelsäulen, unter deren Bogen er, beatmet, mit Nährlösungen gesättigt, wehrlos liegen würde, ein schwarzer Gott Shiva. Sein totes, titanisches Glied würde sich unter dem bezwingenden Geschlechtsgeruch der Göttin über ihm aus seinem Märchenschlaf erheben und steil in die Höhe ragen. Langsam würde die Göttin ihren Körper tiefer senken bis sie schließlich in der Hocke beinahe das erigierte Glied berührt. Aber dann verharret sie so. Sie vereinigt sich nicht mit ihm. Sie lässt den unter ihr Liegenden den gewalttätigen Geruch des Lebens, den sie über ihm verströmt, einatmen, bis Krämpfe seinen Körper schütteln, bis er flehentlich die Arme zu heben versucht. Ein armer Lazarus im Schoße Abrahams und der Reiche fleht ihn an, er solle wenigstens die Spitze seines Fingers ins Wasser tauchen und ihm die Zunge kühlen. Aber die bluttriefende Kali verharret weiter über ihm, ihr Schoß ein verschlossenes Reich, das sich jeden Augenblick öffnen muss, aber er tut es nicht. Sie hält ihm die Quellen des Lebens hin, aber er, zum Toten erklärt wie die Lepprakranken im Mittelalter liegt gelähmt unter ihr und so bleibt ihm nur, sein Leben als zuckende Sperma Wolke nach oben zu entleeren, die sich zerstäubt wieder auf ihn heruntersenkt.

»Dass hirntote Männer Erektionen haben können und sogar eine Ejakulation, gilt als das stärkste Argument gegen die Behauptung, sie seien Tote. Aber das Phänomen ist lange bekannt. Früher, als man Verbrecher öffentlich henkte, konnte man es bei vielen der Gehängten beobachten«, sagte Rachel ruhig. »Übrigens auch bei gefallenen Soldaten auf dem Schlachtfeld.« Dann lächelte sich mich an und fuhr fort: »Eine besonders sophistische Argumentation lautet daher: Hirntote sind – zumindest theoretisch – eher in der Lage, Leben zu zeugen, als der impotente Doktor, der sie zu Hirntoten erklärt hat. *Brunnen des Todes, Brunnen des Lebens* – Professor, es ist lediglich eine Frage, von welcher Seite aus man in die Tiefe des Brunnens gelangt ist. Ist Jeremy ein Toter, wovon wir ausgehen, oder ein Sterbender, wie Sie es verfechten? – Ein semantischer Hader, nicht mehr und nicht weniger, bei dem es keine Gewinner und keine Verlierer gibt. Was ist Sterben heute? Das letzte Abziehbild des Lebens oder das erste des Todes?«

Ich konnte nichts antworten. Rachel stand mir gelassen gegenüber, die Arme über den festen Brüsten gekreuzt. Zwischen uns der beatmete Jeremy soundso, kein Lebender, kein Toter, vielleicht ein Sterbender. Mit ihren Affenfingern schob Rachel die Lider wieder über die Brunnen des Todes oder des Lebens, egal, wohin sie den Betrachter lenken mochten. Ein Pfleger bedeckte die geschlossenen Augen mit befeuchteten Läppchen aus Mull. Wahrscheinlich war ich nicht der Erste, den sie an diesem Ort zum Schweigen gebracht hatte. Sie überließ mich einer Verzweiflung, die nur ein weiteres Glied in einem weitaus umfassenderen, erstickenden Zustand höheren Verzagtseins war, eine Verzweiflung, die mich am ersten Tag erfasst hatte, nachdem ich dieses Land betrat, die mich begleitete zwischen den Abgründen der spiegelnden Wolkenkratzerfassaden und den Moosflechten des *Death Valley*, in Larys virtuellen Welten und June Maddox' kalten Höllen.

Aber es hatte nichts mit ihnen zu tun, mit Lary, mit June, mit Rod, mit Rachel, nicht direkt. Wir alle waren nur Akteure in einem undurchschaubaren Spiel, dessen Faszination darin lag, jedem die Illusion zu gönnen, er könne sich seine Rolle und seinen Text frei wählen, während ein Unsichtbarer in den künstlichen Himmeln über uns mit apokalyptischem Gelächter die Fäden zog, an denen wir aufgehängt waren.

Er hatte uns in dieser Stadt des Fleisches zusammentreffen lassen, Rachel und mich. Zu welchem Zweck? Was wollte er mit dieser Begegnung der anderen Art zwischen einem grübelnden, allmählich ranzig werdenden Professor und dieser straffen Portion schwarzrosiger Weiblichkeit, dieser Tauchspezialistin, die ihre Schätze aus den Tiefen maximal geweiteter Pupillen von Hirntoten hob, und deren Tierparfüm sogar den Tod ein wenig anmachte? Vermutlich nichts, zumindest nichts, was wir hätten erkennen oder verstehen können. Das war sein Trick. Er ließ mich stumm an den Fleischbergen der Stadt leiden. Er setzte mich in ein Straßencafé und machte mich zum kurarisierten Voyeur. Wo er mich hinlotste, zum *Golden Triangle*, zur Fontäne des *Point State Parks*, zu den Restaurants und Geschäften am *Market Square* oder hinauf mit der Seilbahn zum steilen *Mount Washington*, überall traf ich auf die *Wesen*. Unter noch so vielen Menschen erkannte ich sie untrüglich. Sie waren nicht anders gekleidet, sie gingen nicht anders, sie bestellten sich nichts anderes in den Restaurants, sie fuhren die gleichen Autos und redeten die gleichen Belanglosigkeiten, ein Recycling von Satzfolgen ohne Ende. Sie selbst waren zu Materialien in dem

unaufhörlichen Erneuerungs- und Austauschprozess geworden, in dem man sie eingeschleust hatte, zu organischen Materialien zwar, aber gerenteten, portionierten, rationierten, käuflichen Materialien mit festem Preis und festen Bestimmungsleibern. Sie tauschten ihre Hornhäute und Nieren, ihre Lebern und Knochen, ihre Herzen und Speicheldrüsen, ihre Lungen und Gehörknöchelchen. Einige begannen schon ihre Gehirne zu recyceln. Sie sogten den Feten die kostbarsten Portionen ihrer Mittelhirne ab und träufelten sie in die Schädel bewegungsstarrer Greise. Die Grenzen zwischen den Lebenden und Toten begannen sich zu verwischen, denn die Toten wurden zu Scheinlebenden und die Lebenden zu Scheintoten. Auch die Grenzen zwischen dem Ich und den Anderen waren immer schwerer auszumachen. Manche von ihnen hatten so viele Fleischportionen von einem anderen, dass diese Masse überwog und sie zu zweifeln begannen, ob sie noch sie selbst waren oder ein riesiges Organpuzzle des Anderen, also der Andere eigentlich, und sie selbst nur noch eine Portion, ein Rest ihres früheren Selbst, der beim Anderen zu einem biologischen Anhängsel geworden war.

Das war es, was all diesen *Wesen* gemeinsam zu sein schien. Irgendwie wirkten sie unbestimmt, ihre Mitte war abhandengekommen. Alle die Materialien, aus denen sie zusammengesetzt waren, hatten ihre Herkunft verloren und konnten ihre Bestimmung nicht finden. Insgesamt funktionierten sie, gar nicht so schlecht im Übrigen. Sie waren in der Lage, die Redwoodwälder in Oregon für *great* zu finden, sich Liebe zu schwören oder sich bei Termingeschäften gnadenlos das Fell über die Ohren zu ziehen. Und da die Zeremonie der wunderbaren Fleischverteilung perfekt durchorganisiert war, *ihr sollt keinen Knochen des Paschalammes zerbrechen*, und nichts verloren ging, kein Muskel, kein Häutchen, keine Sehne, kein Blutstropfen, waren sie unvergänglich geworden. Sie waren unsterblich. Nur wusste es keiner von ihnen. Darum trieb sie nach wie vor ihre Endlichkeit um, wie sie ihre Sterblichkeit nannten, die ihnen längst abhandengekommen war.

Manchmal klinkte eines der *Wesen* aus. Da rannte Judy hysterisch kreischend aus dem Supermarkt, weil sie in einem der Spiegel plötzlich ihren gläsernen Brustkorb sah mit dem martialisch schlagenden Männerherzen in der Mitte, das siebzig Mal in der Minute gegen ihre zerbrechlichen Rippen trat. Das rhythmisch hämmerte, knallte, paukte, immer lauter, sodass die Corned-Beef-Konserven in den Regalen zu scheppern anfangen und die Jim-Beam-Flaschen zu klirren. Die fette Mammy an der Kasse

schaute bereits auf, nur raffte sie den Zusammenhang nicht, noch nicht. Aber gleich würden sich alle umdrehen und in ihrer gläsernen Brust diesen satanischen Punchingball sehen, diesen rohen Ledersack, dieses viehische Männerorgan, das sie Tag und Nacht vergewaltigte, heimtückisch, denn niemand konnte ihm je etwas beweisen, jeder Geschworene aller 51 Staaten der USA würde ihn freisprechen. Klar, dass ihr nichts anderes übrig blieb, als hinauszustürmen, in einen Park zu rennen, sich unter eine Kastanie zu legen und sofort zu träumen zu beginnen, dass es in Wirklichkeit vielleicht ein ganz sanfter Junge gewesen war, dessen Herz man ihr einverleibt hatte, einer für den es wahrscheinlich das Beste war, dass er seine Kawasaki bei Regen nicht richtig im Griff hatte. Einer, der nie im Leben irgendetwas richtig in den Griff bekommen würde, ein ewiger Loser mit weichem, blondem Mädchenhaarschopf. Einer, der ihr wirklich sein Herz gespendet hatte. Dem nichts Besseres in seinem Leben passieren konnte, als das mit der Kawasaki. Einer, der vielleicht Gedichte über seine Melancholie schrieb oder für Robbenbabys regelmäßig fünf Dollar pro Monat dem World Wildlife Fund überwies. Da lag sie schwer atmend unter der Kastanie, die Brust war nicht mehr durchsichtig, aber der Junge pendelte oben im Geäst.

Aber vielleicht litt auch Rachel an dieser Stadt des Fleisches. Vielleicht parfümierte sie sich deshalb so durchdringend mit diesem herben Pflanzengeruch. Vielleicht brauchte sie diesen Aromawall gegen den Fleischgestank der Stadt. Vielleicht hatte Rod sie verurteilt, in dieser Stadt Karriere zu machen, in der Organe die einzig gültige Währung waren. Wer kein Organ zu bieten hatte, musste in diesem letzten Paradies ohne Gnade zugrunde gehen, im Angesicht blitzender Cartier-Uhren, argentinischer Steaks, knallroter Maine Lobster und schwarzer Limousinen mit sechzehn verhängten Fenstern, die vorsichtshalber zwei uniformierte Fahrer hatten, einen vorn und einen hinten, weil niemand sicher sein konnte, was Heck oder Bug war. Auf dem Rücksitz vögelte vielleicht ein sehniger Senator eine Wassernixe aus Santa Barbara, braun getönt wie ein Grillhähnchen, und auch hier galt nur die Währung der Organe. Alles wurde hier über Organe verrechnet, Grundstücke, Vorkaufsrechte, Ehekontrakte, Zuckerrohr-Optionen und Kinderseelen. Vielleicht war Rachel nichts als eine Sklavin des kleinen gierigen Jungen, der von den U-Bahn-Wänden jeden mit seinen frechen weißen Urwaldzähnen anfeixte: *Ich warte schon sechs Monate. Make a gift of life!* Vielleicht steckte er mit Rod unter einer Decke. Vielleicht war er ein verschlagener Kannibale im Schafspelz

des netten todgeweihten Jungen, ein Dämon, der nur aus einem grotesk raffinierten gierigen Gehirn bestand und einem durch nichts zu sättigenden Hunger nach Organen. Vielleicht ist er *Kirttimukha*, Antlitz der Glorie, rasend vor Hunger, das Leben, das sich selbst verzehrt. Vielleicht hatte Rod von ihm den Tipp mit dem Kali-Bild im Arbeitszimmer. So wickelten sie beide Rachel ein und gaben ihr die Gloriosität einer blutverschmierten, samenschluckenden Göttin, die ihre tiefende Schleppe aus abgeschlagenen Armen und Schädeln über die Stadt dahinschleift.

34 Am Nachmittag suchte ich das Tiergehege des Medical Center auf. »Wir bekommen sie aus *San Antonio*, Texas«, erklärte mir der Veterinär auf dem Weg zum Tierhaus, »von der *Foundation for Research and Education*. Sie haben die gesündesten Exemplare. Dieser Pavian ist ein Prachtstück, absolut frei von Hepatitisviren, von Aids und Marburg Virus, 15 Jahre alt, 26 Kilo schwer. Er hat die gleiche Blutgruppe wie John, der Empfänger, und er ist die *number thirtythree*. Zweiunddreißig Versuche wurden seit 1905 unternommen, Menschenleben durch Pavianorgane zu retten«.

Aus dem Halbdunkel des Käfigs strömte mir ein warmer Dunst entgegen. Die Gestalt kauerte aufrecht, zunächst statuenhaft reglos. Langsam zeichnete sich der Umriss der Mähne in stumpfem, angelaufenem Silber ab. Ich war mir nicht sicher, ob aus der Richtung der Gestalt ein kurzes, eben wahrnehmbares, greinendes Winseln kam. Für Sekundenbruchteile funkelten aus der Mitte der Mähne zwei dicht beieinanderliegende Blitze, dann begann die Gestalt in zeitlupenhafter Langsamkeit von einer Seite zur anderen hin und herzupendeln. Obwohl ich die Augen noch nicht erkennen konnte, gab es keinen Zweifel, dass sie mich ohne Unterbrechung fixierten. Dann reckte sich das Tier und verharrte in einer hoheitsvollen Position, den langen Gesichtsschädel nach oben gerichtet, aufgestützt auf die Arme. Das Halbdunkel begann sich zu lichten und ich konnte die starken Silberfäden seiner Schädel und Schultermähne erkennen, und nunmehr auch eindeutig, dass die eng stehenden Augen auf mich gerichtet waren. Die lang gezogene Nase, mit kurzem bräunlichem Fell bedeckt, mündete in zwei glänzende schwarze Nüstern, die kaum erkennbar witternd bebten.

Der Pavian verbreitete jetzt einen starken maskulinen Geruch, keineswegs abstoßend, eher vertraut, beinahe anziehend. Mit einem Ruck

richtete er sich auf den Hinterbeinen auf und ließ die Arme schwingen. Die kurzen schwarzen Finger trugen rundliche, ebenfalls tiefschwarze Nägel, die wie poliert glänzten. Lautlos näherte er sich, ohne mich auch nur für einen Moment aus den Augen zu lassen. Kurz vor dem Gitter hockte er sich hin und umfasste mit der linken Hand einen der Stäbe. Erst jetzt sah ich, dass es eine kleine, fellige Kinderhand war, die den Eisenstab vorsichtig festhielt. Schließlich rückte er ganz dicht vor und schob seine Nase durch das Gitter. Unsere Augen waren jetzt in gleicher Höhe und ich sah in seine braune Iris und die funkelnde Schwärze der Pupillen und durch die Schwärze zurück in alle Zeitfolgen der Evolution. Es war eine Reise bis zum Ursprung der Unschuld, bis zum Beginn der Weisheit jenseits des Wissens, bis zu den Quellen der Kreatur. Ich sah mit den Augen des Tieres, dieses atmenden Bruders, der Sprache und Schrift schon vor Urzeiten überwunden hatte, der, nur um den Menschen einen Gefallen zu tun, in die Gestalt des Thot, des uralten Mondgottes der Stadt Hermopolis, geschlüpft war, in die Rolle des Boten und des Herren des Auferstehungszaubers, und der bei der Seelenwägung der Verstorbenen die Gewichte der Herzen bewachte und sorgsam verzeichnete. Ich sah mit seinen Augen: mich und seine Wärter im Hintergrund und seine Schlächter, die seine Zerstückelung schon beschlossen hatten, und den geöffneten Menschenleib, der auf sein dunkelrotes pulsendes Herz wartete und seine glänzende Kinderleber, und ich blickte auf die blasphemischen Wolkenkratzer, die despotisch zwischen den beiden Regenbogen in den Messinghimmel über der verwirrten Stadt stießen. Und mit seinen wissenden Augen begann ich, was ich sah, zu beweinen: die Wärter, die Schlächter, die atemlose Gier der Stadt, und mich, denn ich erblickte mich durch seine Augen zum ersten Mal. Er hatte mich hinter seine Stirn genommen, damit er mich lehren konnte. Er war mein Meister und ich erkannte, dass ich nichts von dem verstanden hatte, was bisher durch meine Augen gegangen war.

Die Augen des Pavians waren noch immer auf mich gerichtet. Aus dem Dämmerlicht kam mir sein rechter Arm durch die Gitterstäbe lautlos entgegen, bis mich seine Hand fast berührte. Sie war halb geschlossen. Zögernd begann er, sie aufzumachen, bis sie vollständig geöffnet war, die Innenfläche mit den schwarzen Handlinien mir zugewandt. Es war die archaische Geste der *offenen Hand*, das Zeichen der Friedfertigkeit und des Respekts, dargestellt in unzähligen Ikonografien. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass auch ich ihm meine geöffnete Rechte entgeghielt.

So verharrten wir für Sekunden in einer spiegelbildlichen Geste. Langsam schloss der Pavian seine Hand, bis schließlich nur der schwarze Zeigefinger auf mich gerichtet blieb. Als ich ihn mit meiner Hand tastend umschloss, fühlte er sich ledern an, aber warm durchblutet. Er ließ ihn regungslos in meiner Faust ruhen. Eine starke Wärme ging von ihm aus. Sie floss in meine Hand über und vermischte sich mit ihrer Blutwärme. Für einen Augenblick waren alle körperlichen Barrieren zwischen ihm und mir aufgehoben, unsere Blutströme vermengten sich ohne Zögern.

In diesem Augenblick riss mich der Veterinär mit einem heftigen Griff an der Schulter zurück und rief mit sich überschlagender Stimme:

»Hören Sie auf, Sir, sofort! Was Sie machen, ist hochgefährlich! Paviane haben ein Gebiss so kräftig wie ein Leopard. Er hätte Ihren Finger wie einen *hot dog* durchbeißen können!« Er keuchte vor Aufregung. »Er hätte Ihre ganze Hand mit wenigen Bissen zermalmen können!«

»Er hat es nicht getan« entgegnete ich. »Er war vollkommen ruhig, er war absolut friedfertig.«

»Weil er gerade gefüttert wurde«, widersprach der Mann. »Sie hatten einfach Glück, großes Glück, Sir.«

»Ich glaube nicht, dass dies etwas mit Glück haben zu tun hat.«

»Womit sonst?«, fragte er gereizt zurück.

Was sollte ich ihm antworten und wie? In dieser Stadt, die fletschend nach Organen gierte, Organen von Toten, von Sterbenden, von Lebenden, von Affen, von Schweinen, die immer unersättlicher wurde, je größer die *Organernte* ausfiel. Eine Hydra in den Sümpfen von Lerna, deren abgeschlagene Köpfe doppelt nachwuchsen und deren Galle unheilbare Wunden setzte. Tag und Nacht legen hier die aztekischen Hohenpriester ihre Opfer mit der Brust nach oben auf den Stein. Mit den Messern aus Feuerstein schneiden sie den Lebenden die Herzen aus der Brust und legen die dampfenden und zuckenden Opfergaben in die *Adlerschale*. Die entleerten Körper werfen sie die Tempelstufen hinunter und geben sie dem Volk frei zur Zerstückelung für ein Maisgericht. Vielleicht sollte ich ihm von Buddha erzählen, wie dieser in einem seiner früheren Leben als Bodhisattva die Gestalt einer Schlange angenommen hatte, eine Geschichte, die ich von Judith kannte. Die Schlange wurde von Kindern gefangen und grausam zu Tode gequält. Der Bodhisattva hätte die Kinder mit einem einzigen Blick vernichten können. Da aber sein Herz ohne den geringsten Schatten des Hasses war, tat er dies nicht. Stattdessen

betete er für sie und wünschte ihnen, dass sie durch die Erfahrung seines Todes in zukünftigen Leben als seine Schüler wiedergeboren und zur Erleuchtung geführt werden mögen. Was sollte ich diesem Veterinär in dieser aus den Fugen geratenden Stadt über die 50.000 Tiere erzählen, die täglich in seinem Land für den Mythos *Fortschritt* geopfert werden, über die 100 Millionen Tiere, die jährlich weltweit gefoltert, zerschnitten, am lebendigen Leib verätzt, verstümmelt, vergiftet, radioaktiv bestrahlt oder mit Drogen süchtig gemacht werden? Mit welcher Waage würde er diese Hekatomben entseelter Leichen wiegen und was auf die andere Waagschale legen? Wie konnte ich ihn zum Sehen bringen, damit er begriff, was sich vor seinen Augen ereignet hatte? Er, der Pavian, mein Meister, dessen Opferung unwiderruflich besiegelt war, die Zerteilung seines lebendigen Leibes in alle Einzelheiten festgelegt – und der dies wusste – er hatte mir seine Hand friedfertig gereicht, brüderlich, und hatte meine Hand gehalten und sie nicht zerfleischt, sie nicht zum Opfer genommen.

»Warum«, hörte ich den Veterinär fragen, »warum hat er nicht versucht, Sie zu zerfleischen, Sir?«

»Weil er *entschieden* hatte, es nicht zu tun«, antwortete ich. »Sie haben es selbst gesehen: Er hatte sich entschieden, das Menschenopfer nicht anzunehmen.«

»In Uganda«, sagte der Veterinär trotzig, »haben Paviane zwei junge Frauen zu Tode gebissen und ihre Säuglinge zerfleischt. Gelegentlich fallen sie sogar Leoparden an und bringen ihnen Bisswunden bei, an denen sie später verenden, weil sie stark infiziert sind.«

Der Pavian hockte immer noch vorne am Gitter. Er verfolgte uns beide aufmerksam mit seinen flinken Augen, und wenn der Veterinär sprach, heftete er seinen Blick auf dessen Mund und begann von seinen Lippen zu lesen. Das Gespräch stockte allmählich. Die Luft in dem Tierhaus kam mir jetzt stickig und erdrückend vor. Plötzlich wandte sich der Pavian von uns ab. Er trottete in die Tiefe des dämmrigen Käfigs und kauerte sich in eine Ecke. Jetzt erschien er mir sehr klein, irgendwie in sich zusammengesunken. Er drückte sich förmlich in die Ecke und presste seinen Rücken gegen die Gitterstäbe der Rückwand, ein in die Enge getriebenes Bündel Fell. Greinend begann er am Nagel seines linken Zeigefingers zu kauen. Jetzt, wo sich meine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, sah ich, dass der Käfig bis auf eine Schüssel mit Wasser leer und klinisch sauber gereinigt war. Es war diese sterile amerikanische

Sauberkeit, eine fotografisch exakte Sauberkeit, wie von Edward Hopper gemalt, die über weiten Teilen des Landes liegt, über den Glasfassaden der Wolkenkratzer, den Rasenflächen, den Highways, den Golfplätzen und den Gesichtern und Hemden der Senatoren und die noch pathologisch verstärkt wird durch den übergangslosen Zusammenprall mit dem Dreck der Slums, den Bergen von Bierdosen zwischen schwarzen Plastikmüllsäcken, Ratten und stinkendem Unrat. Immer kleiner wurde die gott- und menschenverlassene Kreatur in der Käfigecke. Sie versuchte, sich in sich selbst zu verkriechen, sich zurückzuziehen in das kleine, hämmernde, von Ahnungen gepresste Herz.

»*Number thirtythree*«, sagte der Veterinär einlenkend, »ist für John die letzte Chance. *Machen Sie alles, was Sie nur irgendwie können*, hat er seinen Ärzten gesagt, bevor er endgültig ins Koma fiel. Dreißig Tage hat er maximal ohne eine neue Leber, sagen sie. Sie haben ihm erklärt, warum für ihn eine menschliche Leber sinnlos ist. In wenigen Wochen würden die Hepatitis-B-Viren, die seine Leber zerstört haben, die neue Leber ebenfalls angreifen und zerstören. Aber der Pavianleber können sie nichts anhaben. Der Pavian ist seine Rettung. Ein Held, der Mann, finde ich. Sagt einfach ja, ohne Wenn und Aber. Er fragt nicht, wie groß die Leber des Affen ist und wie groß seine Chance mit dieser Leber ist. John hat mit seinen 35 Jahren viel Pech gehabt, erst die Leberinfektion und dann die HIV-Infektion durch eine Blutübertragung. Wenn es bei ihm klappt, soll er gesagt haben, kann es bei anderen, die es ebenso erwischt hat, vielleicht auch klappen. Ein Held, eigentlich ein Pionier, genau genommen.«

Draußen vor dem Tierhaus blendete mich die Sonne. Sie stand hoch in dem blauen Himmel, der so sauber war wie alles andere. Drinnen, in dem sauberen Käfig, hatte der dreiunddreißigste Affe sich zu einer Fellkugel zusammengerollt, hatte sein langnasiges Gesicht in seinem Brustfell vergraben. Er war regungslos, vielleicht meditierte er oder versuchte, seinen Atem anzuhalten, das wäre *seine* letzte Chance gewesen. Aber er nutzte sie nicht, sondern gab sein wortloses Einverständnis für das Voodoo-Ritual seiner Opferung.

Zunächst kamen John und der Affe, genauer gesagt die Leber des Affen, glänzend miteinander aus. Es hatte elf Stunden und 18 Minuten gedauert, bis die Ärzte Johns ihn von seiner knotigen eigenen Leber befreit und ihm die Kinderleber des Pavians eingepflanzt hatten. Um 2.42 Uhr war das Wunder vollbracht, der Pionier und seine Pioniere

waren zufrieden. Die Leber des Pavians erwies sich als überaus eifrig. Schon nach fünf Stunden begann sie, Proteine en masse zu bilden. Man konnte sie aus dem kreisenden Blut Johns herausfischen und sie lösten Jubellaute bei den Chemikern aus, denn sie waren einwandfrei Proteine eines Pavians. Die Leber des dreiunddreißigsten Affen hatte ein neues Zuhause gefunden. Sie zeigte sich außerordentlich dankbar. Sie sog die alten Gifte Johns aus seinem Körper und neutralisierte sie. John erwachte am fünften Tag, dem Tag meiner Abreise, besser gesagt meiner Flucht, aus dem Koma. Dieser Mann, sagten jetzt auch seine Ärzte, sei ein Held. Es gehe eindeutig aufwärts mit ihm. Er könne seine Umgebung erkennen und habe sogar die Hand des Operators gedrückt. Man werde alles Erdenkliche tun, um ihn zu heilen. Man tat zu viel für John, aber das stellte sich erst später heraus. Ich las es einige Monate nach meiner Heimkehr in dem offiziellen Bericht. Man gab ihm FK 506 und Kortison und Cyclophosphamid, was sich als der entscheidende Fehler herausstellte. Man hatte die Leber des Pavians für einen Goliath gehalten, der John zu Boden ringen würde. Dementsprechend gigantisch war die Schleuder, die man verwendete. Aber die Leber des Affen erwies sich als friedfertiger David. Das Sterben des Pioniers John dauerte 70 Tage. Zuerst stockte die Galle in den Gängen der Leber. Eine Invasion von Bakterien, Viren und Pilzen drang in Johns Körper ein und löste insgesamt zehnmal lebensbedrohliche Infektionen aus. Er begann, aus Magen und Darm zu bluten. Nach drei Wochen versagten die Nieren und man musste sein Blut laufend mit der künstlichen Niere reinigen. Nach vier Wochen fiel eine seiner Lungen zusammen. Schließlich wurde er quittengelb, gelber als er es je mit seiner zerstörten alten Leber gewesen war. Schließlich machten die Pilze das Rennen. Sie setzten sich in den Blutgefäßen von Johns Gehirn fest, wucherten dort und machten sie brüchig. So verblutete sich John schließlich in das eigene Gehirn. Die Leber des Affen aber hatte Johns Körper völlig in Frieden gelassen. Ja, zum Erstaunen der Experten fand man bei der Autopsie, dass die tierischen und menschlichen Zellen sich zum Teil miteinander verbunden hatten. Fast wäre aus John und dem dreiunddreißigsten Affen eine Chimäre geworden.

35 In Rods Villa hingen keine Bildnisse von Göttinnen, keine schädelumgürteten Kalis. Diese dreidimensionale Raumverschwendung in Weiß duldete keine Farben, die nur im entferntesten

etwas mit der Farbe des Fleisches zu tun hatten. Die Kuben, Würfel und Quader der Räume waren nach den Gesetzen der Gewalttätigkeit aneinandergesetzt und übereinandergetürmt. Sie beleidigten die Augen des Betrachters, demütigten sie und machten sie zugleich süchtig nach weiterem Raum. An der Frontseite der Halle, in der die Party stattfand, etwas rechts von der Mitte, schwebte ein Objekt an der Wand, eine riesenhafte Scheibe, nicht vollständig kreisförmig, sondern am oberen Pol etwas abgeflacht, schimmernd in einer Art Silber, aber ganz matt. Es spiegelte sich in der Tiefe des Pools, der mindestens die Hälfte des Raumes einnahm, ein Replikat mit leicht verzitterten Konturen, das auf dem Grund des Beckens gesunken war. Dort lag es schwer, ganz aus Metall, ein ungehobener Schatz, dessen Geschichte keiner kannte und der darauf wartete, geborgen zu werden.

Später erklärte mir Rod, der Künstler sei ein Pole gewesen, ein Trinker, ein *Rotweintrinker*, einer jener Trinker, die kontinuierlich Tag und Nacht den Wein in gleichen Quantitäten zu sich nehmen. Er habe nur diese eine Form von Objekten hergestellt, aus Holz, aus Metall, aus Ton, keines völlig kreisförmig, jedes mit einer etwas anderen Abweichung, sodass es keine zwei völlig identischen Stücke gäbe. Er habe sich mit dem Argument *Tittel iss Terrorr* geweigert, irgendeinem seiner Werke einen Namen zu geben. Jetzt lebe er in einer Blockhütte in der Sierra Nevada. Sein Galerist versorge ihn regelmäßig mit Rotwein, denn noch habe er die Hoffnung auf neue Kreis-Objekte nicht aufgegeben. Der Künstler aber winke ständig ab, weil er noch *auf der Suche nach der idealen Abweichung vom vollkommenen Kreis* sei.

»*Terrific, isn't it?*«, hörte ich Rachels Stimme hinter mir. Wann war sie aufgetaucht und wer hatte sie in meiner Nähe postiert? Sie schien mir jetzt noch größer als im *Medical Center*, vielleicht wegen der hohen Absätze. Sie trug ein weißes Cocktailkleid und hatte sich dezent geschminkt. Auf den Lippen die Spur eines violetten Schimmers, schieferfarbenen Lidschatten, keinerlei Schmuck. In der Hand hielt sie ein Glas mit einer schwachrosa öligen Flüssigkeit, in der ein einzelner Eiswürfel schwamm.

»*Kwai Feh*«, erklärte sie mir. »Der Drink des Jahres in Nordamerika, am besten mit etwas Champagner gemischt. Ich trinke ihn allerdings am liebsten mit Eis, mit *einem* Würfel, mehr würde den Geschmack verwässern.«

»Was ist *Kwai Feh*?«

»In der T'ang-Dynastie verwöhnte Kaiser Ming seine Konkubinen damit, ein Likör aus Litschipflaumen. Er machte sie regelrecht süchtig und sie umschnurrten ihn wie Katzen im Mai. Versuchen Sie, Professor!.«

Sie drängte mir das Glas an die Lippen, sodass mir ein süßlicher Schwaden tropischer Früchte in die Nase stieg.

»Ich habe noch nicht davon getrunken, Sir«, sagte sie mokant und hielt mir ihren *Kwai Feh* hartnäckig an den Mund. Um mich wenigstens etwas zu wehren, konterte ich:

»Dass Sie medizinhistorisch topp beschlagen sind, Rachel, weiß ich inzwischen. Aber dass Sie auch in der chinesischen Historie zuhause sind, verblüfft mich ganz ehrlich.«

»Und wie!«, sagte sie ernsthaft. »Die Story steht hinten auf jeder Kwai-Feh-Flasche. Aber das ist jetzt das letzte Angebot!«

Ich spürte den aufdringlichen Druck, mit dem sie das Glas an meine Unterlippe presste. Sie drängte mir den Likör mit der gleichen professionellen Geste auf, mit der Krankenschwestern dahindösenden Alzheimerpatienten Vitaminsäfte einzuflößen versuchen, in die sie hinterhältig ein Testpräparat für Demente gemischt haben. Eine penetrante *Väterchen-trink-schön*-Gebärde, eine lächelnde Entmündigungszeremonie. Dabei ließen mich ihre Taucher-Augen nicht aus dem Blick. Wieder stand sie in einer Distanz vor mir, die um jenen Hauch zu kurz war – vielleicht nur um einen halben Zentimeter –, der noch zulässig erschien. Sie hatte ihren Raubtierfuß in mein Revier gesetzt und wartete gelassen ab, während sie mich oben tränkte. Ich schluckte das süßliche Öl. Es war erfrischend kalt und weniger zuckerig, als ich befürchtet hatte. Eine leichte, spielerische Süßigkeit, die sich aromatisch im Mund verbreitete, nicht weit entfernt von der Grenze zu schäumenden Kinderlimonaden auf Sommerfesten. Dann entzog sie mir das Glas und tauchte ihre korallenrote Zungenspitze in den Likör. Sie ließ sie gleichförmig darin schwimmen, ein obszönes Bad, bei dem sich mich weiter fixierte. Sie wick keinen Hauch aus meinem Revier, sie atmete darin, sie machte sich darin breit, nicht körperlich, sondern mit ihrer Aura, ihrem kultivierten Weibchenbouquet. Sie war sich ohne Frage bewusst, wie sehr ich an der Nähe von Menschen litt, ein in die Enge getriebenes Tier, das keinen Fluchtweg findet, und dessen Verzweiflung durch ihren Einbruch in sein Revier an die Grenzen getrieben wird. Dann trat sie abrupt einen Schritt zurück. Auch das hatte sie sorgfältig berechnet. Den Schock des plötzlichen Alleingelassenseins. Da stand ich, ein Aussätziger in einer

Cocktailpartymenge, dessen Ansteckungsfähigkeit einen Hof um ihn entstehen ließ, eine Quarantäne, die alle stillschweigend billigten.

»Sehen Sie, Professor«, lenkte sie plötzlich ab und wies mit dem Kinderfinger in die Tiefe des Pools. »Der Schatz im Silbersee, nicht wahr? Wollen wir wieder tauchen? Aber ich denke, das hätte keinen Reiz, denn wie sich gezeigt hat, müssen wir jeweils von verschiedenen Seiten der Oberfläche eindringen. Ich könnte zwar hier vom Rand hineinspringen, aber wie kämen Sie auf den Grund, damit wir uns an der Grenzfläche treffen? Und wahrscheinlich würden Sie wieder versuchen mir zu erklären, dass der Schatz, den ich von oben und den Sie von unten gesehen haben, nicht ein und derselbe sind.«

»Ich denke, Rachel«, erwiderte ich mühsam, »ich möchte von keiner Seite mehr eintauchen. Der Schatz oder der Stein oder der Fund, was immer Sie wollen, immer liegt er auf der anderen Seite. Vielleicht möchte ich, wenn ich überhaupt etwas möchte, in etwas sein, mich einfach in etwas befinden, das kein Oben und kein Unten hat, kein Innen und kein Außen. Es dürfte auch keine Schwerkraft haben, keinerlei Anhaftung, es müsste richtungslos sein, sehr hell, aber eine Helligkeit, die nichts mit der Qualität von Licht zu tun hat, ein leeres Hell, besser gesagt eine helle Leerheit. Judith hat mir davon erzählt, Judith war meine Frau, meine einzige. Sie ist vor einigen Jahren gestorben. Niemand weiß genau, woran. Gestorben ist nicht der richtige Ausdruck. Es war mehr eine Übereinkunft zwischen ihr und mir, dass sie gestorben war. In Wirklichkeit war es ein Prozess, an dessen Ende sie schließlich gelangte, der aber dann wieder völlig offen wurde. Sie hat diesen Keim Sehnsucht in mich gesenkt. Sehnsucht ist auch nicht das richtige Wort. Es ist vielleicht eine Art von existenziellem Verlangen zur Überwindung von Existenz.«

Warum erzählte ich ihr das, gerade ihr, meiner Tierpeinigerin mit ihrem Auberginekörper in makellosem Weiß? Warum stand ich vor ihr in meiner kreisförmigen Quarantäne, in meinem altmodischen englischen Zweireiher, ein Fossil mit Anfällen von abendländischer Verzweiflung inmitten von zweihundert papageifarbenen Tausend-Dollar-Jacketts, in das sich jeweils ein lilahaariges ausgetrocknetes Gespenst eingehängt hatte, schlotternd in zu weiten Lagerfeldverhüllungen? Vielleicht weil ich sicher war, dass sie diejenige war, die mich in dieser Gala der Absurditäten am wenigsten verstand? Oder vielleicht am besten?

Rachels Reaktion war undurchsichtig. Sie lotste mich in eine Sitzecke und nötigte mich zu einem eigenen *Kwai Feh*, diesmal mit Champagner.

Die fruchtige Süße ging damit verloren. Ich trank jetzt eine Edellimonade, die keine Bilder auf den Plan rief. In der Halle schien es trotz der vielen Gäste kälter geworden zu sein. Die ganze rechte Seite bestand aus einer riesigen Glasfront, die den Blick nach unten auf die Stadt freigab, die in der strukturlosen Schwärze der Nacht irisierte, die mich mit ständig wechselnden Panorama-Ansichten verfolgte, die immer da war, die, wenn man sie nicht sehen konnte, sich durch ihre mahlenden Geräusche bemerkbar machte, die tückisch geräuschlos werden konnte, die sich aber immer irgendwie verhielt und gebärdete. Jetzt täuschte die Stadt Desinteresse an mir vor, wahrscheinlich nur, um mich in die Falle zu locken. Sie wollte mich zum harmlosen Betrachter machen, mich beschwichtigen und einlullen. Dann würde sie von einer Sekunde zur anderen ihre Maske fallen lassen und ihr wahres Gesicht zeigen, die Lichtfassaden ihrer Wolkenkratzer wie protzige Kunstzähne blecken, sich mit ihren Laserbündeln in die Retina einbrennen.

»Sie finden sie abstoßend, Professor?«, riss mich Rachel aus meiner Beobachtung.

»Wen?«, fragte ich albern zurück. Denn natürlich gab es für uns beide keinen Zweifel, wen sie meinte.

»Die Stadt«, sagte sie kurz. »Diese Stadt, die Sie am liebsten als Kannibalenstadt beschimpfen würden. Abgesehen davon, dass jede Großstadt im Kern nichts anderes ist als durchorganisierter Kannibalismus. Aber Sie wissen, welche Form von besonderem Kannibalismus gemeint ist. Wir haben uns, denke ich, darüber verständigt.«

»Ist es nicht besser, wir bleiben bei der bewährten amerikanischen Methode, wonach Amerikaner ihre Gäste grundsätzlich nur danach fragen, ob sie irgendetwas *nett* finden?«

»Wie Sie möchten, Sir. Also: Stößt Sie nicht diese besonders nette Kannibalenstadt, die einen besonders netten Kannibalismus pflegt, ab?«

»Sagen wir so, Rachel: Es ist eine Stadt, in der ich mir *alles* vorstellen kann. Aber was auch immer geschieht, es wird immer legal sein. Es wird gegen keine verstaubten Gesetze verstoßen, gegen keine Konventionen, die alt wie Dinosaurier sind. Denn das Geheimnis dieser Stadt besteht darin, dass in dem Maße, wie ihre Gefräßigkeit wächst, auch ihre Kunstfertigkeit wächst, diese Gefräßigkeit zu legitimieren, sich selbst dafür zu ermächtigen. In ihren Gesetzen ist sie ihren Taten schon immer einen Schritt voraus. Die Masse der Stadt ist pausenlos damit beschäftigt, sich auf jede erdenkbare Art gegenseitig zu verschlingen ohne jede Spur eines

Gewissens. Diese altmodische Instanz ist längst abgesetzt. Sie wurde aufgelöst von einer kleinen Gruppe, die in schalldichten Konferenzräumen, hoch oben in den letzten Etagen eines der babylonischen Türme, pausenlos tagt und wohltönende ethische Verlautbarungen produziert. In Wirklichkeit schreiben sie dort die Gesetzestafeln um. Wieder und immer wieder, bis niemand mehr gegen irgendetwas verstößt. Darum ist dies die Stadt, in der ich mir *alles* vorstellen kann.«

Irgendeiner der Kellner musste mir wieder *Kwai Feh* eingeschenkt haben, wieder mit Champagner. Mein Glas war bereits halb leer, und der pomadige Mix begann mich in eine Stimmung zu versetzen, von der ich nicht sagen konnte, was überwog: Resignation oder ein Drang zur Auflehnung. Ich wollte Rachel abschütteln. Ich hatte unsere ausgeklügelten Wortgefechte satt, diese Rituale, die wir absolvieren mussten, weil wir uns darauf eingelassen hatten, wohl wissend, dass wir kein Ergebnis erwarteten. Diese Debatten, die einer gewissen Obszönität nicht entbehrten, denn sie hatten einen exhibitionistischen Zug und waren gerade deshalb ebenso harmlos wie fruchtlos. Unsere Gespräche waren abgekartet, so wie mir in diesem Land alles abgekartet erschien: seine Wohltätigkeit, seine Kriege, seine Prüderie, sein Rassismus, seine Handelsbeziehungen und sein Drogenproblem. Wahrscheinlich hatte Rod oder ein Über-Rod, der wiederum Rod manipulierte, uns mit diesem Kunstkniff einer geistreichen Endlosdiskussion kaltgestellt, zu Popanzen degradiert, die sich mit Cocktailgläsern in der Hand zwischen Millionären ihren Salbadereien über Leben und Sterben hingaben.

Ich spürte, ich war an einer hauchdünnen Grenze, an der Grenze, die mich gerade noch davor bewahrte, Rachels blütenreines Cocktailkleid mit einem Ruck herunterzureißen, sie in die Menge der Cocktailschlürfer zu stoßen, auf einen der 5.000-Dollar-Designer-Glastische zu postieren und sie den verstummenden Gaffern als das zu präsentieren, was sie mir im Augenblick erschien: Kali, die göttliche, schwarz, nackt und blutverschmiert, mit entblößten Zähnen, aus dem Mund hängender Zunge, die sich hin und her wiegt in den Hüften, Grauen erregend und friedfertig zugleich. Die Girlande aus Totenschädeln schwankt im gleichen Takt, ebenso der Gürtel, an dem die abgeschlagenen Arme baumeln. In ihrem Körper lässt sie das Leben aufblühen wie eine fleischfressende Pflanze, als Venusblütenfalle vielleicht, die mit ihren keuschen, weißen Blüten ihre Opfer einfängt. Aber ebenso gedeiht dort der Tod. Er kommt als zartes, blässliches Kind, schrecklich hilflos, sodass ihn alle in ihre Arme

schließen wollen. Die Gäste stellen ihre Cocktailgläser zur Seite, sie rutschen auf ihre steifen Knie, sie falten die Hände und vollziehen ihre Niederwerfungen, eine um die andere, zu Kalis Füßen. Den Herren purzeln dabei die Brieftaschen mit den dreihundsechzig Kreditkarten und den gebündelten *greenbacks* aus den Jacketts, und die *Bulgari*-Gehänge der Damen klimpern als Zeremonienglöckchen gegen den Schieferboden.

Aber zugleich fürchtete ich auch, Rachel könnte mich allein lassen in dieser Menschenhorde, die nur von Rods Gnaden ihr Leben fristete. Denn natürlich war ich mir mittlerweile sicher, was die Gäste hier zusammengeführt hatte. Die Witterung, die ich mir in dieser Stadt erworben hatte und die durch nichts zu täuschen war, verriet es mir unbeirrbar: Hier scharten sich ausschließlich *Wesen* zusammen, *Wesen*, die Rod geschaffen hatte, Organpuzzle von höchster chirurgischer Kunstfertigkeit. Nächtelang hatte er sie mit seinen freundlichen grünen Hünen zusammengesetzt, *Hartmanns* Knabenstimme im Halbdunkel. Rod blieb bescheiden im Hintergrund, er verzichtete auf Ovationen, geschweige denn Niederwerfungen. Dafür hatte er Kali inthronisiert. Aber Kali, das heißt Rachel, drohte mir in der Menge der *Wesen* abhandenzukommen. Wie konnte sie mich, der ich unfähig zu irgendeiner Bewegung war, sprachlos, verloren, der verlorenste Mensch auf diesem Kontinent, nein der Verlorenste überhaupt, ein Unbehauster, ein zwischen alle Welten, Werte und Systeme Geratener, wie konnte sie mich verlassen, aussetzen wie ein heimlich in Schande geborenes Kind?

»Wohin geht die Reise, Professor?«, hörte ich Rachel neben mir fragen. Wir saßen auf der pompösen Terrasse, die der Halle vorgelagert war, auf einer Steinbank zwischen Pflanzenkübeln mit ausladenden Palmen. Die Lichter fielen als gelbe Rhomben auf die Terrakottafliesen. Rachel hielt meine Hand. Ihre Hand war blutwarm, fast heiß, aber überraschend klein, viel kleiner als ich dem Augenschein nach vermutet hätte, beinahe zierlich. Ihr Griff hatte nichts Aufdringliches, eher etwas Besorgtes. Ein Griff, mit dem man alte Menschen zu ihrem Lehnstuhl führt oder über die Straße geleitet, ein irgendwie altmodischer Griff, ein Griff, den am besten niemand sehen soll.

Die Nacht, in der wir saßen, war kalt, obgleich es Ende Juli war, der Himmel sternlos, homogen schwarz und ohne Dimension, nur am Rand diffus aufgehellt durch die Lichtzonen der Stadt unten, von der im Augenblick nicht das geringste Geräusch heraufdrang. Aber das

konnte wieder eine ihrer Finten sein, ihr erneuter Versuch, sich aus dem Bewusstsein dessen, den sie verfolgte, fortzustehlen, um ihn dann überraschend mit einer Lärmwalze niederzumalmen.

Ich wusste nicht, wie wir auf die Terrasse gekommen waren. Was sollte ich antworten? Welche Reise? Welches Ziel? Immer war ich *en route*. Start und Ziel gab es nicht. Alles war nur ein ungerichteter Zustand. Aber auch die Richtung blieb ungewiss. Ich wunderte mich, dass ich überhaupt wahrzunehmen war. Wieso konnte Rachel meine Hand halten? Wieso mich etwas fragen?

»Ich dachte mir, Professor«, hörte ich Rachel weiterreden, »es könnte besser sein, wenn wir auf die Terrasse gehen. Etwas Nachtluft, sie könnte Ihnen gut tun. Sie wirkten ein wenig abwesend, vielleicht, besser gesagt, ich war mir nicht sicher, *wo* Sie sich gerade befanden. Irgendwie schienen Sie mir unterwegs zu sein, *en route*.«

Sie sagte tatsächlich *en route*. Plötzlich fühlte ich mich von ihr gänzlich verstanden. Schuldgefühle überkamen mich. Wie konnte ich in ihr eine fleischschmatzende Kali sehen? Was hatte sie mir getan? Sie war höflich zu mir gewesen, sicherlich auch offen. Sie hatte sich geduldig mit allen meinen Argumenten auseinandergesetzt. Sie kümmerte sich auf dieser Party um mich, *rührend* könnte man fast sagen. Eine bezaubernde, geistreiche junge Frau. Sie würde mir ein Glas Wasser besorgen, wenn ich sie jetzt darum bäte. Dass sie mich an der Hand hielt, sprach nur dafür, dass sie um meinen Zustand wusste, meine Verlorenheit, dass sie ahnte, wie sehr ich litt in diesem Land, *ihrem* Land, in dem sich schon so viele bemüht hatten, es mir verständlich zu machen, seine Gebräuche, seine Fortschritte, seine Visionen, dieses *Aufbruchland*, vor dem wir als Europäer immer wieder kleinlich verzagen und uns gleichzeitig anmaßen, es zu verachten. Aber das war nicht das Entscheidende. Sie, eine Tochter des Fortschritts, hatte Verständnis für meine Zweifel, meine antiquierten Grübeleien, meine abendländischen Skrupel. Sie war viel geduldiger und einführender mit mir, als ich es mit ihr gewesen war. Nichts nahm sie mir übel. Für alles hatte sie ein Einsehen. In der kosmischen Leere, in der ich dahintrieb, gab sie als Einzige Wärme, einen rettenden Funken Leben, war sie der einzige Ort der Geborgenheit, ein warmes, urzeitliches Meer, in das ich tauchen konnte. Sie war das Mütterliche, das uns einhüllt und uns behütet vor allen Nachstellungen dieser Erde.

Ich saß neben ihr und fror nicht mehr in der kalten Julinacht und in dem hinterhältigen Schweigen der Stadt dort unten. Ich saß ganz

aufrecht. Ich hatte das Gefühl, sehr klein zu sein, ein Männchen in einem zu weit gewordenen englischen Zweireiher mit einem riesigen Kopf, dem hochgewölbten Stirnschädel eines Außerirdischen, bis zum Bersten gefüllt mit Wissen und Unwissen, beides unlösbar vermengt. Und Rachel an meiner rechten Seite hielt immer noch *fürsorglich* meine Hand. Die Wärme, die von ihr ausging, bewahrte mich vor allen unausdenklichen Bedrohungen, die ringsum lauerten, hinter den Palmkübeln, hinter den Köpfen der *Wesen*, die jetzt alle in einer Niederwerfung verharren – aber Kalis Thron war leer, sie merkten es nur nicht – hinter dem Lichtband der Stadt am Rand des Nachthimmels, hinter dem endlosen Dahinter.

»Wollen wir hingehen, Sir?«, fragte sie behutsam. Ich war unfähig zu antworten, aber sie spürte auch so meine Zustimmung. Immer noch hielt sie mich an der Hand. Sie *führte* mich hinein in die Halle. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich *geführt* wurde. Die schreckliche Barmherzigkeit des Betreutwerdens wurde mir schlagartig bewusst, der Judaskuss der Hilfsbereitschaft brannte auf meinem Gesicht, der sanfte Zug der Hundeleine, an der ich hing, durchschnitt meine Haut. Ich wollte Rachels Hand loslassen, aber unsere Finger waren tonisch verklammert. Sie bugsierte mich wieder zu der Sitzgruppe von vorhin. Ein Kellner kam und brachte mir ein Glas Mineralwasser. *Sie* musste es bestellt haben, für mich, unbemerkt. Sie drückte es in meine freie Hand und ich begann automatisch, in kleinen Schlucken zu trinken. Dann ließ sie meine Hand los. Das kalte Wasser lief flink und prickelnd frisch durch meinen Brustkorb und versickerte in meiner Körpermitte. Jetzt fühlte ich mich gelöster. Die Sprache kehrte wieder, zumindest war es mir wieder vorstellbar, zu sprechen. Nach einer wortlosen Übereinkunft begannen wir, die Partygäste zu beobachten. Eine Band, die Musiker in blauen Fantasieuniformen mit glitzernden Borten, die ich bisher nicht wahrgenommen hatte, begann zu spielen. *Hello Dolly* oder irgendetwas anderes, furchtbar Verstaubtes.

36 *Hello Dolly* versetzte die Partygäste in eine gleichförmig rhythmisch ruckende Menge. Ihre Synchronisation war perfekt. Die armdünnen Hälse der Frauen mit den fingerdicken Venen links und rechts glitten in abgehacktem Takt vor und zurück. Die Diamantcolliers klopfen im Gleichklang auf die Pergamenthaut ihrer Dekolletés und die Smoking-schleifen der Männer wippen im selben Rhythmus. Auch die Organe,

die sie sich Mithilfe von Rod angeeignet hatten, unterlagen dem Diktat des Metronoms, dem sie alle gehorchten: Die Herzen pendelten zwischen den Rippen, ihre Lebern wippten und die Nieren schwangen, wie *Hello Dolly* es ihnen befahl. Die Masse war zu einem zuckenden riesigen Organ geworden und Rod war der begnadete Erschaffer des Ganzen.

Die Huldigungen, die er entgegennahm von den Ranchern, Senatoren, Stars und Industriellen, zeugten von jener Gelassenheit, deren Nährboden unversiegbarer Reichtum und rücksichtslose Machtausübung sind. Rod nahm sie mit einer Art schulterklopfender Herzlichkeit entgegen, die betont, dass sie alle Mitglieder der gleichen exklusiven Gemeinschaft waren. Aber war dies alles? Waren sie wirklich nur eine auserlesene Gruppe von Geschöpfen, die ihre Existenz, zumindest ihr Wohlergehen, einem einzigen Mann verdankten, den sie jetzt auf ihre Art ehrten, nachdem sie ihn zuvor exorbitant honoriert hatten? Je klarer mein Kopf wurde, je mehr wieder Wärme in meinen Körper zurückkehrte und je länger ich diesen Reigen der durch Rods Kunst und Gnade Davongekommenen beobachtete, desto skeptischer wurde ich, dass dies das einzige Motiv war, das sie an diesem Abend zusammengebracht hatte.

»Die Klientel tanzt und Sie spekulieren, warum sie das tut?« Rachel hatte sich wieder geschickt in meine Gedankengänge eingefädelt.

»Dankbarkeit, wäre das kein ausreichender Grund?«

»Es wäre *ein* Grund, Sir, aber ein etwas magerer, finden Sie nicht?« Die Stimme, die sich in unser Gespräch einmischte, gehörte zu jemandem, der sich an der Grenze zwischen überzogener Aufgeräumtheit und einem handfesten Schwips befand. Der Gast war untersetzt, pausbäckig und hatte blaue Augen, die einmal unangenehm flink gewesen sein mussten, jetzt aber etwas Schwimmendes an sich hatten.

»Jeremy Lafontaine«, stellte er sich vor, wobei er *Lafontaine* vollendet französisch aussprach, aber sofort hinzufügte: »*Lafontaine* ist das einzige französische Wort, das ich kenne, und, um offen zu sein, das ich hasse, weil es keinen lebenden Amerikaner gibt – außer mir –, der es richtig aussprechen kann. *Lejfountejn*, wenn ich sie das schon sagen höre ..., aber lassen wir das. Es ist der Preis dafür, von Hugenotten abzustammen. *Longhorn*, *Lovebird*, was Sie wollen, alles wäre mir lieber. Aber um zu Ihren Überlegungen zurückzukommen, Sir: Ihren Dank haben die Damen und Herren hier alle längst erwiesen, mit ihren Honoraren, mit überschwänglichen, höchstpersönlichen Dankbriefen, mit generösen Spenden, mit Stiftungen für Rods Organisation. Vielleicht auch – aber

wer möchte so weit gehen? – mit gewissen juristischen Lockerungen, die das Funktionieren des Systems noch mehr erleichtern, vielleicht auch nur mit ihren Gedanken, sagen wir genauer mit *Auslegungen*, was die Werte seiner Arbeit betrifft. Unter den Gästen sind mindestens zwei *Vordenker* der Ostküste. Wie sie Rods Methoden begreifen und ausdeuten, ist für die halbe Nation so gut wie verbindlich. Es ist bei Weitem mehr, als Dollars in irgendeiner Höhe bewirken können. Wir leben, das vergessen die Europäer immer wieder, in einem pruden Land mit restriktiven moralischen Ehrbegriffen. Wer es versteht, hier eine gewisse Flexibilität, ja Dynamik hineinzubringen, kann Unglaubliches in Gang setzen. *Davon* hängt die Zukunft des Systems ab. Es ist so etwas wie ein *ethisches Sponsoring*, so könnte man es nennen.«

»Und Jeremy«, mischte Rachel sich ihrerseits in das Gespräch ein, »Jeremy ist die Posaune dafür. Eine lautlose Posaune, aber eine sehr wirksame. Er träufelt das stille Gift der abgesegneten Meinungen in ungezählte Ohren. Wie er das macht? Jeremy, verraten Sie es dem Professor, obwohl ich vermute, dass die Methoden in seinem Land nicht grundsätzlich verschieden sind.«

»Rachel hat eine bezaubernde Art, mich dazu zu bringen, die Hosen herunterzulassen. Aber wahrscheinlich vermuten Sie schon, wie es geht. Es genügt ja weiß Gott nicht, dass unsere Vordenker nur irgendwie im Stillen so vor sich hindenken. Die Resultate, die dabei herauskommen, müssen niedergelegt werden. Wie kann man das tun? Gut, man kann Fachbücher schreiben, aber die werden meistens nur von den Autoren selbst gelesen. Sogar die Kritiker rühren ihren Brei in der Regel aus dem Klappentext und ihren Vorurteilen zusammen. Wo also sind die Gedanken der Vordenker besser aufgehoben? Erraten: Im Feuilleton eines Blattes, das von einer Schicht gelesen wird, die das Vorgedachte in der nächstbesten Diskussion als eigene Überzeugung in die Welt setzt, ein perfektes Schneeballsystem der Meinungsmultiplikation, noch ein bisschen abgerundet durch eine Talkshow hier und eine Sendung dort, die vielleicht *Scientific America for Everyone* oder so ähnlich heißt. Und jetzt haben Sie es bestimmt erraten, ich bin der Mann, der über die Feuilletonbeiträge entscheidet. Abgesehen davon, dass ich Rod eine zweite Leber verdanke, nachdem ich mit der ersten, na sagen wir einmal etwas unökonomisch umgegangen bin.«

Jeremy ließ sich einen weiteren Whisky servieren und wartete die Wirkung seiner Worte schlürfend ab. Meine Erschöpfung begann sich

wieder langsam auszubreiten. Mein Zynismus war ein Versuch der Gegenwehr:

»Aber ist es dazu nötig, dass zweihundert Menschen zusammenkommen und sich wie ein mechanisches Ungeheuer zu *Hello Dolly* hin- und herbewegen?«

»Für die Meinungsverbreitung selbstverständlich nicht, da stimme ich Ihnen zu. Aber genügt es, wenn ein Klan im Stillen weiß, dass alle einer bestimmten Idee anhängen? Oder ist es nicht ebenso wichtig, dass sie sich ab und zu zusammenfinden und zu *Hello Dolly* tanzen, um ihre Verschwörung zu erneuern? Es ist ganz einfach ein unerlässliches Ritual, eine Reverenz, die sie Rod bezeugen müssen und die ihnen selbst die Angst etwas nimmt.«

»Welche Verschwörung? Welche Angst?«, wandte ich ein.

Jeremy schien jetzt in jenen Zustand von Trotz zu geraten, der den Auftakt zum Angetrunkensein bildet.

»Lassen wir die Fantasie ein wenig spielen, Sir. Als Arzt werden Sie wissen, dass alle diese Tänzer *eine* gemeinsame Angst verbindet, seit sie einmal am Abgrund gestanden haben. Man hat ihnen versichert, wie unglaublich lange die Filetstücke, die man für sie ausgesucht und ihnen verpasst hat, funktionieren werden. Verdammt lange, aber nicht ewig. Und wenn sie nicht gestorben sind ... eines Tages ... an Krebs oder Alzheimer oder Suizid, werden sie wieder am Abgrund stehen. Und natürlich ist ihnen allen klar, dass unser großes, wunderbares Amerika *alles* herstellen kann, buchstäblich alles, bis auf das, was sie dann wirklich brauchen, wenn sozusagen die Stunde der zweiten Wahrheit gekommen ist. Sie brauchen ein neues Organ! Das ist das gnadenlose Nadelöhr, durch das sie hindurch müssen. Was also tun sie, vorausschauend, wie sie sind? Sie schließen sich zusammen und beginnen gemeinsam, an dem Nadelöhr herumzumanipulieren, es ein wenig größer zu machen. Was heißt ein wenig? So groß, dass sie mit Sicherheit noch einmal hindurchschlüpfen können. Fantasieren wir weiter: Ist es das, wofür sie jetzt *Hello Dolly* tanzen, ihr Stammestanz, zu dem sie zusammenkommen, um ihre Existenz zu sichern?«

Er lehnte sich zurück und vertiefte sich in einen weiteren Whisky.

»Vielleicht«, wandte Rachel behutsam ein, »sollten wir die Gedankenspiele als das nehmen, was sie sind: Spiele. Unser Professor hat außerordentlich viel erlebt in unserer außergewöhnlichen Stadt. Er ist, so denke ich, hierher gekommen, um unsere Methoden zu studieren, unser

System kennenzulernen. Aber ich weiß nicht, ob er auch noch an unseren Spielen interessiert ist.«

Jeremy Lafontaine berappelte sich und stemmte sich hoch. Er machte eine Bewegung, die man als misslungene Verbeugung verstehen konnte.

»Es tut mir leid, Sir, wenn ich Sie zu sehr in Anspruch genommen habe. Was wäre ich ohne Rachels fürsorgliche Lenkung ...?«

Aber meine Widerspenstigkeit war jetzt so gewachsen, dass ich nicht mehr nachlassen konnte. Auch verstärkte sich mein Gefühl, dass dieser angetrunkene Jeremy eine ergiebige Quelle war, aus der ich jetzt nur noch zu schöpfen brauchte. Rachels Ablenkungsversuch verkehrte sich zudem in sein Gegenteil: Er war Öl, das ins Feuer gegossen wurde. Ich drückte Jeremy auf seinen Sitz zurück:

»Wir sind mittendrin, habe ich das Gefühl. Es ist jetzt allen klar, dass es ein Spiel, wie Sie es nennen, geben muss, damit es weitergeht, damit unsere Tänzer, wenn sie schon nicht das Ewige Leben erlangen können, zu mindestens zu so etwas kommen, das man *die kleine Unsterblichkeit* nennen könnte. Aber die Kernfrage ist, wie sieht dieses Spiel aus.«

Jeremy geriet wieder in Fahrt:

»Sie hätten Journalist werden sollen, Sir. *Kleine Unsterblichkeit!* Es trifft den Nagel exakt auf den Kopf. Es ist haargenau das, was unsere *Hello Dolly* tanzenden bejahrten Ballettratten sich zutiefst wünschen. Das Ewige Leben? Lieber nicht! Das ist zu ewig, das dauert wirklich zu lange, das macht wieder Angst. Das schmeckt darüber hinaus irgendwie nach Weihrauch und Seelenamt. Niemand kann es sich richtig vorstellen und niemand kann den Verdacht ausräumen, dass es etwas fürchterlich Langweiliges ist. Aber *kleine Unsterblichkeit, great!* Das hat genau die richtige Länge. Das ist exklusiv! Nur die wenigsten können es für sich beanspruchen. Das schiebt den Tod auf die exakt richtige Distanz: Er wird unsichtbar. Aber den kleinen Kick, der dem Leben erst den Geschmack gibt, den kann er noch auslösen.«

Ich bleib hartnäckig:

»Mr. Lafontaine« – ich bemühte mich um eine exquisite französische Aussprache – »ich fürchte, wir lassen uns ablenken. Es geht nicht um ein philologisches Seminar über die *kleine Unsterblichkeit*, sondern um das *Spiel*, seine Regeln, seine Teilnehmer, den Einsatz und natürlich den Gewinn.«

Jeremy sah mich mit seinen schwimmenden Augen an. Verschiedene Gefühle stritten in ihm, das war unverkennbar. Eines darunter war

Angst, eine Angst mit mehreren Wurzeln. Auch für ihn war das Spiel lebenswichtig. Niemand hatte es präziser ausgedrückt als er. Auch wenn er nicht zu den Tänzern zählen wollte, sie machten es ihm unmissverständlich klar, dass er unentrinnbar zu ihnen gehörte, auch er war schließlich nur eine der *bejahrten Ballettratten*. Einen Ausstieg aus dem Spiel gab es nicht. Daher musste er Regeln, Einsatz, Taktik und Tricks möglichst perfekt beherrschen. Gleichzeitig hatte er in seiner angetrunkenen Geschwätzigkeit Angst, das Spiel nicht im richtigen Licht erscheinen zu lassen: raffiniert, aber nicht illegal, unverzichtbar, aber nicht kriminell, ausgeklügelt, bis an die Grenzen menschenverachtend, aber irgendwie ein gerade noch humaner Akt. Er versuchte, diesen Drahtseilakt mit journalistischer Schläue zu bewältigen.

»Lassen wir wieder unsere Fantasie spielen, Sir. Stellen Sie sich vor, die Stunde der zweiten Wahrheit sei auch für Sie unabwendbar. Erlauben Sie mir einfach die Frage, wie könnten *Sie* sich ein System vorstellen, das Ihnen dann garantiert, dass man ein neues Filetstück für Sie zu Verfügung haben wird? Hier in Amerika, mit unserer Gesetzgebung, also kein Handel – noch nicht! –, keine Korruption, keine Erpressung, keine Bestechung?«

Er ließ die Frage auf mich einwirken. Meine Antwort fiel zynischer aus, als ich es beabsichtigt hatte:

»Eine Art *wundersame Brotvermehrung*. Das würde das Problem am elegantesten lösen. Aber wer kann das Wunder vollbringen?«

Jeremy nagte an seiner Unterlippe. Es war jetzt offensichtlich, dass er jedes Wort abwog, aber auch, dass ihm die Kontrolle darüber immer schwerer wurde. Er war so etwas wie ein Kettentrinker. Erst jetzt fiel mir auf, dass Rachel nicht mehr neben uns saß. Weshalb? Wollte sie vermeiden, dass es einen Zeugen für das gab, was Jeremy entschlüpfen konnte? Was immer er mir erzählen würde, es würde nicht mehr als ein Gespräch unter vier Augen gewesen sein. Wer konnte später nachweisen, was wirklich gesprochen worden war? Vielleicht war es aber auch ganz anders. Vielleicht wollte sie es ihm durch ihre Abwesenheit leichter machen, mit der Wahrheit herauszurücken? Vielleicht war es ein Teil *ihrer* Strategie, mich mit allen Schattierungen des *Systems* vertraut zu machen und dabei saubere Hände zu behalten. Dieser Verdacht verdichtete sich, denn Jeremy beugte sich vor und was jetzt aus ihm heraussprudelte, schien nicht nur seine Redseligkeit zu befriedigen, sondern ihn irgendwie zu erleichtern, ein Geständnis, auf das er schon zu lange gewartet hatte.

»Sie haben recht, Sir. *Wundersame Brotvermehrung*. Schon wieder haben Sie einen sprachlichen Hit gelandet. Es geht also um Wunder. Was Sie noch irritiert, ist die Frage nach dem *Wundertäter*. Geben wir unserer Fantasie noch einen Tritt ins Hinterteil: Sind sie nicht alle Wundertäter, unsere Ballettratten? Überlegen wir einmal, wie viele Karrieren, Kontenbewegungen und Erfüllungen von *Lebensträumen*, wenn man dieses abgegriffene Wort verwenden will, von jedem Einzelnen von ihnen abhängt. Ein Augenaufschlag von ihnen genügt, und Dinge können ins Rollen kommen, von denen Menschen, Mitarbeiter, Untergebene, Abhängige nicht in ihren absurdesten Fantasien zu träumen wagen würden. Und sie alle, unsere Beinschwinger, haben mehr Mitarbeiter, Untergebene, Abhängige, als wir uns klar machen. Und jeder von denen hat auch wieder irgendjemanden, der von ihm abhängt, den er gängeln kann, puschen, beglücken oder ihm das Leben schwer machen. Eine faszinierende Vernetzung, nicht wahr? Ein perfektes System von Abhängigkeiten. Und jetzt kommt das eigentliche Wunder: Damit ihnen der Weg zu ihren Lebensträumen geebnet wird, müssen sie eigentlich gar nichts tun. Sie müssen nicht mehr oder besser arbeiten. Sie müssen nicht Geld spenden, in keine Partei eintreten, sich nicht freiwillig zur Army melden. Sie müssen nichts tun, als eine gewisse Bereitschaft für einen imaginären Augenblick zu signalisieren. Sie müssen das weder schriftlich tun, nicht einmal per Handschlag. Es kostet sie nichts, buchstäblich keinen Cent, nicht in diesem Leben und nicht danach. Denn was ist ein Organ wert, das Organ eines Toten? Physikalisch-chemisch einen Dollar zwanzig, wahrscheinlich nicht einmal einen Dime. Was sollte alle diese Menschen, Mitarbeiter, Untergebenen, Abhängigen, nennen wir sie, wie wir wollen, abhalten, sich gegen diese unbedeutende Spende auszusprechen, zumal sie in einem Augenblick erfolgt, den sich die meisten weder vorstellen können noch wollen, nach ihrem Tode? Spende ist fast schon übertrieben gesagt, wenn man es recht bedenkt. Und auf der anderen Seite können sie teilhaben an dem, was ihnen nur in ihren Schulbüchern begegnet, aber so gut wie niemals im wirklichen Leben: am Wahrwerden des *American Dream*.«

Jeremy Lafontaine legte eine Pause ein, die etwas Dramatisches an sich hatte. Er wartete offensichtlich die Wirkung des Szenarios ab, das er ausgemalt hatte. Er gab mir Gelegenheit zu prüfen, ob ich eine derartige Verflechtung von Abhängigkeiten zwischen Menschen *hier in Amerika* für möglich hielt. Funktionierte dieses System so, wie er es angedeutet

hatte, war es eine perfekte und umfassende Zulieferungsmaschinerie für Organverpflanzungen. Nichts daran war illegal, nichts war nachweisbar. Das Ganze funktionierte wie eine Art *Corporate Identity*, nur dass die Verbundenheit der Mitarbeiter mit ihrer *Firma* darin bestand, auf etwas zu verzichten, das im Augenblick des Verzichts für sie wertlos geworden war. Diesem Verzicht, den man nicht einmal als Opfer bezeichnen konnte, standen begehrenswerte Privilegien und Aufstiegsmöglichkeiten gegenüber, die sonst in unerreichbarer Ferne geblieben wären. Die Einmaligkeit des *Spiels* lag darin, dass es nur Gewinner gab, zumindest konnte sich jeder dazu zählen: die *Hello-Dolly*-Tänzer ebenso wie ihre Teams und last, not least Rod und seine grünen Giganten. Nicht zu vergessen, Rachel.

In diese Gedanken hinein platzte ein Lachen, ein ebenso schamloses wie unkontrolliertes Lachen, Jeremys Lachen. Es war mehr ein enthemmtes rhythmisches Brüllen als ein wirkliches Gelächter. Es vermengte sich mit einem zweiten, ganz anderen Lachen, einem charmanten, aber auch etwas anzüglichen Lachen, einem weiblichen Lachen. Rachel war wieder bei uns. Zusammengenommen ergaben die Gelächter der beiden eine gut abgestimmte Verschwörung, auch als das dritte Lachen dazukam, ein Männerlachen, klangvoll, beruhigend, das Lachen eines Kapitäns, der alles im Griff hat, ein Lachen, das eine ansteckende Beschwichtigung verbreitet, ein professionelles Lachen, aber ein durch und durch sauberes Lachen. Rod hatte sich zu uns gesellt.

Jeremy erschien jetzt ganz nüchtern. Er genoss sein Lachen und meine Demütigung. Ich kam mir hinters Licht geführt vor. Ich stand im Kreuzfeuer ihres Gelächters und war wehrlos. Rod war der Erste, der wieder das Wort ergriff:

»Hat er Ihnen über die schweigende Konspiration erzählt und die Geschichte vom *American Dream*, der erst durch diese Verschwörung Wirklichkeit wird? Ich muss mich für Jeremy entschuldigen, wirklich aufrichtig entschuldigen. Bei jedem Gast, der unsere Institutionen besucht, ertappe ich ihn aufs Neue mit seiner Story vom *perfekten System der Abhängigkeiten*. Aber ehrlich gesagt, im Innersten bin ich ihm gar nicht sehr böse. Es kommen so viele Experten aus der ganzen Welt hierher und studieren unsere Organisation und ihre zweifellos hohe Effektivität. Fast automatisch taucht dann – meistens unausgesprochen – die Frage auf, ob wir ihnen wirklich alles gezeigt haben. Ob es nicht noch etwas dahinter gibt, was wir ihnen vorenthalten. Eine obskure Organisation,

eine dubiose Maschinerie, ein Kartell, das uns in die Hände spielt. Die Erfahrung hat gelehrt, dass die *Methode Jeremy*, wenn wir sie einmal so nennen wollen, die beste Methode darstellt, ihren absonderlichen Verdacht ad absurdum zu führen.«

Ich blieb eine Antwort schuldig. Wieder war ich der Stadt ins Netz gegangen. Allerdings zeichnete sich langsam so etwas wie eine Methode ab, nach der sie vorging. Systematisch ließ sie die Wirklichkeit von einem Moment zum anderen wie ein Vexierbild springen. So gab es keine verlässlichen Wirklichkeiten mehr. Sie bot eine ständig wechselnde Auswahl von mutierenden Realitäten an, die eine so wirklich oder unreal wie die andere. Die Menschen, mit denen sie mich zusammenführte, ließ sie sich verhalten wie multiple Persönlichkeiten. Rod war einmal der kalte Perfektionist, dann wieder bis zur Lächerlichkeit abhängig von mystischem Schnickschnack, von Steinen, durch die vor zweihundert Jahren abergläubische Tiroler Bauern gepinkelt hatten. Rachel oszillierte zwischen der blutbesudelten Erscheinung einer brünstigen Göttin und einer lebenswürdigen jungen Kollegin, die sich mit der Hingabe eines Pfadfinders um verstörte Professoren kümmert. Jeremy, Protagonist eines gefährlichen, Meinungen manipulierenden Journalismus, kippte in Sekunden in einen polternden Partyclown um. Und die Gäste der Party, einmal waren sie ichlose Konglomerate fremder Organe und Drahtzieher in einem unbegreiflich durchtriebenen Menschenhandel, dann wieder harmlose, von Rod zusammengeflochtene Menschenkinder, die mit ihrer herzerreißenden Dankbarkeit nicht ein noch aus wussten. In diesem *Zapping* der Realitäten ließ die Stadt ihr Opfer allein wie ein Waisenkind, verwirrt, gedemütigt oder schuldig. Auch dies hing allein von ihrer Willkür ab. Im Augenblick überwog bei mir das Gefühl der Schuld.

»Ich bin etwas anderer Meinung als Rod.« Rachel saß wieder allein neben mir. »Ich bin mir nicht sicher, ob die *Methode Jeremy*, wie er sie nennt, wirklich die beste ist. Sie kann sehr verletzend sein. Sie fühlen sich doch verletzt, Sir?«

Jetzt sprach sie wieder mit einer Einfühlung, die es beinahe kränkend erscheinen ließ, nicht offen zu ihr zu sein.

»Verletzt, ja. Aber noch mehr in gewisser Weise schuldig. Jeremy hat mir eine abstoßende Geschichte erzählt, er hat mir die Möglichkeit eines perfiden Systems moderner Sklaverei von unglaublichem Ausmaß vor Augen geführt.«

»Und was hat dabei Schuldgefühle ausgelöst?«

»Dass ich für einige Augenblicke geglaubt habe, es sei die Wahrheit.«
Rachel antwortete, als habe sie nur auf diesen Einsatz gewartet:

»Alle, Sir, alle, denen Jeremy diese Geschichte vom *perfekten System der Abhängigkeiten* erzählt hat, haben sie mindestens einen Augenblick lang für wahr gehalten.«

37 Der letzte Trick, den die Stadt für mich bereithielt, war der überraschendste: Als ich abreiste, verhielt sie sich *artig*, ein Schulmädchen, das die Hände züchtig im Schoß gefaltet hält und den Belehrungen von Mama und Papa aufmerksam zuhört. Unter einem Biedermeierhimmel mit Federwölkchen, die alle einen kleinen altrosa Bauch hatten, lag die Stadt ganz winzig da, fast schon dörflich, klitzeklein. Sie schickte hie und da eine verspielte Rauchsäule nach oben, ansonsten hielt sie den Finger vor den Mund und hieß den Highways schön still zu sein und den Wolkenkratzern, sich bescheiden niederzuducken. Wäre ich auf sie hereingefallen, ich hätte auch Hirtenflöten und die Glocken der Rinderherden hören können.

Auch sonst war die Stadt wie verwandelt. Irgendwie hatte sie sich über Nacht einer reuigen Katharsis unterzogen: Von den Litfaßsäulen und den Wänden in der U-Bahn war der kleine schwarze Fleischfresser verschwunden. Niemand wurde mehr von dem lüsternen Widerhaken seines Zeigefingers bedroht. Statt dessen strahlte mich überall ein kleines Mädchen mit Kugelaugen und roten Zopfschleifen über ihrem Teller *Kellogg's Cornflakes* an. Auch die *Wesen* hatten sich ins Unauffindbare verzogen, ohne Spuren zu hinterlassen. Die Taxen krabbelten als gelbe Spielzeugtiere über die Straßen, fast alle Männer trugen karierte Fliegen und gingen zügig, aber ohne Hast ihren Geschäften nach, die Mundwinkel strahlend nach oben gezogen, emsige Smilies mit nichts anderem in Sinn als der Wohlstandsvermehrung für *Honey* und die Kids. In den Straßencafés trugen die Kellner weiße Schiffchenmützen und trällerten *It's a long way to Tipperary*.

Ich hatte traumlos geschlafen, keine Kali, kein Rod, auch keine Judith. Beim Auschecken im Hotel erreichte mich das letzte Signal Rods: ein Päckchen, nicht größer als eine Zigarettenschachtel und ganz leicht. Ich steckte es ungeöffnet ein, ebenso den Umschlag, der auf der Rückseite die nach links abkippenden Initialen RC trug. Alles ging nach dem Willen der Stadt glatt, eine heitere Postkutschenreise, *hoch auf dem gelben*

W-a-ha-gen, und der Postillion blies in ein Horn, aus dem allerdings keine Melodien kamen. Man trug mir das Gepäck zum Taxi. Beim Einchecken im Airport durchleuchtete man es behutsam und der Inhalt meines Flugkoffers fand sich mit bunten Kringeln und Vierecken auf dem Monitor des Röntgengerätes wieder, eine Zeichnung aus Kinderhand.

Klitzeklein flirrte auch der Lufthansa-Jumbo im Morgenlicht auf der Piste mit einem verspielten Kranich am Heck. Der Flughafenbus, der die Gäste zur Einstiegstreppe brachte, war halb leer und der Fahrer trug natürlich ebenfalls eine Fliege, allerdings eine gepunktete. Außer mir saß nur ein altersloser Rabbiner im First-Class-Abteil. Man drückte mir deutsche Tageszeitungen mit dem heutigen Datum in die Hand (wie war das zu schaffen?). Die Stewardess geleitete mich zu meinem Fensterplatz und postierte mich in den geräumigen Sessel, um nicht zu sagen, sie *bettete* mich auf meinen Sitz. Orangensaft, Champagner, Erfrischungstücher und eine kleine Menükarte in Hochglanz, alles wurde vor dem Start um mich herum drapiert. Sogar der Erste Offizier begrüßte den Rabbiner und mich mit dem Händedruck eines Bergführers und versicherte uns, es freue ihn, dass wir heute über so viel Platz verfügen könnten. Als Angestellter seiner Airline müsse er sich eigentlich eine volle Erste Klasse wünschen, aber sein Herz sei in erster Linie bei den Passagieren und deren Komfort. Dann prophezeite er uns, wir würden einen reibungslosen Flug ohne Turbulenzen haben und wegen besonders intensiver Jetstreams vierzig Minuten vor der geplanten Ankunftszeit landen.

Der Rabbi verweigerte bis Frankfurt jede Nahrung, obwohl ihm der Chefsteward persönlich versicherte, das Menü sei, wie bei der Buchung vorgemerkt, absolut *koscher*. Er hob nur einmal die schweren Fleischscheiben seiner Lieder, starrte für einen Augenblick auf den goldenen Ohrring des jungen Mannes und schüttelte kaum merklich den Kopf. Er hielt die Augen geschlossen bis wir Neufundland überflogen. Vielleicht hatte ihm die Flugangst den Magen zugeschnürt oder aber er war weit über die niedrigen Ängste der Ungläubigen hinaus und dankte dem Herrn mit den Worten des Psalmisten: *Unsre Seele ist wie ein Vogel dem Netz des Jägers entkommen; das Netz ist zerrissen, und wir sind frei*. Über Anchorage suchte er die Toilette auf, nahm dann wieder seinen Platz ein und vertiefte sich irgendwie gestärkt und hellwach bis zum Landeanflug in das *Wall Street Journal*.

Die Stewardess war weizenblond, stammte, wie sie mir sofort nach dem Start verriet, aus dem Münsterland und hatte mit großer Wahrscheinlichkeit einen Familiennamen, der auf ...*kötter* oder ...*schulte* endete. Ihr Lächeln, die Wirkung ihres Deodorants und ihre Aufgeräumtheit blieben über neun Stunden bis zum ... *Bleiben Sie bitte noch so lange angeschnallt sitzen, bis die Maschine völlig zum Stillstand gekommen ist und die Anschnallzeichen verloschen sind* ... makellos perfekt. Erst als sie in den Crew-Bus stieg, fiel alles schlagartig in sich zusammen.

Der Start des Jumbo war eine fliegerische Meisterleistung. Wie ein Luftkissenboot schob er über die Startbahn dahin, drückte die Passagiere mit sanfter, aber nicht überwindbarer Macht in die Sitze und bot schon wenige Sekunden später – so zumindest erschien es mir – in einer sanften Linkskurve den Blick auf eine in sich zusammenschnurende Stadt, ein zwergenhaftes Gehöft, das kurz darauf nur noch als eine winzige Strukturunregelmäßigkeit auf der Erdoberfläche auszumachen war. So nahm sich die Stadt zurück, ja sie widerrief sich selbst, sie tilgte sich, nicht zuletzt auch ihre Spuren. Dieser infamste aller ihrer Tricks ließ sie vollends unschuldig werden. Da sie von diesem Zeitpunkt an geschichtslos war, gab es kein Hindernis mehr, sie nicht auch aus meinem Gedächtnis zu löschen. Ihr schmatzender Kannibalismus, ihre Fruchtbarkeit und Verderben säende Göttin, die lautlosen Hände, die rastlos die Gesetzestafeln umschrieben, die *Wesen*, die inmitten der zusammengestückelten Fleischbrocken ihre Mitte suchten – es hatte sie niemals gegeben. Die Stadt war jetzt eine Stadt wie jede andere in Amerika. Ihre Börsenmakler, Denker und Mörder glichen sich bis aufs Haar, sie konnten statistisch verstanden und ausgewertet werden, vor Gericht gestellt, hingerichtet oder mit Preisen geehrt, was alles in allem beinahe dasselbe war. Im Grunde handelte es sich nur um verschiedene Formen öffentlicher Beachtung, wie es die Schlagzeilen der Zeitungen tagtäglich erneut belegten: Massenmörder und Nobelpreisträger konnten in etwa mit gleich umfangreichen Leitartikeln rechnen. Diese Eigenschaften und Phänomene waren als legaler Anspruch jeder Großstadt zu verstehen. Niemand beachtete auch nur im Unterbewusstsein die endlose Abfolge von Ereignissen auf den Titelseiten oder den Monitoren. Sie waren standardisiertes Füllsel zwischen den Reklameeinschüben, die allerdings ebenfalls in niemandes Wahrnehmung eindrangten. Rod, Rachel oder der Pavian, was waren sie jetzt noch? Halluzinationen eines überkritischen Hirns, paranoide Vorzeichen einer sich anbahnenden Demenz? War ich

nicht einfach in die Falle meiner Weltdeutungen geraten und hatte in meinen Phantasmagorien überhört, wie sie unumkehrbar zuschnappte? Natürlich konnte ich gegen ihre Wände trommeln, aber was würde es nützen, da es außerhalb der Falle *da draußen* nichts gab?

Der Jumbo hatte jetzt eine dichte milchige Dunstschicht durchdrungen und stieß in eine Landschaft von überwältigender Helligkeit vor: eine blendende, arktische Schneefläche, glitzernd bis zum überdehnten Horizont, aus der gigantische Festungen, Kolosse und Hünen aus ewigem Eis emporragten. In absoluter Stille schob sich das funkelnde Szenario ohne Grenzen am Fenster vorbei. Lautlos vereinigte es sich mit dem Blickfeld meines Auges. Das Bild war in mir und ich war in dem Bild. Es bedurfte nur einer unbedeutenden Anstrengung, eines geringfügigen Entschlusses, und ich würde mich auf der festen Oberfläche des Eismeeress befinden. Es galt lediglich, einen Fuß darauf zu setzen, einen ersten Schritt hinaus in die gloriose Winterpracht zu wagen. Meine Füße waren, wie ich sah, bestens gerüstet. Sie steckten in Eskimostiefeln, mit Seehundfell gefüttert. Vorsichtig setzte ich den linken Fuß auf die spiegelnde Fläche. Die erste Berührung machte mich völlig sicher, dass ich auf einem Untergrund stand, der sich aus Eis in Jahrzehntausenden gefestigt hatte. Er würde mich tragen, wie weit und wohin ich wollte. Ich hatte schneidenden Wind erwartet, aber auf der Haut meines Gesichtes spürte ich nur eine klare Frische. Meine Augen adaptierten sich erstaunlich schnell an die gleißende Helle. Meine Schritte waren federleicht, riesig weit, Siebenmeilenschritte, die mich widerstandslos durch die Landschaft vorwärts trugen. Trotz der Riesenschritte steckte ich in einem zierlichen Körper, viel kleiner als der eines Erwachsenen. Genau genommen war es eine Kindergestalt, in der ich mich vorwärtsbewegte. Ich *war* ein Kind, daran konnte es jetzt keinen Zweifel mehr geben. Ich steckte in einem pummeligen, mausgrauen Mäntelchen, ich trug eine gestrickte Pudelmütze und Ohrenschützer und meine Hände steckten in einem Muff aus Fell. In jeder Hand hielt ich eine heiße, gekochte Kartoffel, ein Trick meiner Großmutter, die wusste, dass man damit Kinderhände in der bittersten Kälte über Stunden warm halten konnte. Ich schritt eifrig voran. Die Schatten der Kolosse und Eisgebirge schienen mir schräger zu werden und eine bläuliche Färbung zu bekommen. Das kreidige Weiß des Horizonts bezog sich mit einem aschenfarbigen Streifen. Keine Frage, es begann zu dämmern. Die Asche färbte sich für kurze Zeit glutig, wurde dann tintenblau und plötzlich stand ein durchsichtig

schwarzer Nachthimmel über mir, sein Gewölbe durchbrochen von weiß brennenden Sternen in Unzahl. Ich hielt an. Die Hünen, Kolosse und Festungen aus Eis waren verschwunden. Die Landschaft im Nachtlit lag hügelig vor mir. Als schwarze Formationen waren die Wälder überscharf von den glänzenden Eisflächen abzugrenzen. Rechts entdeckte ich einen kleinen zugefrorenen Weiher, am Ufer die Umrisse niedergebeugter Weiden. Dahinter duckte sich ein Haus mit Walmdach in eine Mulde. Aus dem Schornstein kräuselte sich heller Rauch nach oben. Die wenigen Fenster warfen Licht, das von einer Feuerstelle oder Kerzen stammen mochte, als gelbe Rhomben in den Schnee. Eine Melodie wehte herüber. Sangen Kinder? Im Laufschrift überquerte ich den Weiher, der bis auf den Grund zugefroren zu sein schien. Wärme ging von dem Haus aus, ein Häuschen eher, eigentlich nur eine Kate. Ich schaute vorsichtig durch das Fenster: Da kauerten sie auf einer Wolldecke am Boden meine zwei Schwestern Marie und Luise, sechs und acht, jedenfalls in dem Alter, in dem sie stets in meiner Erinnerung auftauchten. Irgendwie waren sie *brav* gekleidet, dunkelblau, mit weißen, gestärkten Kragen, die Gesichter erhitzt, daneben mein Bruder Ferdinand ebenfalls mit gerötetem Kopf, er trug einen Matrosenanzug, wie damals mit sieben. Die Drei steckten die Köpfe zusammen, lachten, stießen sich mit den Ellbogen. Jetzt konnte ich gut erkennen, dass sie über ein Spiel gebeugt waren, Monopoly vielleicht, jedenfalls etwas furchtbar Aufregendes. Im Halbdunkel sah ich die Mutter. Sie hielt einen Schal oder ein Umhängetuch in den Händen, ihr Weihnachtsgeschenk wahrscheinlich, denn jetzt stand es außer Frage, dass es Heiliger Abend war. Sie ließ es durch die Hände gleiten und hob es auch einmal gegen das Licht. Sie hatte eine füllige Gestalt, aber noch war sie nicht so unförmig wie später, als sie nur noch an ihrem Körper litt und verzweifelte.

Der Vater saß am Esstisch und baute Schachfiguren auf einem braunschwarzen Brett aus Holz auf. Die Figuren waren geschnitzt, einfach, aber sehr kunstvoll, die Springer hatten starke Nacken und die Türme ruhten wuchtig auf ihrem Feld. Wahrscheinlich summte er irgendein Lied vor sich hin wie immer, wenn er nachdachte, ein Kirchenlied vielleicht, bestimmt sogar. Denn damals gehörte es zu seinen Pflichten, an allen Festtagen die Orgel zu spielen. Sicher war er früh aufgestanden und jetzt schon müde. Wie immer würde er als Erster zu Bett gehen. Wie konnte ich vergessen, dass er einmal so jung und ich so klein gewesen war? Nach seinem Tod hatte ich ihn immer nur im Rollstuhl

in Erinnerung, wie er durch den Garten der Nonnen des Altenheimes geschoben wurde. Es gab damals Tage, an denen ihm kein Wort einfiel, nicht einmal ein Name. Dann wieder überraschte er alle durch Bemerkungen voll Witz und Logik, um dann mitten im nächsten Satz wieder einzuschlafen. Wenn ich ihn vorsichtig an der Schulter berührte, kehrte er von irgendwo ganz weit her zurück. *Ich bin verwirrt*, sagte er manchmal. Aber niemand wusste, ob der Ort, der ihm als Verwirrung vorkam, hier oder drüben war. Dann lächelt er, aber nicht hilflos, und wir ahnten, dass wir in Wirklichkeit die Verwirrten waren. Früher hatte er zwei Gemüsegärten gehabt, manchmal sogar einen kleinen dritten. Dort arbeitete er stundenlang und niemand wusste genau, weshalb. Abends brachte er in einem Korb Möhren, Kohlrabi und Tomaten nach Hause. Damit schien die Rackerei ihren Sinn gehabt zu haben. Aber vielleicht wollte er nur alleine sein, für sich, um nicht reden müssen. Er war nie ein besonderer Unterhalter gewesen, auch nicht in seinen jungen Jahren. Wenn wir Besuch hatten, begann er kurz nach zehn einzunicken, gerade wenn meine Mutter in Fahrt kam. Später im Laufe des Abends vergaßen ihn alle. Keiner merkte noch, dass er überhaupt da war. Das waren wahrscheinlich seine glücklichsten Zustände. Dass er im Altenheim beinahe nichts mehr sprach, war nur die logische Fortsetzung seiner früheren Welt. Als er ein Greis war, an die Neunzig, begannen er und ich, uns immer ähnlicher zu sehen. Als Junge schien ich meiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten zu sein. Ich hatte ihre immer etwas müden Augen und die starken, über der Nasenwurzel zusammengewachsenen dichten Augenbrauen. Später sah ich, wenn ich in den Spiegel blickte, die längliche Nase meines Vaters und seine Mundpartie. Ich wusste genau, wie es in dem Zimmer an diesem Weihnachtsabend riechen würde: nach Gewürznelken, verglimmenden Kerzen, Äpfeln und Tannennadeln. Ich brauchte nur durch die Türe zu treten. Meine Geschwister waren sich mittlerweile beim Spielen in die Haare geraten. Luise hatte mit einer Handbewegung alle Steine vom Brett gefegt. Sie war die einzig jähzornige unter uns Kindern, mit einem archaischen Gerechtigkeitsgefühl. Vielleicht musste sie später deshalb so langsam an ihrem Krebs sterben, den sie für eine unbegreifliche Ungerechtigkeit hielt. Ich wusste auch, wenn ich mich gleich zu ihnen auf den Boden setzen und wortlos die Steine wieder aufbauen würde, käme das Spiel gleich wieder in Gang. Ich war der Älteste, sie ordneten sich mir unter, weil sie mich ebenfalls für gerecht hielten. Allerdings war es eine andere Gerechtigkeit als bei

Luise. Später sagte Ferdinand einmal: Deine Gerechtigkeit, als wir Kinder waren, war irgendwie eigenartig, sie gab jedem das Gefühl, dass du auf *seiner* Seite warst. Ich drückte mit hämmerndem Herzen die Klinke der Haustür herunter. Dann zerplatzte alles mit der Frage der Stewardess: *Wann darf ich Ihr Menü servieren?*

Ich sah auf die Uhr. Es waren erst zwanzig Minuten seit dem Start vergangen. *Später, später!*, sagte ich, denn draußen zog mein Leben vorbei. Nur keine Ablenkungen! Jede Minute wurde jetzt kostbar, zumal es vor den Fenstern draußen grünlich zu werden begann. Plankton trieb in diesigen Schwaden vorbei. Eis und Schneeegglitzer waren längst zerschmolzen, in Gletscherwasser zerronnen, Bäche in Vitriol, die zu einem See zusammenströmten, wir Reisende mitten in ihm, tief unter der Oberfläche. Jetzt war eine andere Kälte draußen, Himalaja-Wasser, in dem wir trieben und das mächtig dahinströmte. Für das Flugzeug schien es belanglos zu sein, in welchem Medium es dahinschoss, Äther oder Gewässer, in beiden hielt es den Auftrieb. Der Strom draußen wurde heller, auch wärmer, wie ich vermutete. Ich legte meine Hand an die Fensterscheibe. Sie war warm wie Blut. Ein tropisches Gewässer musste sie im Vorbeifließen erwärmen. Die Zonen aus Eis und Schnee hatten wir nun endgültig verlassen. Licht fiel von oben in die Strömung. Der helle See, in dem wir jetzt trieben, wurde durchsichtiger und füllte sich mit Konturen, Strukturen, ja, mit Gebilden. Auch schien sein Dahinströmen allmählich zum Stillstand zu kommen. Schließlich wurde die Szenerie in pflanzlichem Grün statisch. Jetzt war alles leicht und selbstverständlich.

Was sich herauschälte, war, was ich vermutet hatte: jener verwildernde Garten der Kindheit, ein Urgetüm aus Vegetationen. Ein Holztisch mit weißem Tischtuch, einfaches Kaffeegeschirr darauf, unter einer ausladenden Kastanie, in einem Schaukelstuhl aus Rohrgeflecht meine Großmutter, links und rechts der Onkel und meine Tante, die Großmutter, wie immer witwenhaft in Schwarz gekleidet, ein welker Vogel mit Flügeln, die jeden Schwung verloren hatten, ihre Haut pigmentlos weiß und durchschimmernd, unfähig, auch nur die blattgrünen Lichtreflexe anzunehmen, die die Gesichter von Onkel und Tante freundlich verfärbten. Seit ich mich erinnern konnte, saß sie so da an der gleichen Seite des Tisches, in dem gleichen Schaukelstuhl unter der Kastanie. Von ihren Wintern wusste ich freilich nichts. Denn ich kam immer nur in der *Sommerfrische*, wie meine Eltern die Monate Juni, Juli und

August nannten, hierher in den Garten vor der Stadt. Der hatte eine sich bedrohlich auflösende, aber letztlich nie wirklich zerfallende Gartentüre aus Holz als Eingangspforte, sonst aber stieß er nirgendwo an irgendwelche Umzäunungen, vielleicht, weil ihm niemand mehr die Last aufladen wollte, sich der Mühsal einer eindeutigen Grenze zu unterziehen. So war es ein Garten ohne Grenzen, der dennoch das Leben in ihm schützend bewahrte.

Großmutter war keine Witwe, zumindest nicht im herkömmlichen Sinn, denn Großvater lebte in der Stadt, sehr intensiv sogar. Wenn man so will, führte er sogar ein Doppelleben. Tagsüber betrieb er sein Geschäft als Schildermaler zusammen mit einem Gesellen, dessen linkes Auge seine Beweglichkeit eingebüßt hatte. Manche glaubten sogar, es sei ein Glasauge, kitschig blau wie das einer Puppe. Das ursprüngliche Auge sei durch einen Spritzer Terpentinöl verätzt worden. Es gelang mir nicht bis zum Schluss, die Wahrheit über das linke Auge von *Gusti*, so wurde der Geselle gerufen, herauszufinden. Die beiden malten mit größter Sorgfalt Schilder für Lebensmittelgeschäfte, Friseurläden, Anwaltskanzleien und kleine bis mittlere Restaurants, meist goldene Schriften auf schwarzem Glasgrund, wobei Großvater eine solche Vielfalt von Schrifttypen anzubieten hatte und vollendet beherrschte, dass sich für jeden Geschmack etwas Passendes fand. Als meisterliche Herausforderung empfand er allerdings erst die Aufträge, die neben den Schriftzügen auch figürliche Darstellungen umfassten: einen Teller mit einer Bratente neben einer schlanken Weinflasche und einem durchsichtigen, halb gefüllten Glas Wein für eine Gaststätte, elegante Damenschnürschuhe mit hohem Absatz für eine nur nach Maß arbeitende Schuhmacherei oder für eine Konditorei einen Becher mit vier leuchtenden Kugeln Eis, die selbst im Winter Begehrlichkeiten bei den vorbeitrottenden Kindern auslösten. Das alles war für ihn freilich nur *anständiges Handwerk*, wie er immer wieder versicherte.

Wenn die Nacht kam, begann das zweite Leben meines Großvaters. Neben der Werkstatt hatte er sein Maleratelier, in dem er auch schlief, und das jahraus, jahrein einen gleichbleibenden Geruch ausströmte, eine Mischung aus würzigem Pfeifentabak, Äpfeln und frischen Ölfarben. In eine blanke Fassung an der Zimmerdecke war eine überdimensionierte durchsichtige elektrische Birne gedreht, die mit ihrem kräftigen hellblauen Licht den ganzen Raum ausleuchtete. Großvater schwor, ihr Licht sei die bestmögliche Imitation des Tageslichtes, das überhaupt

durch eine Glühbirne erzeugt werden könne. Nirgendwo anders habe ich je eine solche riesige elektrische Birne aus blauem Glas wiedergesehen. Jetzt war Großvater nicht mehr der *anständige Malermeister*, sondern ein inspirierter Künstler, der Stillleben mit Pfirsichen malte, so fruchtig und schwer, dass sie drohten, über das weiße Tischtuch mit den täuschend echten Faltenlinien bis zur Kante zu rollen, oder Juliwiesen mit Himmeln darüber, deren Sommerglanz auf der Haut des Betrachters zu spüren war. Sein Meisterwerk war für mich ein dick verschneiter Feldweg, der zu einem schwarzen Waldstück führte. Es war das schneeligste Weiß, das ich je gesehen hatte, ein Schnee, der locker dalag, mit den leicht verwehten Spuren eines Pferdefuhrwerks, ein Schnee, den man selbst mit dem Pusten eines Kindes glitzernd hätte aufwirbeln können. Weiß, so erklärte mir Großvater immer wieder, sei die schwierigste aller Farben, am Weiß scheiterten die meisten *Dilettanten* – ein Lieblingsausdruck von ihm. Es gäbe unzählige Farben, die alle *weiß* seien, und fast so viele, die man als *schwarz* bezeichnen könnte, aber eben nicht ganz so viele. Seine Stillleben und Landschaften, auch einige Städtegemälde, bedeckten die Wände seines Wohnraumes fast vollständig. Er malte jede Nacht. Wann er schlief, war mir unklar. Nach dem Mittagessen legte er sich eine Viertelstunde auf sein rostfarbiges Kanapee – er nannte es niemals Sofa – und dämmerte vor sich hin. Ein oder zweimal im Jahr veranstaltete der Kunstverein eine kleine Ausstellung seiner Bilder, von denen sich nach einem wunderbaren System gerade so viele verkauften, wie er imstande war, in der Zwischenzeit Nacht für Nacht zu malen.

Großmutter und er waren für mich zwei Menschen gewesen, die niemals irgendetwas miteinander zu tun gehabt hatten. Seit einer ominösen Krankheit vor Jahren, *Kopftyphus* oder *Gehirngrippe*, waren die geheimnisvollen Bezeichnungen, die in der Familie unter der Hand kursierten, habe Großmutter *ihr Denken*, wie es der Onkel nannte, eingebüßt. Es war nicht die Rede von *Gedächtnis* oder *Verstand*, sondern vom *Denken*. Seither lebte sie in der Obhut des Onkels und der Tante, während sie zugleich im Leben des Großvaters ausradiert war. Der ließ einmal im Jahr, meistens in der Vorweihnachtszeit, dem Onkel eine Summe zukommen, die ausreichte, das wortlose Dasein der Großmutter, die ihr *Denken* verloren hatte, zu bestreiten. So war ungewiss, ob in dem pflanzenartigen Dahinleben der Großmutter mein Großvater überhaupt noch vorkam. Wenn nicht, gab es gute Gründe, sie als eine Art Witwe zu betrachten. Jedes Jahr muss es zwei oder drei Nächte gegeben haben, so ein weiteres

Gerücht in der Familie, genährt durch die scharfe Beobachtungsgabe des Hausmeisters, in denen Großvater nicht malte. Das blaue Licht der Riesenglühhbirne brannte zwar bis zum Morgen, aber kurz nach fünf soll eine *stattliche junge Dame*, so die Beschreibung des Hauswartes, aus der Wohnung gehuscht sein. Ob es immer dieselbe war, konnte allerdings selbst sein Scharfblick nicht mit letzter Sicherheit entscheiden. Einmal freilich, ein einziges Mal, habe bereits ein *junger Mensch* mit einem Motorrad auf die Dame gewartet und sie seien gemeinsam davongebraust.

Überhaupt hatten die Drei, der Onkel, die Tante und die Großmutter etwas Pflanzliches. Sie waren ein Teil der opulent wuchernden Flora des Gartens. Mit den Jahren hatten sie eine Symbiose gebildet, die sie nicht mehr als Einzelwesen in Erscheinung treten ließ. Onkel und Tante trugen Kleider, die zwischen moosfarbig und erdbraun changierten: die Tante einen ponchoartigen Umhang, der einen weiten Rock mit verwirrend vielen Falten bedeckte, über den schieferfarbigen, geknoteten Haaren ein Kapotthütchen. Die Hosen des Onkels umschlossen schlackernd seine Greisenbeine und wurden von einem breiten Gürtel gehalten, der mit seiner Schließe mit Adlerkopf etwas Militärisches an sich hatte. Die Weste war, so konnte man vermuten, einmal gemustert gewesen, die Knöpfe, früher vielleicht silbrig. Jetzt waren sie mit einer stumpfen unbestimmbaren Patina überzogen, eine zinnfarbige Uhrkette führte in eine kleine Seitentasche. Ob sie dort tatsächlich mit einer Taschenuhr in Verbindung stand, habe ich nie herausbekommen, denn der Onkel lebte in einem zeitlosen Kontinuum, das durch den Blick auf ein Zifferblatt nur eine schmerzliche Zäsur erfahren hätte. Selbst die Witwenkleider der Großmutter bekamen einen Stich ins Grüne, wenn man sie nur im richtigen Licht betrachtete, ein Farbton, der freilich am ehesten an Grünspan erinnerte.

Das vegetative Dasein der Drei hatte etwas Statisches, aber nichts Starres, denn sie keimten, rankten, sprossen und wucherten mit der gleichen Langsamkeit der übrigen Gewächse, der Blütenbeete, Sträucher, Obstbäume und Büsche. Ohne erkennbare Grenzen verwucherten sie mit den Kletterrosen und der Clematis der Pergola. Ihre Füße gingen in die bis an die Stufen des modrigen Hauses reichenden Beete mit Glockenblumen über, in die Inseln aus Rittersporn, Fingerhut und Mohn, in die Stauden mit cremeweißen Rosen, in die Flecken aus Frauenmantel, Baldrian und Minze. Ihre Ausläufer waren ebenso die aufrechten Blattschwerter der Wieseniris, die den alten Steintrog mit der Wasserpumpe

umgaben, wie das Beet mit Primeln und Begonien, das sich bis an den Teich mit seinen karminroten Seerosen, gelben Sumpfschwertlilien und weißem Wasserhahnenfuß erstreckte.

Obwohl der Garten in einem Eigenleben dahinwucherte, war er nicht ohne eine gewisse Ordnung. Wer für sie Sorge trug, blieb ein Geheimnis. Aber es gab gewisse Gliederungen in ihm: die Kräuterinsel zum Beispiel mit Wermut, Indianernessel, Salbei und Baldrian. Rosenrabatten, zu einem schattigen Gang zusammengewachsen, führten zu einer Obstwiese mit Apfel und Birnbäumen, zu niedrigen Aprikosenbäumchen und einem hohen Kirschbaum. Im August, wenn ich morgens noch in meinem Bett lag, hörte ich in unregelmäßigen Abständen die Aprikosen mit schwerem Plumps zu Erde fallen. Ein, zwei Stunden später holte ich sie aus dem Gras, ihre pelzige Haut bedeckt mit Tautropfen. Der Obstgarten grenzte an ein Kolumbarium mit grauem Strohdach, weiß gesprenkelt vom Kot der Tauben, beschattet von einer Linde, deren Geäst sich unbestimmt in dem der sie umgebenden Kastanien verlor. Die Tauben, wahrscheinlich waren es nur zwei, waren eher zu hören als zu sehen. Was sie zusammengurrten, verstand ich im Laufe der Jahre immer besser, zumindest glaubte ich zu wissen, wann sie sich umwarben, sich zankten oder sich Geschichten erzählten.

Ganz in der Tiefe des Gartens, nicht mehr in Sichtweite des Hauses, in der Nähe seiner fraglichen Grenze stand ein alter Holzpavillon, Dach und Brüstungen aus Weiden geflochten, ein schattiges, geräumiges Gehäuse, fast schon ein Haus, verdeckt von Rosen und Reben. Das schwer durchdringliche Grün im Inneren und außerhalb machte eine Grenze zwischen drinnen und draußen fragwürdig. Eine Tür fehlte, nie war ich mir sicher, ob ich mich noch im Garten befand oder bereits im Inneren, wo ich mich im Halbdunkel vortastete bis zu einer Hängematte aus grobem Leinen, in deren Wiegen ich meinen Jugendfantasien nachgeben konnte. Wirklichkeiten waren hier aufgehoben. Es war ein dämmriges Reich inmitten satter Sommergerüche, zusammengewoben aus Träumen, Phantasmen und Trieben, ebenso lautlos keimend und wuchernd wie das Pflanzengewirr ringsum, fragil, jedes Insektenrascheln im Gras konnte es zusammenfallen lassen, als habe es seine Gebilde und Gestalten niemals gegeben.

So weiß ich bis heute nicht, wer Tamara war, woher sie kam, wieso sie manchmal auf der Schwelle zum Pavillon kauerte, flachsblond, immer stumm, vielleicht ein Jahr älter als ich, höchstens zwei, ja ob es sie

überhaupt jemals gegeben hatte außerhalb meiner noch unbestimmten Begehrlichkeiten. Sie roch wie nach überhitzten Kinderspielen, auch nach Erde, aber nicht wie ein Junge, eben ganz anders, nach etwas Geheimnisvollem, das mich trieb, es in mich einzusaugen, es zu berühren, wobei ich ahnte, dass ich im Augenblick der Berührung, meine Hand schauernd und voller Schuldgefühle zurückziehen würde. Wie konnte sie hierher geraten? Grenzte der Garten ihrer Eltern an diesen? Aber grenzte dieser Garten überhaupt an etwas? Stockend sprach ich mit ihr. Ich bat sie, mit hereinzukommen in die Dämmerung des Pavillons. Ich wollte sie einfach in der Unbestimmtheit der Schatten betrachten. Nichts weiter. Ich wusste, dann würde etwas Heißes in mir hämmern, etwas, für das ich noch keine Worte hatte, es würde bis zum Hals hinaufschlagen, meinen Mund trocken werden lassen, eine köstliche Verwirrung auslösen. Aber Tamara schüttelte den Kopf, ohne mich anzusehen, sie sah auf ihre bloßen, erdigen Füße. Ich verstand ihre Abweisung, die ohne Worte *noch nicht* oder *nicht heute* lauten mochte. Dann stand sie auf und verschwand durch einen kleinen Pfad zwischen den Rhododendrenbüschen. Im nächsten Jahr erschien sie kein einziges Mal, obwohl sie inzwischen alle Gespinnste meiner Sinne durchdrungen hatte, Fleisch und Blut in meinen immer deutlicheren Wünschen geworden war. Im letzten Sommer, schon zu Ende August, an einem Nachmittag voll erstarrter bukolischer Stille, verschlug es mich noch einmal zum Pavillon, besser gesagt, es trieb mich hin. Ich betrat ihn nicht tastend wie sonst, sondern drang heftig in seine Dämmerung ein, in ein fiebriges Halblicht voller Erwartungen. Noch geblendet von der Helligkeit draußen, begann ich nur langsam, Umrisse auszumachen. Ich erkannte die Konturen der Hängematte. Sie schien leicht zu schwanken. Ausgestreckt in ihr ein heller Körper. Unbekleidet. Ein Mädchenleib? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Dies war kein Augenblick der Gewissheiten. Es gab nur Ahnungen, Regungen, sehr drängend und doch schwierig zu deuten, Entscheidungen, ebenso überlebenswichtig wie belanglos. Ich trat nicht näher. Ich sah nicht genauer hin. Ich wollte keine Einzelheiten erkennen. Was ich wahrnahm, war bereits genug. Eigentlich schon zu viel, auf jeden Fall mehr als jemals später.

Gelegentlich, ich schätze etwa alle zwei bis drei Wochen, bekam Großmutter das, was der Onkel einen *Anfall* nannte. Ohne Vorboten gab Großmutter einen kurzen, krächzenden Laut von sich wie das abgebrochene Kreischen eines Pfaus. Dann wanderten ihre Augen nach oben zur

Seite, ihr Körper wurde starr, die Hände verkrampften sich. Der *Anfall* war der einzige Ausbruch der Großmutter aus ihrem Dämmerdasein, ein kurzer dramatischer Sieg über den lähmenden Bann, den eine ungewisse Krankheit über ihr Gehirn verhängt hatte. Für wenige Sekunden, so schien mir, gelang es ihr, die Kerkertür aufzustoßen und ihren Blick auf Erscheinungen in einer Welt zu heften, zu der wir keinen Zugang hatten. Das ganze Geschehen dauerte vielleicht zwei, drei Minuten. Dann kehrte ihr Blick in die alte Stellung zurück und begann, tastend die Umwelt zu fixieren, die Hände entspannten sich, ihr Körper sank wieder in die welke Vogelgestalt zurück. Der *Anfall* löste ein stets gleichförmiges Ritual aus: *Wasser!*, kommandierte der Onkel, worauf die Tante überraschend flink in die Küche tippelte und mit einem Glas Wasser zurückkam, das der Onkel der erstarrten Großmutter an die Lippen hielt. Dort, wo sie sich in diesen Augenblicken befand, schien aber selbst dem Wasser keine heilende Wirkung zuzukommen. Jedenfalls nippte sie kein einziges Mal an dem Glas. Der nächste Ausruf des Onkels galt unweigerlich mir: *Den Buben wegbringen!*, war das zweite an die Tante gerichtete Kommando. Ohne großen Widerstand zog sie mich am Ärmel in die Küche, denn der *Anfall* der Großmutter löste in mir ein zwiespältiges Gefühl aus, bei dem der Schauer über die plötzliche gespenstische Verwandlung der alten Frau und ihren Fluchtversuch in eine uns unzugängliche Sphäre deutlich meine Neugierde überwog. Der dritte Teil des Rituals betraf den Onkel selbst und entbehrte offensichtlich jeden Sinnes, weil die Großmutter inzwischen wieder aus ihrer visionären Erstarrung in ihre Schattenexistenz *ohne Denken* zurückgekehrt war. Die Aufforderung des Onkels, *Der Doktor!*, war quasi an ihn selbst gerichtet. Denn im gleichen Atemzug schlurfte er ins Haus und kurbelte an dem Telefon in der Diele. Dann hörte man undeutlich Satzbruchteile wie *schon wieder der Anfall!* – *bitte schnell!* oder so ähnlich.

Der letzte Teil des Rituals – inzwischen war ich aus dem Küchenarrest wieder befreit – war für mich der spannendste. Er kündigte sich mit dem allmählich anschwellenden Grummeln eines Motorrades, einer DKW-Maschine, an, mit dem *der Doktor* fast immer nach genau einer halben Stunde eintrudelte und das er an den Lattenzaun neben der brüchigen Eingangstür des Gartens lehnte. Dessen Schiefelage verstärkte sich noch unter der stählernen Last, hielt ihr aber immer tapfer stand. *Der Doktor*, er hieß in Wirklichkeit Jacob Lustiger, war Junggeselle und hatte die gütigen Augen eines Kinderarztes, hellblau, strahlend und von jener

Freundlichkeit, die zu den gefährlichsten Risiken dieser Welt zählt. Er trug einen gepflegten, aber völlig uneitlen Backenbart und beim Motorradfahren schützte er seine Glatze mit einer Lederkappe, deren Ohrenklappen sich im Fahrtwind abhoben. Erst später stellte sich heraus, dass das einzige *ihm* zuge dachte Medikament in seinem Lederköfferchen, eine sicher tödlich wirkende Menge Veronal war, die er aber in der Nacht vor seiner Deportation nicht mehr nehmen konnte, vielleicht auch nicht wollte. Ein wenig ähnelte er Sigmund Freud, aber ohne dessen düstere Kälte. Heute weiß ich, dass er die gleichen Augen hatte wie jener polnische Kinderarzt Janusz Korczak, der sich weigerte, die zweihundert ihm anvertrauten Kinder zu verlassen, als sie in das Vernichtungslager Treblinka transportiert wurden (*nicht jeder ist ein Schuft*), und der zu den 36 Gerechten zählt, deren reine Seele die Welt rettet.

Damals freilich war das Eintreffen des Doktors für mich ein heiteres Glanzlicht in der Kette endloser, blattgrünesättigter Sommertage, die ich in dem Garten ohne Grenze verlebte. Auch dieses letzte Ritual zerfiel in zwei Teile. Der erste galt der Großmutter und bestand in der ewig gleichartigen Untersuchung, der die Großmutter unterzogen wurde: Zunächst fühlte der Doktor mit dem wissenden Spürsinn eines tibetischen Lama den Puls. Dann hob er erst das linke, dann das rechte Augenlid und betrachtete das Spiel der Pupillen im Lichtstrahl seiner wuchtigen Taschenlampe, wobei er sich bemühte, den Effekt der Blendung so kurz wie möglich zu halten. Zuletzt knöpfte er gemeinsam mit der Tante etwa acht bis zehn der zahllosen Knöpfe der schwarzen Seidenbluse auf, schob sein hölzernes Stethoskop durch den Tuschlitz an die Herzspitze der Großmutter, legte sein Ohr, aus dessen Gang ein kräftiges Haarbüschel ragte, an das Hörrohr und gab sich mit geschlossenen Augen dem angejahrten Rhythmus ihres Herzschlags hin. Zum Schluss strich er ihr so flüchtig, sodass es kaum zu merken war, über die Wange, was bei der Großmutter den Hauch einer mimischen Regung auslöste, den man als Ansatz eines Lächelns deuten konnte. *Alles in Ordnung, kein Grund zur Beunruhigung*, lautete – wie jedes Mal – das Ergebnis seiner Analyse. Eine *epileptiforme Absence* wahrscheinlich, fügte er dann leise, mehr für sich als die anderen, hinzu. Er packte ohne Hast seine Instrumente ein und lehnte ebenso konsequent wie immer den Slibowitz ab, den der Onkel inzwischen aus dem Küchenschrank geholt und in zwei kleine Gläschen gefüllt hatte, die er notgedrungen später selbst zu leeren hatte. Erst sehr viel später begriff ich, dass hinter der scheinbar sinnlosen

Wiederholung der gleichen Untersuchung mit dem stets gleichen harmlosen Ergebnis die kluge Erfahrung eines alten Routiniers stand, der wusste, dass sich hinter dem immer gleichen Symptom beim hundersten Mal das Verhängnis verbergen kann.

Teil zwei des letzten Rituals war *mein* großer Augenblick. Nachdem Doktor Lustiger sich verabschiedet hatte, zappelte ich voll Ungeduld neben ihm her bis vor die Gartentür. Ich bin mir heute sicher, dass hinter der Langsamkeit, mit der er dann *meinen* Akt vorbereitete, kluge Berechnung stand mit dem einzigen Ziel, meiner Spannung die höchstmögliche Dramatik zu verleihen. Sorgfältig löste er das Motorrad vom schrägen Zaun ab. Dann schüttelte er es etwas, um durch das Gluckern im Tank zu demonstrieren, dass der Benzinvorrat sicher ausreichte. Danach zog er an verschiedenen Hebeln am Lenker, beugte sich hinunter und tupfte an einem Stift des Vergasers, bis ein paar Tropfen Benzin hervortraten. Schließlich ließ er einen prüfenden Blick über das ganze Gerät schweifen und hielt mir dann mit seinen kräftigen Händen und dem Hinweis, *Vorsicht Bub*, das Motorrad wie eine Opfergabe hin. Ich setzte meinen rechten Fuß auf das Anlasspedal, fasste mit beiden Händen den Lenker, sog meinen Brustkorb voll Luft und trat dann mit einem Tritt, in dem sich alle meine Kräfte bündelten, den Anlasser herunter in der tiefen Gewissheit, dass die umständlichen Vorbereitungen des Doktors den prompt einsetzenden Erfolg garantieren würden: Ein kurzes Rütteln ging durch die Maschine wie bei einem Lasttier, das seine Dösigkeit abschüttelt, bevor es sich seine Bürde auflegen lässt, aber dann setzte ohne Stocken, fast schnurrend, das Grummeln des Motors ein. Kräfte, die meine kindlichen Vorstellungen weit überstiegen, waren durch einen Tritt meines halbwüchsigen Fußes freigesetzt worden – es war der archaische Triumph des Rosslenkers, der mit einer Hand am Zügel acht Pferde in die Arena stürmen lässt.

Wahrscheinlich hat mir Doktor Lustiger sogar einmal das Leben gerettet. Es war die erste oder zweite *Sommerfrische*, die ich in dem verwunschenen Chlorophyllreich verlebte, als sich die Geschichte mit dem roten Fingerhut ereignete. An einem der lähmend schweren Nachmittage trotete ich an den Rhododendrenbüschen entlang und ließ im Vorbeigehen ihre lederen Blätter gegen meine linke Hand schlagen. In den Buchten und Höhlen, angefüllt mit schwärzlichem Grün, die sich unter den Bladdächern gebildet hatten, schwiegen in der Hitze unerzählte Geschichten, duckten sich Geheimnisse, raschelten Kleintiere und vielfüßige Insekten,

sprach der Garten mit einer anderen Zunge als zwischen den Aprikenbäumen und dem Rankenwerk der Kletterrosen. Etwas Lockendes und Lauerndes lastete auf diesem Teil. Begehrliches und Verbotenes verschmolzen in den Schattengehegen. An einer Stelle, wo der Rhododendron am ausladendsten wucherte, öffnete sich am Boden eine Lücke, durch die ich mich gerade eben noch hindurchzwängen konnte, um mich unerwartet unter einer geräumigen Pflanzenkuppel wiederzufinden. Das späte Licht des Nachmittags drang in schrägen Bündeln durch das Blattgewirr. Mühelos fand ich im Inneren der Gewächsgrotte Platz. Ich legte mich auf den Rücken und spürte die Kühle des Bodens auf der Haut. Der erdig-faulige Hauch des Bodens breitete sich wie ein mildes, aber tückisches Narkotikum über mir aus, machte mich schläfrig und zugleich merkwürdig empfänglich für das Lichter- und Schattengewirr über mir. Ich war dem Garten in die Falle gegangen. Erst jetzt erblickte ich über mir sechs oder acht Gesichter aus Purpur, Blütenkelche, weit geöffnet, gesäumt mit feinsten hellen Härchen, im Inneren mit roten und weißen Fleckchen getigert, die in der Tiefe zu zwei freundlich leuchtenden gelben Staubblättern führten, Augen, die sich an meine hefteten und mich nicht mehr losließen. Irgendetwas führte meine Hand nach oben. Ich zog das leuchtendste Purpurgesicht zu mir herunter. Ich erwartete einen süßlichen Blütengeruch, aber irgendein Duft war nicht wahrnehmbar, Grund mehr, mit geöffneten Sinnen in das Innere zu tauchen. Plötzlich hielt ich die Blüte, die sich vom Stängel gelöst hatte, zwischen den Fingern. Wenn sie schon keinen Geruch besaß, so wollte ich wenigstens ihren Geschmack ausfindig machen. Wie von selbst schlüpfte sie zwischen meine Lippen, seidig und glatt, lag auf meiner Zunge, ließ sich wenden und kauen, begann sich in ein leicht bitteres Mus zu verwandeln, das ich willenlos verschluckte. Zwei Stunden später war mir sterbensübel.

Man holte Doktor Lustiger, der meinen Puls fühlte und feststellte, dass er fast auf die Hälfte abgesunken war. Mit wenigen Fragen holte er zwischen meinem Würgen den Kern der Geschichte ans Tageslicht, fällte sein Urteil (*Digitalisintoxikation*), flößte mir einen Brei von Kohletabletten ein und riet dem erbosten Onkel und der aufgescheuchten Tante, mich im halberdunkelten Zimmer in mein Bett zu legen, viertelstündlich nach mir zu sehen, den Puls zu zählen und vorsorglich einen Eimer bereitzuhalten. Nach zwei Stunden würde er wiederkommen.

Zwischen meinen Kissen geriet ich in einen seltsam zwiespältigen Zustand. Während mich die Konvulsionen meines Magens in periodischen

Abständen würgten, zog mich das Gitterwerk aus Licht und Schatten, das die Jalousien auf den Leinenvorhang warfen, immer mehr in seinen Bann. Die Lichtbande, zunächst in einem bastfarbenen, zarten Gelb, füllten sich von Minute zu Minute mit einem immer intensiveren Gelbton, erst leuchtend wie Korn, dann tiefgelb wie Mais, schließlich brannten sie in einem lodernden Gelb, das jeden Moment das Leinen in Flammen versetzen konnte, ein Gelb von mystischer Strahlkraft, das in den gewöhnlichen Farben des Regenbogens nicht vorkam. Es jagte in gleißenden Peitschenhieben über meine Netzhaut, besetzte alle Rezeptoren meiner Hirnrinde, versklavte erbarmungslos meinen Farbsinn, bis ich am Ende nur eine Wahrnehmung hatte: das *große Gelb* an sich.

Mit dem Nachlassen der Vergiftung verschwand zögernd meine Übelkeit, das Gelb wurde zum gewöhnlichen Alltagsgelb und mein Puls stieg wieder auf seine übliche Höhe. Vielleicht, meinte Doktor Lustiger später, hätte ich in meinen Farbvisionen einfach für Augenblicke die Tür zur Hölle einen Spalt weit geöffnet, es könne aber ebenso gut die des Himmels gewesen sein. Rein medizinisch betrachtet sei das Gelbsehen nichts Ungewöhnliches gewesen, sondern ein typisches Symptom der Digitalisvergiftung. Jahre später wurde ich an meine kindliche Digitalisintoxikation auf seltsame Weise wiedererinnert. In einem Traktat über die medizinische Behandlung Vincent van Goghs stieß ich in einer Fußnote auf den Hinweis, dass die *Kurierung der Irren* in jener Heilanstalt des Dr. Théophile Peyron in St. Rémy, in der sich 1889 auch van Gogh befand, in der *ausgiebigen Injektion von Digitalisauszügen* bestanden habe. Es war die Phase, in der van Gogh wie ein Besessener seine Sonnenblumenbilder und seine lodernden Zypressen unter den brennend gelben, rotierenden Kreisen der Gestirne malte.

In der letzten *Sommerfrische*, wieder nach einem *Anfall* der Großmutter, schien etwas in Doktor Lustiger vorzugehen, das freilich an der Oberfläche seines Wesens nur in Gestalt einer noch gelasseneren Bedächtigkeit und weisen Freundlichkeit erkennbar wurde. Zur Verwunderung des Onkels lehnte er den Slibowitz diesmal nicht ab. Er nippte zwar nur an dem Glas und murmeltet etwas von *noch sehr viele Patienten*, aber er setzte sich zu uns an den Tisch unter der Kastanie und lächelte der Großmutter, der Tante und dem Onkel schweigend, beinahe Hilfesuchend zu. Der Garten gab seine Lethargie auf und tauchte die ganze Szenerie unter dem Baum in seine Stille. Wir saßen da wie in einem regungslosen hellen See aus Lautlosigkeit, aber schrecklich angespannt,

denn etwas Unausgesprochenes, sehr Bedrohliches lag über uns, etwas, das danach drängte, in Worte gefasst zu werden. Zugleich aber war es ganz unzweifelhaft, dass die geringste Silbe eine unabsehbare Katastrophe auslösen würde. So schwiegen alle, der Onkel kippte einen zweiten Slibowitz und der Doktor hob sein Gläschen, prostete in einer verlegenen Geste, bei der er mit dem Slibowitz einen halbrunden Bogen in der Luft beschrieb, allen zu und stellte ihn wieder auf den Tisch, ohne noch einmal davon zu kosten.

Seine unvermittelte Frage wirkte in dem beklemmenden Schweigen erlösend:

»Dürfte ich eine Bitte äußern?«

Heftiges Nicken von Onkel und Tante war die Reaktion.

Dann wandte sich Doktor Lustiger mir zu und fuhr fort:

»Dürfte ich den Jungen für ein paar Stunden mitnehmen? Ich würde ihn heute am frühen Abend wieder zurückbringen?«, und an mich gewandt:

»Natürlich nur, wenn Du willst.«

Wenige Minuten später brausten wir davon. Der warme Augustwind verwirbelte meine Haare und trieb mir das Wasser aus den Augen. Ich hielt den Doktor mit beiden Armen umklammert. Sein Körper fühlte sich unter der Jacke unerwartet knochig, aber fest an. Ich legte mich gleichzeitig mit ihm in die Kurven und durch die Wasserschleier vor meinen Augen schossen die Pappelalleen, die Bauernhäuschen und die entgegenkommenden Pferdefuhrwerke, hoch mit Getreide beladen, in einem Bildersturm an mir vorbei. Dann hörte ich Fetzen einer Melodie und spürte mit meinen Händen, dass sie aus dem Brustkorb des Doktor Lustiger kamen. Eine völlig neuartige Melodie für mich, melancholisch und stark, uralte, keine Melodie eines Einzelnen, es waren viele Stimmen im Gleichklang, ein Chor, irgendwie schreitend, und die Männer, die sangen, blickten alle zurück über die Schulter, vielleicht in ein verlorenes Land. Ich versuchte mitzusummen, aber Tonfall und Rhythmus waren so fremdartig für mich, dass ich rasch abbrach und mich mit geschlossenen Augen dem Rausch der Fortbewegung und dem Ansturm des Liedes hingab, das immer lauter, jetzt schon trotzig aus der Brust des sonst so sanften Doktor Lustiger drang.

Sein Haus war überraschend geräumig und hätte für eine große Familie ausgereicht, hell gestrichen inmitten eines vergleichsweise schmalen Gartens, eigentlich nur ein Rasenstück mit einigen Apfelbäumen. Drinnen

war es kühl und dämmrig. Aus der Diele führte eine verwirrende Zahl von Türen nach allen Richtungen. *Wartezimmer*, las ich, *Ordination* und *privat*. Doktor Lustiger öffnete kurz die Tür zum Wartezimmer und rief einer größeren Gruppe von Patienten etwas Beschwichtigendes zu. Dann nahm er mich an der Hand und führte mich durch die Tür mit dem Schildchen *privat* in einen längeren Korridor. Er erkundigte sich, ob ich gerne etwas lesen würde und auch etwas trinken, bis er mit der Sprechstunde fertig sei. Ich nickte, worauf er auf eine schwere Holztüre zeigte und mich hineinwinkte.

Ich stand in einer anderen Welt. Das Erste, was ich im Halbdunkel wahrnahm, war jener spezifische Geruch nach alterndem Leder und gediegenem Holz, dem ich später in noch so vielen Variationen begegnen sollte und der in allen Bibliotheken der Welt den Grundton der Empfindung darstellt, in der *British Library* nicht anders als in der *Bodleian Library* oder der *Biblioteca Ambrosiana* in Mailand. Dann zeichneten sich schon die bis an die hohe Decke reichenden Bücherregale ab, bestückt mit Folianten, deren schwarze oder braune Rücken mit Goldimprägna-tion sich dicht aneinanderreiheten. Die Magie, die von ihnen ausging, war überwältigend. Das Wissen der Welt lag vor meinen Augen, ihre Mythen und Geheimnisse, Schriften, die von Abenteurern Zeugnis ablegten, von Weltumseglern, Großkalifen und Erfindern, arabische ebenso wie indianische Märchen, die nur darauf warteten, vorgelesen zu werden, Heldensagen, Epen untergegangener Völker und die Spuren von Riesenechsen, die schon vor Abermillionen Jahren ausgestorben waren.

Ich spürte die vorsichtige Hand des Doktor Lustiger auf meiner Schulter. Er drückte mich in einen Ohrensessel aus Leder mit Messingbeschlägen, der mich wie ein Gehäuse umgab. Dann ging er zielstrebig zu einem Regal, in dem fünf Bände mit hellbraunen Rücken und einem pflanzartigen Zierrat in Gold standen. Er holte den zweiten Band herunter und legte ihn vor mir auf den Lesetisch, *Weltall und Menschheit*, ein Buchgebilde von unglaublichen Ausmaßen und überwältigendem Gewicht. Darin würde ich, so der Doktor, mehr als genug Schätze bis zum Ende seiner *Ordination* finden. Dann hatte mich schon die *Entwicklung des Menschengeschlechtes* in den Bann geschlagen. In einer Gruppe aus Marmor rangen Menschenaffen mit Menschen. Das plumpe Kno-chengerüst eines *alten Gorillas* maß sich mit dem zierlichen Skelett einer *weiblichen Europäerin*. In Kupferstichen des 17. Jahrhunderts hangelten

sich Wesen, halb Schimpanse, halb Faun, mit haarigen Bocksbeinen durch Urwälder, als nahe Verwandte des *Genus »Homo«* apostrophiert. Vor einem flammenden Himmel in Technicolor schleuderte eine fellgekleidete Vorzeitmenschenhorde von einem Berghang Felsbrocken auf eine Gruppe ahnungsloser Höhlenbären und im Vézère-Tal jagten steinzeitliche Waidmänner die Wisente mit ihren rostroten Zotteln auf ihren imponierenden Nackenwülsten. Dann stiegen aus dem schilfgrünen Züricher See flache Nebelschwaden und enthüllten im Morgenlicht ein Pfahlbau-Dorf am Ufer. Im letzten Bild des Kapitels wurden die Schädelumrisse eines Australiers, eines *Pithecanthropus*, und eines jungen Gorilla in unterschiedlichen Farben übereinander projiziert, was meinen Gerechtigkeitssinn auf den Plan rief, weil der Gorilla mit seinem plumpen Unterkiefer, den vorspringenden Augenwülsten und dem bescheidenen Hirnschädel bei diesem Vorgehen nahezu hoffnungslos zurückgeblieben wirken musste. So durchstreifte ich Jahrzehntausende der Menschheitsgeschichte in wenigen Stunden, nur gelegentlich unterbrochen von der Haushälterin des Doktor Lustiger, die mir Limonaden, abwechselnd giftgrün und kirschrot, in hohen Gläsern servierte.

Es war schon früher Abend, als Doktor Lustiger zu mir in die Bibliothek kam und sich neben mich setzte. Er schien etwas erschöpft. Sein vorsichtiges Lächeln war noch eine Spur tastender geworden. Gleichzeitig bemerkte ich etwas an ihm, das ich früher nie erlebt hatte: eine untergründige Unruhe, etwas Gehetztes. Dennoch schien er sich zur Ruhe zu zwingen. Wir saßen Minuten wortlos nebeneinander. Die Stille schien ihm gut zu tun. Etwas von seiner Anspannung fiel ab. Die Bibliothek schien eine Art Refugium für ihn zu sein, eine Barriere aus grenzenlosem Wissen, das ihn gegen die andere Welt draußen abschirmte, ihre Bedeutung zusammenschrumpfen ließ. Immer wieder habe ich es später selbst so empfunden. Der Fundus an Fakten und Daten, aus denen wir in Bibliotheken schöpfen, ist nur ihre vordergründige Existenzberechtigung. In Wirklichkeit sind sie Schutzburgen, errichtet aus dem Geist und dem Leben, das in ihnen gespeichert ist, den Geschichten und Erfahrungen unzähliger Generationen, die uns das winzige Gewicht unserer eigenen Geschichte und unsere Erlebnisse vor Augen führen. Und mit der Erkenntnis der Winzigkeit unseres Daseins nimmt auch unsere Angst ab. Judith nannte es die *Indra-Erfahrung*, die uns in Bibliotheken überfällt. Gott Indra, der sich unendlich erhaben fühlt, wird sich durch die Worte eines schönen blauschwarzen Knaben seiner Nichtigkeit bewusst, der

ihm von den unzähligen Indras vor ihm erzählt. Er erinnert ihn an Vishnu, der im kosmischen Ozean schläft und aus dessen Nabel der Lotus des Weltalls entwächst. Auf dem Lotus sitzt Brahma, der Schöpfer. Wenn Brahma die Augen öffnet, entsteht eine Welt, von einem Indra regiert. Wenn Brahma die Augen schließt, vergeht eine Welt. Das Leben eines Brahma währt vierhundertzweiunddreißigtausend Jahre. Nach seinem Tod sinkt der Lotus zurück und ein anderer Lotus wird gebildet und ein anderer Brahma. Und jede der unzähligen Galaxien im unendlichen Raum ist ein Lotus mit einem Brahma drauf, der die Augen öffnet und schließt. Schließlich deutet der Junge, der in Wirklichkeit Vishnu, der große Erhalter, ist, auf einen Zug vorbeimarschierender Ameisen und lacht: *alles frühere Indras*.

»Möchtest Du mein *Laboratorium* sehen?«, durchbrach Doktor Lustiger die Stille. Ich nickte, vor allem, weil mir das Wort *Laboratorium* nichts sagte. Irgendwie weckte es sakrale Vorstellungen in mir von einer feierlichen Messe mit viel Orgelmusik und Chorgesang. Er führte mich in einen kleineren Raum, von einer einzigen elektrischen Birne an der Decke erhellt. Ein leicht stechender Geruch wie überalterter Essig lag über den Reagenzgläsern, den Messzylindern und Pipetten, den braunen Flaschen mit weißen Etiketten, den Trichtern, Filtrierflaschen und bauchigen Kolben. An der Wand hingen zwei Schautafeln mit einer Reihe von Kreisen, die kaleidoskopartig meist rundliche bunte Objekte enthielten.

Auf meine Frage, wozu er alle diese Gerätschaften benötige, erklärte mir Doktor Lustiger, sie seien sozusagen sein *Drittes Auge*. Jeder Arzt müsse natürlich zunächst seine beiden eigenen Augen benutzen, sie jahrelang schulen, ihnen beibringen, die geringsten Abweichungen ohne Anstrengung wie von selbst zu entdecken. Das sei das Allerwichtigste. Seit uralten Zeiten hätten Ärzte und Zauberer ohne Geräte nur auf diesem Weg die Krankheiten entlarvt, die größten unter ihnen mit *geschlossenen* Augen. Selbstverständlich müsse der Arzt aber auch über einen feinen Geruchssinn verfügen, der sowieso beim Menschen stark verkümmert sei. Es gäbe wahrscheinlich zehn Millionen Düfte auf der Welt, aber der Mensch sei nur imstande, etwa zehntausend verschiedene Stoffe zu riechen. Manche Krankheiten ließen sich viel besser mit der Nase erkennen als mit anderen Sinnen. Die Angst, die Tuberkulose, der Gelenkrheumatismus, sie alle hätten ihren eigenen Geruch, ebenso der Tod. Auch das Leben könne man riechen, es hätte allerdings nicht

einen typischen Duft, sondern Tausende wegen seiner Vielfalt. Erst sehr viel später hätten die Ärzte begonnen, auch ihren Tastsinn zu benutzen und die Kranken zu berühren. Der Arzt, die Hebamme, der Schneider und der Leichenwäscher, das seien die vier Berufe gewesen, denen es erlaubt war, fremde Menschen zu berühren. Aber je mehr man über die Krankheiten gelernt habe, um so schwerer sei es geworden, sie zu greifen. Raffiniert hätten sie sich in den Zellen, dem Blut, den Geweben des Menschen ihre geheimen Schlupfwinkel gesucht, aus denen man sie locken müsse wie Füchse aus ihrem Bau. Dazu dienten ihm alle diese Gläser, Zylinder, Chemikalien und Reagenzien.

Was meine Aufmerksamkeit am meisten fesselte, war das hohe Leitz-Mikroskop auf dem Arbeitstisch mit seinem wuchtigen Stativ aus Messing und dem Objektivrevolver mit drei Objektiven. Doktor Lustiger nahm ein blassrot schimmerndes Präparat vom Färbegestell, schob es behutsam unter das Okular und schaltete die Lichtquelle ein. Dann tauchte er, so schien es mir, mit dem rechten Auge in das Okular ein, drehte feinfühlig an der Rändelschraube hin und her, verschob den Mikroskoptisch in verschiedene Richtungen, bis er eine geeignete Stelle gefunden zu haben schien. Dann ließ er mich durch das Okular blicken. Zunächst sah ich nichts als ein hin und herflitzendes Gewirr von Fäden, meine Augenwimpern, wie sich rasch herausstellte, die vor das Okular geraten waren.

Unter der behutsamen Anweisung des Doktor Lustiger und seiner vorsichtigen Mithilfe begann sich der rosa Schleier vor meinem Auge in rötliche Scheiben aufzulösen, noch ohne scharfen Rand und ohne Struktur. Plötzlich tauchten aus der diffusen Schicht Hunderte rundliche Gebilde vor meinen Augen auf, alle gleich groß, in der Mitte mit einer flachen Delle. Sie erinnerten mich am ehesten an durchsichtige Bonbons aus Gelatine. Ganz vereinzelt eingestreut lagen dazwischen etwas größere bläuliche Scheiben mit bizarren Knäueln in der Mitte. Das also sollte *das Leben* sein? Ich hatte es mir großartiger vorgestellt, dramatischer, etwas Flammendes, ein unauslöschliches Feuer, vielleicht sogar ein lodender Gott, eine Riesengestalt in einem brennenden Dornbusch, aber nicht diese Kinderschleckereien, ausgebreitet auf einer Glasplatte. Das Ganze belustigte mich. Es hatte für mich nichts mit Menschen zu tun, auch wenn Doktor Lustiger mit erklärte, die rosa Scheibchen, die mich an Lutschbonbons erinnerten, seien menschliche rote Blutkörperchen. Ich wurde übermütig, sagte dem Doktor Lustiger, ich fände *das Blut*

irgendwie spaßig, *das Leben* wie eine Kinderzeichnung. Ohne es wirklich zu wollen, platzte ich heraus:

»Ist der Tod auch so bunt?«

Er antwortete ohne Zögern:

»Er ist noch viel bunter. Er kann bunt daherkommen wie ein Regenbogen nach einem Gewitter, farbenprächtig, manchmal wie ein schillernder Tropenvogel. Er bedient sich aller Farben, vom tiefsten Schwarz bis zum grellen Weiß. Dazwischen sucht er sich die leuchtendsten Farbnuancen heraus, Farben leuchtend wie Gift.«

Unwillkürlich musste ich an die Fingerhutgesichter in meiner Rhododendrenlaube denken. Zögernd hörte ich den Doktor fragen:

»Willst du auch den Tod sehen? Seine Farbenpracht?« Er machte eine kurze Pause und fügte dann hinzu: »Irgendwann musst auch du damit anfangen, du musst seine Farben kennenlernen. Je besser du sie kennst, umso früher kannst du dich auf ihn einstellen.«

Er zog das Präparat unter dem Objektiv hervor und legte es beiseite. Dann holte er aus einer Schublade des Arbeitstisches eine Mappe heraus und schlug sie auf. In jeder Seite steckten in Fächern gläserne Objektträger mit Blutaussstrichen wie Briefmarken in einem Album. Unter jedem Ausstrich stand in seiner steilen Handschrift der Name des Patienten, der Geburtstag, das Untersuchungsdatum und die Diagnose. Er wählte lange und sorgfältig, dann entnahm er der Sammlung ein bläuliches Präparat, legte es auf den Mikroskoptisch, träufelte einen Tropfen Öl darauf und senkte das Objektiv hinein. Wieder suchte er lange nach einer geeigneten Stelle in dem Präparat und überließ mir dann das Okular.

Ich blickte auf einen See riesiger Zellen, zum Teil rund, zum Teil oval, manche völlig bizarr geformt. Sie waren um ein Mehrfaches größer als meine Gelatinebonbons. Sie leuchteten in mörderisch intensiven Farben: tiefblau, violett und zyklamfarben. Sie drängten sich in Massen aneinander. Ich hatte den Eindruck, dass sie förmlich um Platz kämpften, sich aggressiv gegenseitig verdrängten. Es waren hungrige Zellen, fressgierig, schmarotzerhaft. *Promyelozyten* hörte ich Doktor Lustiger hinter mir sagen.

»Der Tod?«, fragte ich.

»Eine Erscheinung des Todes, zugegeben eine der besonders farbenprächtigen. Aber er hat tausend Gesichter. Er ist ein grandioser Schauspieler, einfallsreich, wandlungsfähig. Da er seit Menschengedenken am Werk ist, hat er sich so viele Masken zugelegt. Sonst wäre es zu eintönig für ihn.«

Während ich langsam an der Schraube des Mikroskopiertisches drehte und den leuchtenden Strom der Zellen an meinem Auge vorbeiziehen ließ, fragte ich:

»Irgendwie macht er sich sehr viel Mühe, nicht wahr?«

Doktor Lustiger ließ sich mit seiner Antwort Zeit. Als er sprach, waren seine Worte nicht an mich gerichtet, an niemanden eigentlich. Sie waren in die Leere gesprochen, eine Anmerkung, nicht gedacht, um sich in einem menschlichen Gedächtnis festzusetzen. Vielleicht kann ich mich gerade deshalb noch so genau an sie erinnern:

»So viel Mühe wie heute hat er sich noch nie gemacht.«

Dann entwickelte sich plötzlich eine hektische Aufbruchsstimmung. Es sei später geworden, als er es erwartet habe, erklärte mir Doktor Lustiger. Auch habe er noch etwas Dringliches vor. Es hätte ihn sehr gefreut, dass ich hier gewesen sei. Wenn ich wolle, könne er mir gerne den Band *Weltall und Menschheit* leihen. Mit der Rückgabe sei es nicht eilig. Auch solle ich *alle* herzlich grüßen. Er wolle mir jetzt im Dunkel eine Motorradfahrt nicht mehr zumuten. Eine Taxe werde mich nach Hause bringen. Sicher hätte ich dafür Verständnis. Fast verlegen wiederholte er noch einmal, *es hat mich wirklich sehr gefreut*.

Den Rest der Geschichte erfuhr ich erst nach Jahren. Als der Onkel nach dem nächsten *Anfall* der Großmutter wieder bei Doktor Lustiger anrief, meldete sich eine unbekannte Männerstimme und teilte kurz mit, die *Praxis Lustiger* gäbe es nicht mehr. Weiteres könne er nicht sagen. Die *Praxis Lustiger* existierte tatsächlich nicht mehr. Wie es schien, war ich der letzte Besucher gewesen. Schon am Vormittag des letzten Tages ihres Bestehens hatte ein Patient Doktor Lustiger die Warnung zukommen lassen, man plane in der kommenden Nacht seine Deportation. Um jeden Verdacht zu vermeiden, er sei über sein drohendes Schicksal vorgewarnt, versuchte Doktor Lustiger, den Rest des Tages so unauffällig wie möglich ablaufen zu lassen. Er machte seine Hausbesuche und erledigte seine Sprechstunde bis zum letzten Patienten. Mit hastig dazwischengeschobenen Telefonaten versuchte er, seine Rettung zu organisieren. Er wusste, dass er bereits beobachtet wurde. Jeder seiner Patienten konnte ein Spitzel sein, aber er weigerte sich, es zu glauben, und behandelte alle gleich mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit und seiner unzeitgemäßen Geduld. Deshalb erscheint es mir auch unwahrscheinlich, dass er mich nur als Ablenkungsmanöver an jenem Nachmittag zu sich eingeladen hatte, wie manche annahmen. Vielleicht wollte man ihn abfangen,

wenn er mit dem Motorrad zurückkam, nachdem er mich nach Hause gebracht hatte, so wurde spekuliert, und vielleicht hatte er mich aus diesem Grund mit dem Taxi zurückgeschickt. Während seine Häscher noch lauerten und warteten, wann er sein Motorrad besteigen würde, hatte er sich bereits aus dem Staub gemacht. Alle diese Mutmaßungen halte ich für absurd, wenn ich an die zeitlosen Momente mit ihm in der Bibliothek denke oder die Gelassenheit, mit der er mir seine Blutbilder zeigte und sie erklärte. Jedenfalls gelang es ihm noch, für zwei Monate unterzutauchen, im Gartenhaus eines ihm wohlgesonnenen Verlegers, dessen Tochter er vor Jahren durch einen wagemutigen Luftröhrenschnitt vor dem Erstickten durch eine *diphtherische Halsschwellung* gerettet hatte, so wurde erzählt. Es muss für ihn, der sich ohne seine Patienten wie entmündigt vorkam, eine quälende Zeit gewesen sein. Auf verschlungenen Wegen gelang es einigen seiner alten Patienten über verschiedenste Zwischenstationen und heimliche Boten, Kontakt mit ihm aufzunehmen. Auf Zettelchen schrieben sie ihre Beschwerden auf oder ihre Wünsche nach einem bestimmten Medikament. Diese Papierfetzen wurden für ihn zu unersetzlichen Dokumenten seiner früheren Existenz, über die bereits der Stab gebrochen war, zu Rauchzeichen, die ihm in seiner Isolation vorgaukelten, dass es außerhalb der Gartenlaube noch seine alte Welt gab, auch wenn sie sich schon in Auflösung befand. Nur weil es ihn am Leben erhielt, verstieß er gegen eines seiner früheren unumstößlichen Prinzipien, nämlich niemals eine Diagnose zu stellen oder eine Behandlung anzuordnen, ohne den Kranken selbst zu sehen und zu untersuchen. Daher hatte er sich auch immer geweigert, telefonisch Ratschläge zu erteilen, sondern sich die Mühe gemacht, die Patienten aufzusuchen, auch wenn vorauszusehen war, dass es sich um eine Bagatelle handeln würde. Aber jetzt begann er, aufgrund der nicht selten konfuse Symptome und Beschwerdeschilderungen auf den zugeschmuggelten Papierschnipseln vorsichtig zumindest Verdachtsdiagnosen zu formulieren, die er auf die Rückseite schrieb mit der Bitte, sie auf jeden Fall durch einen *anderen Kollegen* überprüfen zu lassen. Auch stellte er immer wieder Rezepte aus – sehr zur Verzweiflung seiner Verfolger, die verstört registrierten, wie seine Verordnungen wie aus dem Nichts einmal in dieser, einmal in jener Apotheke der Stadt auftauchten. Ihre Versuche, anhand der Rezepte sein Versteck ausfindig zu machen scheiterten, weil das konspirative System zwischen Doktor Lustiger und seinem kleinen Stamm alter Patienten lange Zeit perfekt funktionierte. Nach einem rund zweimonatigen

Katz-und-Maus-Spiel drangen sie dann doch gegen Morgen – eine matte Oktobersonne begann gerade über dem Horizont heraufzukriechen – in sein Versteck ein. Seinen Veronalbestand ließ er, wie gesagt, unberührt, obwohl er nicht unvorbereitet gewesen zu sein scheint. Er hatte sich vollständig angezogen und die restlichen Zettelchen mit einem Feuerzeug verbrannt, um niemanden zu gefährden. Wie er verraten wurde, blieb im Dunkeln. Es wurde später erzählt, er habe als wohlhabender Jungeselle ohne größere Ansprüche – wenn man von seinen Büchern absieht – Patienten, die sich in einer finanziellen Misere befanden, großzügig Geld geliehen, ohne irgendwelche schriftliche Abmachungen oder feste Rückzahlungstermine. Praktisch waren es Schenkungen, aber vielleicht für den einen oder den anderen immer noch zu unsicher.

38 Es war überraschend schnell dunkel geworden. Die Nacht draußen, falls es ein Draußen gab, war strukturlos, homogene Schwärze außerhalb der Koordinaten von Raum und Zeit. Die Beleuchtung in der Kabine war bis auf ein dämmriges Licht abgeschaltet. Der Rabbiner kauerte in seinem Sitz, regungslos, wie ich zunächst annahm, aber schließlich war ich mir sicher, dass sein Oberkörper rhythmisch eine Spur vor- und zurückpendelte. Er erschien mir jetzt größer als bei Tageslicht, patriarchalisch, auf bedrohliche Art gebieterisch. Wahrscheinlich war seine Stimme donnernd, eine Stimme, die Meere teilt oder mit einem Satz das Flugzeug anhalten konnte, sodass es in der Finsternis stehen blieb, ein ganzes Jahrhundert, wenn er es wollte, oder seinen Flug außerhalb aller Naturgesetze beschleunigen, und wir wären in Minuten auf der Erde. Am Gate würde er kauern, ein stummer Golem, bereit, jedem Lidschlag seines Herrn zu gehorchen. Hatte er angeordnet, dass die Filmleinwand vor uns heruntergelassen worden war? Die Stewardess war nirgendwo zu sehen, überhaupt hatte ich den Eindruck, dass sich außer dem Rabbi und mir niemand in dem Flugzeug befand, wenn man dieses Gefährt überhaupt Flugzeug nennen konnte. In Wahrheit war es allenfalls ein *Ort*, der sich fraglich bewegte, in einer unbestimmten Richtung mit unbekanntem Ziel. Einen Orientierungspunkt, an dem man seine Geschwindigkeit oder seinen Kurs hätte bestimmen können, gab es nicht. Ein Eingreifen erschien nicht möglich.

Die Leinwand, bisher tot im Halbdunkel, begann sich zu beleben, ein Rechteck, in dem ein eben wahrnehmbares Flimmern zu erkennen war.

Eine Melodie, schwankend in Tonhöhe und Lautstärke, winselte aus einem unsichtbaren Grammophon, begleitet von einer kopfigen Männerstimme, gequetscht und hohl, der Text blieb unverständlich oder war es *The Days of Pearly Spencer*? Das Flimmern in Schwarz-Weiß wurde dichter. Jeden Moment konnte es sich zu Gestalten oder Gebilden verdichten. Dass sie sich bewegten, war schon jetzt zu erkennen, zumindest zu erahnen.

»Es geht los, verehrter Kollege!«, sagte eine Männerstimme hinter mir, und drei exakt geblasene Rauchringe, jeder ein wenig größer als der vorherige, schwebten über meine Schulter nach vorn in Richtung Leinwand.

»Vorhang auf!«, fuhr die Männerstimme fort. Sie war jetzt ganz nahe an meinem rechten Ohr, eine Stimme, die mir bekannt vorkam, eine unverwechselbare Stimme, ein wenig näseltend, aber auch sonor. Sie hob das letzte Wort in jedem Satz an, statt es abzusinken.

»Wer sind Sie?«

»Aber, aber, verehrter Kollege. Wie konnten Sie das vergessen? Wie können Sie sich ungeprüft und ohne Auflehnung in diesem Gefährt den Gesetzen der Schwerkraft unterwerfen? Habe ich nicht, um sie außer Kraft zu setzen, mich damals aus dem Fenster meiner Mansardenwohnung geschwungen und bin schnurgerade im Gehege Ihrer liebevollen Betreuung gelandet? Mit gebrochenen Beinen zwar, aber dies nur, um Sie und Ihresgleichen nicht an den Naturgesetzen zweifeln zu lassen. Wo kämen wir hin, wenn die Leute aus den Fenstern sprängen und ihre Knochen heil blieben? Abgesehen davon: Da ich kurz darauf meine Beine dem großartigsten aller meiner Therapieversuche aussetzte, Sie erinnern sich, *Landrysche Paralyse*, war es gleichgültig, ob sie gebrochen waren oder nicht. Ich benötigte sie nicht mehr zum Laufen, sondern nur noch als Symbol. Aber zugegeben, das ist eine Weile her. Vierzig Jahre nach Ihrer Zeitrechnung, vielleicht auch mehr. Da hat man schon das Recht, sich nicht mehr an alles zu erinnern, zumal in Ihrem Alter.«

Nun war es eindeutig. Es war nicht nur die Stimme, es war jener unverwechselbare Zynismus, der mir damals in irgendeinem anderen Leben Angst gemacht und mich doch willenlos in den Bann geschlagen hatte. Ikarus, mein rauchender, mein sterbender Lehrer.

»Wie kommen Sie hierher?«, fragte ich naiv nach rückwärts.

»Blinder Passagier, verehrter Kollege. Ich mache nichts anderes, als was ich schon immer getan habe: Ich stehe auf keiner Liste, ich habe

kein Ticket, offiziell bin ich nicht an Bord. Aber wer mich ruft, für den habe ich eine Stimme.«

»Habe ich Sie gerufen?«

»Aber was sonst? Ich bin es gewohnt, nur auf Wunsch in Erscheinung zu treten, und das nicht bei jedem. Ein blinder Passagier sollte wählerisch sein, so weit wie möglich, natürlich. Aber bei Ihnen, immerhin waren Sie mein letzter Schüler, wie sollte ich da Nein sagen? Außerdem, wir blinde Passagiere sollten zusammenhalten, denken Sie nicht auch?«

»Was meinen Sie mit: *wir* blinde Passagiere?«

Ikarus hatte mich wieder am Haken. Er schlug die gleiche Taktik ein wie damals vor weiß Gott wie vielen Jahren. Er degradierte mich wieder zu seinem Schüler und provozierte mich mit Ansichten, die mich in einen hoffnungslosen Disput mit ihm verwickeln mussten. Ich fühlte mich zurückversetzt in jenen Sommer in irgendeiner Zeit, er und ich in unserer Kartause und der kranke Lindenduft strömte aufdringlich durch alle Ritzen. Damals konnte ich ihm wenigstens in die Augen sehen. Aber jetzt war er irgendwo hinter mir. Aber wo? Saß ich nicht in der letzten Reihe der ersten Klasse, mein Sitz direkt an der Rückwand?

»Was ich meine, ist was ich sage, lieber Kollege. *Wir* blinde Passagiere. Oder glauben Sie im Ernst, dass *Sie* auf einer Liste stehen? Sind *Sie* offiziell an Bord? Was heißt offiziell, wenn es gar keine Kontrollen mehr gibt? Haben Sie in den letzten Stunden die Stewardess gesehen oder einen Passagier oder gar den Kapitän?«

»Und der Rabbiner da vorne?«

»Wissen wir, ob es ihn gibt, und wenn ja, ist er nicht auch nur ein blinder Passagier? Im Übrigen, was tut er da vorne, wenn er etwas tut? Vielleicht ist er ganz woanders, in irgendeiner vertrackten Geschichte der Kabbala. Vielleicht erfindet er sich gerade selbst – wie wir alle im Übrigen. Vielleicht spielt er das Spiel, das auch unser Lieblingsspiel ist. Ich wette, Sie haben es in den Jahren ganz oft zur Genüge gespielt.«

»Welches Spiel?«, fragte ich gereizt. Das Flirren auf der Leinwand dauerte weiter an, es verdichtete sich zwar, aber kurz bevor es zu Gestalten zusammenfloss, wurde der schwarz-weiße Schnee wieder grobflockiger.

»Sagen wir mal ...«, antwortete Ikarus etwas gedehnt und blies wieder einen geometrisch vollendeten Rauchring über meine Schulter. »Sagen wir mal, wir spielen das Spiel des Rabbi Elijah Baalschem.«

»Wer ist das?«

»Rabbi Elijah Baalschem, natürlich müssen Sie nicht wissen, wer er war. Er lebte in Polen im siebzehnten Jahrhundert. Er machte sich ein Bild.«

»Ein Bild? Ein Jude ein Bild, noch dazu ein Rabbiner? Steht nicht geschrieben: *Du sollst dir kein Bildnis machen ... ?*«

»Nicht exakt. Kein *Gottesbildnis* heißt es. Jedenfalls wusste der Rabbi Elijah Baalschem, wie das Spiel geht. Nach gewissen Gebeten und einigen Fasttagen wird die Gestalt eines Menschen aus Lehm gemacht, und wenn man das *schem hamephorasch* darüber spricht, wird das Bild lebendig. Und obwohl es selbst nicht reden kann, versteht es doch, was man ihm befiehlt. An die Stirn des Bildes schreibt man: *Emeth*, das ist Wahrheit. Aber ein solcher Golem wächst täglich und eines Tages ist er größer als alle Hausgenossen. Jetzt fürchten sie ihn und, um ihm seine Kraft zu nehmen, löschen sie geschwind den ersten Buchstaben an dem Wort *emeth* an seiner Stirn aus, sodass nur das Wort *meth* übrigbleibt. *Meth*, das ist tot. Genial, finden Sie nicht? Der Golem, seiner Kraft beraubt, fällt zusammen und wird wieder zu Lehm.«

Ich wollte ihn zum Schweigen bringen. Es erschien mir unmöglich, seine Suada wie damals zu ertragen. Aber Ikarus duldete keinen Einwand und fuhr fort:

»Aber jetzt kommt das eigentliche Spiel, das Spiel des Rabbi Elijah Baalschem – und natürlich auch unser Spiel. Wieder einmal hat er einen Golem gemacht. Der wächst von Tag zu Tag, aber mit der Größe des Golem wächst auch die Gier des Rabbi Elijah Baalschem. Er will den größten Golem aller Zeiten haben. Betört schaut er, wie sein Geschöpf wuchert und wuchert, und als er sich sicher ist, dass der Golem der größte je da gewesene ist, will er ihm den Buchstaben *e* von der Stirne löschen. Doch der Golem ist jetzt so groß geworden, dass der Rabbi Elijah Baalschem nicht mehr an seine Stirne hinaufreichen kann. Aber der Rabbi Elijah Baalschem ist nicht so leicht auszutricksen. Er ist schlau und befiehlt dem Golem, seinem Knecht, er soll ihm die Stiefel ausziehen. Womit er rechnet, ist, dass, wenn der Golem sich herunterbückt, er ihm das *e* von der Stirne löschen kann. Aber womit er nicht gerechnet hat, ist, dass der Golem nach dem Löschen des ersten Buchstaben zusammenstürzt und seine Last den Rabbi, der auf der Bank sitzt, erdrückt.«

Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Ich fühlte mich mit Ikarus in einen fliegenden Käfig gesperrt – hoffentlich flog er wenigstens. Ich wollte nur noch ankommen. Meine Reise dauerte schon überlange und

gleichzeitig hatte ich das Gefühl, mich der *Stadt* eher wieder zu nähern, als sie endgültig hinter mich zu lassen. Ich hatte meine Schuldigkeit getan. Ich war gereist bis über die Grenze meiner Kräfte und Wahrnehmungsfähigkeit hinaus. Ich hatte sie alle aufgesucht und ertragen. Diderot und seine maßlosen Raubzüge durch die Karte des Lebens, Dottore Antoniniano, den *pazzo* und seine *mamme-nonne*, seine kalten Höllen mit den erstarrten unschuldigen Winzlingen: *So staken blau bis wo die Scham man sieht / Die schmerzreichen Schatten in dem Eise / Die Zähne klapperten das Storchenlied ...* Die statuenhafte June Maddox, Hüterin aller Missgeburten, sich windende Kojotin, samenbedeckt. Lary und den gigantischen Ausverkauf der alten Wirklichkeit. Rod, den abergläubischen Kannibalen, der nur mit einem österreichischen *Brunzstein* um den Hals imstande war, das Recycling des Menschen zu betreiben, an seiner Seite die Riesin Rachel, Fürstin der toten Augen. Ich hatte meine Augen dem aberwitzigen Glanz ihrer Visionen und Utopien, ihrer Fiktionen und Phantasmen bis an den Rand der Erblindung ausgesetzt. Ich hatte die Erschütterung meines Verstandes im mörderischen Duell mit ihren Argumenten und Beweisführungen ertragen. Ich war ausgehöhlt, leer wie eine vertrocknete Wespe, deren Krusten Ende Oktober beim ersten Windhauch zu Staub zerfallen.

»Ich weiß, bester Kollege«, hörte ich die Stimme meines Lehrers hinter meinem Rücken, einfühlsam aber auch mit einem bedauernden Unterton, »die Zeit der Spiele ist vorbei, auch das Spiel unseres seligen Rabbi Elijah Baalschem. Wir alle haben es gespielt bis über die Grenzen des Absurden hinaus. Wir haben uns durchschaut und man hat uns durchschaut. Natürlich geben viele es noch nicht zu. Sehen Sie etwas auf der Leinwand? Sie flimmert noch immer. Aber es gibt keine Bilder mehr, die wir ertragen könnten. Längst sind wir blind geworden durch die Flut der Bilder. Alle Metaphern sind verbraucht und verhunzt. Wer jemandem irgendetwas glaubt, ist ein Narr und schon verloren.«

Ikarus ließ mir keine Zeit zum Atemholen. Sein Mund war jetzt ganz nah an meinem Ohr. Aber er sprach jetzt anders als damals, seine Ironie war nur noch Staub in seinem Mund. Wo immer er gewesen war, in den schrecklich langen, unglaublich kurzen Jahren dazwischen, von welchen Düften er sich ernährt hatte ... jetzt drohte er zu Asche zu zerfallen.

»Haben sich meine Prophezeiungen erfüllt, geschätzter Kollege? Ist irgendetwas *nicht* eingetreten? Seien Sie ehrlich! Ihre Sucht sind Sie immer noch nicht losgeworden. Sie treibt Sie um den Erdball, ruhelos, obwohl

Sie bereits zu Tode erschöpft sind, ein Ahasverus, mit zerfetzten Füßen und zerrissenem Gehirn. Immer noch hoffen Sie im Stillen, dass Sie auf den *einen* Gerechten stoßen werden, der sein Leben hingibt für das Leben schlechthin. Sie machen sich vor, dass Sie vielleicht nur an den falschen Orten, in den verkehrten Laboratorien, in den aus dem Ruder gelaufenen Systemen gesucht haben. Darum müssen Sie immer wieder aufbrechen und jedes Mal kehren sie enttäuschter und gebrochener zurück.«

Ikarus ließ seine Worte auf mich einwirken. Er war sich ganz sicher, dass ich nicht mehr in der Lage war, Widerstand zu leisten, daher ließ er sich Zeit. Noch einmal erhob sich seine heisere, gepresste Stimme:

»Die Reise ist beendet. Was jetzt bleibt, ist der verzweifelte Versuch, nach Hause zu kommen. Aber es gibt kein Zuhause. Sie suchen nach Ihren Spuren, armer Kollege. Aber welche Spuren haben Sie hinterlassen? Ihre Vorlesungen sind in alle Winde zerflattert, Ihre Vorträge und Reden – selbstgefällige Schallwellen, untergegangen im allgemeinen babylonischen Getöse. Ihre Bücher, gehortete Irrtümer, sie werden allenfalls noch zur Abschreckung gelesen. Ihre Patienten haben Ihren Namen vergessen und die wenigen, die ihn behielten, das waren die, denen Sie am nachhaltigsten geschadet haben. Ob irgendetwas half? Wer setzt die Maßstäbe? Wer will trennen können zwischen den heilenden Krankheiten und den kranken Heilungen? Also wohin? Das Flimmern auf der Leinwand ist verschwunden. Jede Handlung, die noch über den Schirm flimmern könnte, ist so oder so eine perverse Erfindung. Und wir hören ehrfürchtig den großen Geschichtenerzählern zu, die uns mit missbrauchten Worten glauben machen, sie erzählten uns die Geschichte des Lebens. Wenn sie Leben sagen, meinen sie die Macht, das Geld und den Tod, meistens alle drei. Wahrscheinlich besteht dazwischen nicht einmal ein Unterschied. Mit *standing ovations* schaudern wir vor dem Komödianten, den schon Macbeth durchschaute:

*Life's but a walking shadow, a poor player,
That struts and frets his our upon the stage,
And then is heard no more. It is a tale
Told by an idiot, full of sound and fury.
Signifying nothing.*

Ich saß in meinem Sitz, erstarrt bis in die äußersten Fasern meines Körpers. Mein Herz weigerte sich weiterzuschlagen, meine Lungen zu atmen,

mein Gehirn, noch irgendeinen Begriff anzunehmen. Es war die Tiefe der Leere, jener letzte Grund, wo ich unerreichbar geworden war, für jeden, auch für mich selbst.

Die Kabinenlichter gingen an. Der Rabbiner kauerte in seinem Sitz, eigentlich ein gebrechliches Männchen, immer noch das *Wall Street Journal* in den Händen. Der staubfarbige Himmel vor dem Fenster bekam einen schmalen rötlichen Riss, der sich rasch mit unregelmäßigen Rändern verbreiterte. Ein Jet, insektengroß, flog in Gegenrichtung vorbei, physikalischer Beweis, dass auch unser Jumbo sich wieder bewegte und einem Ziel zustrebte. Die wieder einsetzende Inszenierung der Realität war das Netz, das mich auffing. Jede Banalität war jetzt lebenswichtig, die Stimme des Kapitäns, der die Landung in fünfundvierzig Minuten ankündigte, das dunstende Erfrischungstuch, das die Stewardess brachte, die Tatsache, dass es ungehindert zu Boden fiel, nachdem ich es losließ, auch dies ein Beleg, dass die Naturgesetze noch in Kraft waren. Sicher freute auch ich mich, dass wir bald da wären, schwatzte die Stewardess, *nach diesem ausgesprochen ruhigen Flug*. Auch sie, so ihr Geständnis, freue sich. In drei Stunden könnte sie in Münster sein. Vielleicht würde sie sogar heute Nachmittag noch zum Reitstall fahren. Schlafen könne man wegen des *jetlag* sowieso nicht richtig.

Die Welt wurde wieder berechenbar. Es gab Flugpläne, die eingehalten wurden, weidende Pferde im Münsterland, sich rasch abkühlende Erfrischungstücher, Rabbiner, die die Daten der Terminbörsen in New York, Frankfurt und Tokio verfolgten, eine exakt in Meilen angebbare Distanz zwischen der *Stadt* und dem Jet, die sich freilich ständig veränderte, aber mit den Mitteln der Navigation fortlaufend und mit hoher Präzision berechnet werden konnte. Es gab einen Grad der Verzweiflung, der sich am Rande des Erträglichen bewegte, aber eben nur am Rande, und damit ebenso präzise bestimmbar war wie die transatlantischen Distanzen. Das Schreckliche war die Erträglichkeit dieser Verzweiflung. Eine erträgliche Verzweiflung ist das Unerträglichste, sie ist unvollkommen und damit eine unzulängliche Verzweiflung. Es ist das Umherirren in einem Labyrinth, das doch noch irgendwo einen Ausgang hat, auch wenn wir ahnen, dass er nicht zu finden ist. Aber gerade diese grundsätzliche Möglichkeit, das rettende Schlupfloch noch zu finden, lässt uns nicht zur Ruhe kommen, liefert uns dieser heillosen Unrast aus. Die vollständige, die perfekte, die ganz und gar einmalige Verzweiflung, die heilige Verzweiflung, das Labyrinth ohne jeden Ausgang, diese große

Gnade, sie wird uns nie zuteil, sie bleibt das ewig Unerreichbare, sie, die endgültige Erlösung. Die vollendete Verzweiflung, die alles in Frage stellt, die nichts so oder anders sein lässt, die das Außen und Innen nicht mehr braucht, sie, das endgültig Ungewisse: in ihr könnten wir ruhen. Sie wäre das Ende der Suche.

Der Jumbo setzte mit einem federnden Stoß auf. Regen perlte in schrägen Fäden an den Fenstern entlang.

39 Ich war jetzt angekommen. Es gab nichts mehr für mich zu tun. Ich war überall gewesen, das heißt, sofern dieses Überall bekannt war. Ob es außerhalb des Überall doch noch etwas gab, das war die Frage.

Am Gepäckband fragte ich mich, wie oft mein schwarzer Lederkoffer vorüberziehen würde, wenn ich ihn nicht herunternahm. Eine Passage musste schließlich die letzte sein. Dann würde man ihn vom Band holen und irgendwo aufbewahren. Einmal hatte ich einen Koffer im JFK-Airport in New York aufgegeben und erst nach vierzehn Monaten wiederbekommen. Nichts vom Inhalt fehlte. Die Sachen waren zwar etwas durcheinandergerüttelt und die Hemden zu steifen Platten zusammengepresst, aber alles in allem unversehrt. Dennoch habe ich nichts davon noch einmal benutzt oder angezogen. Der letzte Startpunkt des Koffers war damals Bali gewesen, eine fantastische Weltreise, um die ihn mancher beneidet hätte. Wie viele Gepäckbänder hatte er passiert, wie viele Flüche auf Arabisch, Englisch, Spanisch, Japanisch, Indonesisch hatten ihm gegolten? Wie vielen Klimaten war er ausgesetzt gewesen: Tropendunst, Wüstendürre, Kälteschocks. Unbeirrbar hatte er sein Ziel verfolgt. Er hatte sich Zeit genommen, hatte alle Misshandlungen ertragen, die Fußtritte, Stürze und Prellungen. Als man ihn bei mir ablieferte und in die Diele stellte, geschunden, mit x Transferzetteln beklebt und mit Kreidekreuzen von Zöllnern beschmiert, war klar: Jetzt war er angekommen und würde nie mehr auf eine Reise gehen. Es war jetzt das gleiche Empfinden wie damals: Es gab nichts mehr zu tun. Alles war getan. Was immer ich von jetzt ab tun würde, es ließe sich nicht mehr begründen.

Ich zog meinen Koffer durch die Gänge und Hallen des Flughafens hinter mir her. Auf den Laufbändern stellte ich ihn vor mich hin. Auf den Abflug- und Ankunftsafeln schoben sich die Anzeigen der Zielorte,

die Zeiten und Gates in einem lautlosen Strom ohne Ende nach oben und füllten sich kontinuierlich vom Unterrand her wieder auf. Sie schnürten den Erdball in ein Netz von Flugrouten, das die Breiten- und Längengrade willkürlich durchschneidet, und verbanden virtuelle Orte miteinander, die irgendjemand in ein ebenso virtuelles Navigationssystem eingetragen hatte. Nach einem Plan, dessen Koordinatoren unsichtbar blieben, verteilten sich die Ströme der Passagiere, rollten auf Laufbändern durch Schleusen und Strahlenbündel, wurden aufgerufen, gelenkt, umgefüllt, in Flugsteige geschoben, auf Sitze verteilt und über *Sicherheitsvorkehrungen* belehrt. Ein anderes Programm schleuste die Wartenden in Boutiquen, Uhrenläden und Spirituosengeschäfte, drückte ihnen Journale in die Hand, ließ sie ihre Kreditkarten benutzen und Halstücher oder Krawatten erstehen, deren gemeinsames Merkmal darin bestand, dass sie nie getragen werden würden. Ohne mein Zutun erfasste meine Witterung die Vorbeidrängelnden. Ich fing die ungelüftete Säueris älterer Männer auf, die so viel zu verbergen hatten, dass sie sich aus Angst nicht mehr wuschen. Die Aromen von Chanel, Cartier und Lagerfeld streiften mich, der Geruch frisch gewaschener Mädchenhaare. Am erdrückendsten aber war die Masse der Geruchlosen, die diesen einzigartigen Einheitsgeruch verströmte, dazwischen stochastisch verteilt, jene, deren Auflösungsprozess bereits eingesetzt hatte, mit anderen Worten, deren Absterben ruchbar geworden war, zumindest für mich.

Es war absolut unmöglich, mich in diesen Prozess einzumischen, was ich ein Leben lang getan hatte. Nach allem, was ich wusste, was ich gesehen, ertastet, abgebildet hatte, nach Kenntnis aller erdenklichen Kombinationen, die aus den elfhundert Symptomen menschlicher Krankheiten möglich sind, schien es mir endgültig und unwiderruflich unmöglich, jemals wieder einen Menschen zu berühren, zu betrachten, zu befragen, mit Instrumenten in ihn einzudringen, ihn so oder so zu zerteilen. Man kann nur Krankheiten behandeln, über die man beinahe alles weiß, nicht aber alles. Ein Rest muss bleiben, der offen ist, dessen Ausgang man nicht erkennen kann. Alles andere wären Automatismen, hohle Stereotypen, Agatha Christies *Mousetrap* einundzwanzig mal einundzwanzig Jahre im *Ambassador Theatre* in London gespielt, mit immer der gleichen Besetzung und dem gleichen Publikum.

Es bliebe zu erwagen, eine neue Krankheit zu erfinden. Sie wäre noch nicht verbraucht und könnte deshalb erforscht werden. Zunächst müsste

man einen Namen für sie haben, sagen wir einmal ganz willkürlich *Katmai-Krankheit*. Das *Tal der zehntausend Rauchwolken* war durch vulkanische Eruptionen des Katmai-Gebirges in Alaska entstanden. In den 60er Jahren übten dort US-Astronauten für die Mondlandung. Die meisten von ihnen wurden später in den Weltraum katapultiert. *Katmai-Krankheit* wäre also der Name für alle jene, die die Erde von einem extraterrestrischen Standpunkt aus gesehen haben oder es zumindest glauben, also eine Art Standortfrage. Katmaikrank könnte, so gesehen, jeder genannt werden, der sich mit der Welt auseinandersetzt. Die diagnostischen Wege, die Systematik der *Katmai-Krankheit*, ihre Behandlungsmöglichkeiten, ihre Prognose – das alles könnte erforscht und erarbeitet werden, Material für eine ganze Wissenschaftlergeneration. Sie könnte zum Garanten für Institute, Lehrstühle, Machtmonopole und Marktanteile werden. Sie wäre auch nicht auszurotten, da sie, einmal erfunden, sich weiter verbreitet, wie Aids, Tuberkulose oder Krebs. Aber es wäre ein Irrweg, kein Ausweg. Jede Krankheit ist nur eine Erfindung. Kausalitäten werden beschrieben, Zusammenhänge gesehen, Lehrgebäude errichtet. Kluge Köpfe, wie Ludwik Fleck, haben schon vor Jahrzehnten beschrieben, dass Krankheiten letztlich Übereinkünfte sind, wie beispielsweise die Syphilis. Ein kleines Geschwür am Anfang, später das Aufblühen der Haut, nach Jahren Defekte an den verschiedensten Organen, den Knochen, der Leber, der Lunge, nach Jahrzehnten Schübe von hochfahrendem Irrsinn. Was hat das alles miteinander zu tun? Dass man bei allen Kranken die gleiche Mikrobe, *Spirochäta pallida*, nachweisen kann? Aber was besagt das? Ist Syphilis die durch *Spirochäta pallida* hervorgerufene Krankheit oder steht nicht eher *Spirochäta pallida* zur Syphilis in Beziehung? Es gibt Menschen, die den Erreger ein Leben lang in sich tragen und nicht daran denken, Syphilitiker zu werden. Sicher wäre es nicht ohne Reiz, neue Krankheiten zu erfinden, die als Namen für bestimmte allgemeine Phänomene gelten könnten, *Morbus Furor* zum Beispiel. Die Erkrankten leiden unter einer fortschreitenden Einengung ihrer Sichtweisen, zum Schluss ist ihr Gesichtsfeld fast auf einen Punkt zusammengeschrunpft. Dieser Punkt ist gewissermaßen das Surrogat ihrer Person. Außer ihm existiert nichts. Das macht verständlich, dass sie sich nicht krank fühlen, nicht krank fühlen können, da alle Bezugspunkte außerhalb ihres Selbst ausgeblendet worden sind. Aber es wäre nicht mehr als eine neue Bezeichnung für ein altes Phänomen.

Die Scheiben des Taxis beschlugen ständig. Drinnen wie draußen war es homogen trüb, ein Dezembermorgen in Deutschland. Der Fahrer war wie ein Ertrunkener in die Tiefen seiner fellgefüllten Lederjacke versunken. Es war eine stille Fahrt, jeden Augenblick, so schien es, konnten Schneefälle einsetzen. Früher klackten die Zähler der Taxen, schnatterten, hakten metallisch. Jetzt sprangen rote Zahlen geräuschlos im Display um. Der Taxifahrer hielt mich offenbar für einen Fremden und begann, die Stadt wie ein Reiseleiter zu erklären, allerdings mit einem absurden Hang zu Zahlen. Was immer er über die Stadt, die draußen vorbeizog, zu berichten wusste, drückte er in Ziffern, Zahlen, Nummern, Maßangaben, Preisen und Daten aus. Die Museen ordnete er nach Baukosten, die Brücken bemaß er exakt in Metern nach ihrer Spannweite, ebenso die Höhe der Kirchtürme. Denkmäler existieren für ihn vor allem im Gewicht und in den Daten ihrer Enthüllungen oder Zerstörungen, Banken durch ihre Bilanzzahlen, der Fernsehturm zerfiel in dreizehntausendeinhundertsiebzehn Einzelteile. Ich empfand seine Skurrilität als wohltuend. Seine Zahlengebäude und Ziffernkonstrukte schonten mein Gehirn, weil sie ihm keine Bilder, keine imaginativen Akte abverlangten. Er codierte pausenlos die Welt, die wir passierten. Seine Codes waren für niemand verbindlich, sie gingen keinen an, der es nicht wollte, keiner brauchte sie zu entziffern. So rannen wir durch einen Tunnel aus Zeichen, eine monströse Röhre aus mathematischen Entsprechungen. Es war seit Langem die perfekte Isolation gegen das Außen, *Locked-in-Syndrom* nennen es die Neurologen. Die Betroffenen wirken wie im Koma, sie sind unfähig zu sprechen oder sich zu bewegen, aber völlig wach und bewusstseinsklar. Ihre Augen sind geöffnet. Was sie sehen, weiß keiner.

In den darauffolgenden Tagen versuchte ich, meine Koffer und Taschen auszupacken, ein Unterfangen, das zu einer Art Autopsie geriet. Im halbdunklen Trichter des anatomischen Theaters war der einzige Lichtkegel auf den gelblichen Körper in der Mitte gerichtet, auf meinen Körper. Die Abweisung, die von einem solchen Körper ausgeht, ist elementar. Als es noch Sterbekulturen gab, war sie unüberwindlich, zumindest für eine bestimmte Zeit. Während dieser Zeitspanne der körperlichen Zersetzung wurde der Verstorbene wie ein Lebender versorgt. Man brachte ihm Speisen und Getränke und leistete ihm Gesellschaft. Acht Tage wurde der tote Körper bei den Römern geschont, erst dann verbrannte man ihn und am neunten Tag wurde die Asche ins Grab gelegt. Auf Bali

glaubt man, dass die Seele den Körper erst am 42. Tag endgültig verlässt. Erst dann erfolgt die Verbrennung. Einige tibetische Meister sterben in sitzender Meditationshaltung, wobei sich der Körper stabil wie von selbst trägt. Ihre Versenkung ist vollkommen, ihre Augen bleiben in die Ferne gerichtet. Berührt man nach sechsunddreißig Stunden die Gegend des Herzens, so kann es sein, dass sie sich noch warm anfühlt.

Wer auf den Rängen ringsum im Dämmer saß, war nur zu ahnen. Didi, der provenzalische Clown, die synthetische June, Dottore Antoniniano, hin und her rutschend auf seinem Sitz, Rod, der sich in Erwartung der Vivisektion die Lippen leckt, die Riesin Rachel, schwarze Blume der Unersättlichkeit. Dazwischen auch ich. Es überkam mich der seltsame Wunsch, nach Licht zu rufen, um ihnen in die Augen sehen, ihre Hände schütteln zu können. Sie kamen mir vor wie Gefährten einer nicht wiederholbaren Reise. Keiner von uns war am Ende der gleiche gewesen wie am Anfang. Ich wusste zwar nicht, was ich hätte sagen sollen. Es wäre auch gleichgültig gewesen. Wir hatten unser gemeinsames Geheimnis, unsere Verschwörung war beschlossen und nicht mehr zu ändern. Was wir geschaut hatten, war in unsere Netzhäute eingebrannt. Wir alle hatten die Unschuld des Blicks verloren. Auch sie wollten sprechen, so kam es mir vor. Sie waren aufrichtig besorgt um mich. Sie wollten wissen, was aus mir geworden war, wer ich jetzt war nach all den Visionen, die sie mir eröffnet hatten. Wer würde als Erster nach dem Skalpell rufen? Wo würde man beginnen? Sinnvollerweise an der Oberfläche des Gehirns. Erst die Häutung, danach musste man Windung um Windung freilegen, mit präparatorisch kundigen Händen und äußerster Vorsicht in die tieferen Schichten vordringen, und dann an den Nerven entlang hinaus in eine der Wirklichkeiten. Niemand könne, so hatte einer der alten Präparatoren seinen Schülern eingebläut, nach Durchtrennung der *Dura mater*, der harten Hirnhaut, noch an Gott glauben. Vielleicht war deshalb sein Zulauf so groß. Aber es rührte sich keiner auf den Rängen. Vielleicht wollten sie mir die Zerlegung überlassen.

Der Umschlag, der auf der Rückseite die nach links abkippenden Initialen RC trug und den man mir bei meiner merkwürdig heiteren Abreise aus der Stadt zugesteckt hatte, fiel mir eines Abends in der Seitentasche meines schwarzen Bordcase in die Hand.

»Sir«, schrieb Rachel, »wahrscheinlich haben wir nichts verstanden. So soll es bleiben. Wahrscheinlich wissen Sie, dass T. S. Eliot alles schon im *Aschermittwoch* beschrieben hat:

*Lady, three white leopards sat under a junipertree
 In the cool of the day, having fed to satiety
 On my legs my heart my liver and that which had been contained
 In the hollow round of my skull. And God said
 Shall these bones live? shall these
 Bones live? And that which had been contained
 In the bones (which were already dry) said chirping:
 Because of the goodness of this Lady
 And because of her loveliness, and because
 She honours the Virgin in meditation,
 We shine with brightness.*

...The Lady is withdrawn.

Für den ungewissen Ausgang Ihrer Reise alles Liebe! RC«

Auch Rod trat noch einmal auf den Plan. Zwischen Notizbüchern am Boden eines Koffers tauchte das zigarettenschachtelgroße Päckchen auf, das mit Rachels Brief in mein Gepäck geraten war. Das Kästchen war aus Redwoodholz geschnitzt. Eine kleine Hand fiel mir beim Öffnen entgegen, ganz schwarz, eine abgeschnittene Hand zur Faust geballt. Eine Mohrenhand, hätte ich als Kind gesagt. An der Schnittstelle steckte sie in einer silbernen Fassung, versehen mit einer Öse und einem Ring. Im Kästchen lag ein gefalteter Zettel. Eine *Neidfaust* sei das, schrieb Rod, aus dem 17. Jahrhundert, wahrscheinlich aus Süddeutschland. Neidfäuste seien hilfreich gegen das ›Verneiden‹ und die dadurch hervorgerufenen Krankheiten. Bei ihm habe das Amulett, wie mir jetzt sicher klar sei, versagt. Bei mir, so habe er ›die starke Hoffnung und den Wunsch‹, müsse man abwarten, was man gegen diese Krankheit, unter der wir alle litten, ausrichten könne.

40 Dieser Winter legte sich wie ein Kokon um alles. Die diesigen Hüllen, mit denen er die Wirklichkeiten umwickelte, waren fragil, aber wo sie einrissen, gaben sie wiederum nur neue Hüllen frei. Über Tage stockte die Stadt in viskösen Nebelschwaden, die sich als opake Ausgüsse in die Alleen und Straßen legten. Eine lauernde Stille breitete sich aus. Jeder ahnte, dass sie jederzeit in ein dröhnendes Getöse

umschlagen konnte. Dann wieder kroch tagelang in immer gleichen Szenarien eine ausgeblutete Sonne zeitlupenhaft über den Außenrand der Stadt, quälte sich zu einem lächerlich niedrigen Zenit hoch, über dem sie erschöpft für eine kurze Zeit verharrte, um kraftlos wieder in den Nadir zurückzusinken. Unvermittelt brach Frost herein, der die Stadt in eine klirrende Glasmenagerie verwandelte. In den Parks stürzten die erfrorenen Amseln lautlos von den Ästen und zersprangen auf dem Boden wie schwarze Christbaumkugeln. Die Zahl der Berber, die mit violett erfrorenen Zehen und Fingern in die Ambulanzen verfrachtet wurden, nahm sprunghaft zu. Jetzt war die Blendung der Sonne nur für Sekundenbruchteile zu ertragen und der Himmel von einer sterilen Bläue, hie und da verätzt von den Kondensstreifen der Jets. Dies alles rann durch meine reglosen Pupillen und lagerte sich Schicht um Schicht in meinem Gehirn ab, sedimentierte zu jederzeit wieder aufrufbaren Erinnerungsniederschlägen ohne erkennbaren Wert. In meinem Lehnstuhl am Fenster war ich dem Strom der Wahrnehmungen wehrlos ausgesetzt, ein bewegungsunfähiges Geschöpf, ein archaischer Kaltblüter ohne Lidschlag.

Unter unmenschlichen Mühen gelang es mir dann und wann, der Erstarrung zu entkommen, wenngleich der Radius meiner Aktionen lächerlich kurz war: In Judiths Zimmer startete ich auf das Durcheinander gestapelter und aufgeschlagener Bücher, verschobener Manuskriptblätter und verrutschter Disketten. Ich berührte nichts, denn, was ich vorfand, waren Figuren eines abgebrochenen Spiels. Irgendeine von ihnen zu bewegen war sinnlos, denn der Spieler hatte die Partie aufgegeben, jeder Eingriff wäre eine nachträgliche Verfälschung gewesen. Einmal startete ich den Computer wie unter Zwang. Unerklärlicherweise öffnete sich zum Schluss auf dem Bildschirm die letzte Seite eines Dokuments, an dem Judith gearbeitet hatte. Der Text war in Sanskrit, daran hatte ich keinen Zweifel. In der Titelleiste stand *Shambhala* – wahrscheinlich. Denn später war es nicht mehr zu belegen. Als ich nach einigen Tagen den PC noch einmal anschaltete, erschien kein Dokument mehr auf der Monitoroberfläche. Auch meine Suche im Dateimanager blieb ohne Erfolg, welche Varianten von *Shambhala* ich auch eingab. Für kurze Zeit war ich versucht, in der *Enzyklopädie fernöstlicher Mythen* nachzuschlagen. Im vierten Band, der als einziger aufgeschlagen lag, hätte ich vielleicht fündig werden können. Am nächsten Morgen aber sah ich, dass es der fünfte war; die anderen vier standen an ihrem alten Platz im

Regal. Panisch mied ich den Raum für Wochen. Auch Judith hatte sich in eine merkwürdige Distanz zurückgezogen. In den Träumen trat sie nie mehr körperlich in Erscheinung. Irgendwelche Boten, die lediglich eine Stimme hatten, überbrachten fragwürdige Nachrichten in ihrem Namen, manchmal in künstlichen Sprachen, einer Art näselndem Esperanto, das wörtlich nicht zu verstehen war, in mir aber abrupt präzise Stimmungen auslöste, am häufigsten die, vor einem übermenschlichen Aufbruch zu stehen, dem ich dennoch gewachsen sein musste. Über das Ziel schwiegen sich die Boten beharrlich aus, trotzdem hatte ich Vorahnungen von kolossalen Gebirgen in grenzenlosen Landschaften aus Schnee, die Gipfel waren Throne vielarmiger zornvoller oder auch friedfertiger Gottheiten, Regionen, aus denen die wenigsten zurückkehrten, keiner von ihnen imstande, sein altes Leben wieder aufzunehmen. Aber je länger ich den Raum mied, desto drängender zog er mich an, eine *camera obscura*, der ich früher oder später erliegen musste. Alles, was er verbarg, kannte ich schon, aber es bedurfte noch der Enthüllung, um es ins Tageslicht zu heben.

Aus meiner Klinik ließ man mir Botschaften zukommen, meist Anrufe, die mich beschwichtigen sollten. Man habe alles im Griff, die Dinge seien bestens geregelt, man freue sich auf mein Wiederkommen, sehr sogar, aber man wolle auch nicht drängen, wenn ich noch etwas Zeit benötige. Zeit wofür? Vor allem aber welche Zeit? Es war unwahrscheinlich, dass die Zeit, die sie meinten, irgendetwas mit meiner Zeit gemeinsam hatte. Ihre Zeit hatte ein rückwärts und ein vorwärts gewandtes Gesicht und einen präzisen Takt. Meine Zeit war eine Schleife, endlos, kein vorwärts, kein rückwärts, eine kosmische Schlange, ihr Kopf mit ihrem Ende verschmolzen. Gleichgültig, an welchem Ort der Schleife ich mich befand, alles war gleichzeitig und zugleich ereignete sich nichts irgendwann.

An einem Dämmernachmittag voller Schneeluft bestellte ich mir ein Taxi – mein Wagen stand schon seit Wochen ungenutzt in der Garage – und gab die Klinik als Ziel an. Mit zahllosen anderen Autos rutschte und schlingerte der Wagen, schrecklich überheizt, über den gepressten Schnee, quälte sich über Kreuzungen, hielt aussichtslos verkeilt vor Einmündungen, schien sich manchmal eher von seinem Ziel zu entfernen als sich ihm zu nähern. Der Fahrer, wortlos und mürrisch, kauerte teilnahmslos in seinem Sitz, jeder Rest von Ungeduld schien ihm in den Jahrzehnten seines Gewerbes abhandengekommen zu sein.

Manchmal kamen mir Zweifel, ob er das Fahrziel überhaupt verstanden hatte. Aber schließlich bogen wir doch in die Allee ein, die zum Klinikum führte.

Plötzlich hatte sich der Verkehr fast vollständig aufgelöst. In unbestimmter Entfernung tanzten zwei winzige Schlusslichter vor uns in der Schwärze – eine homogene Dunkelheit war inzwischen eingebrochen – und die Autos, die uns ganz vereinzelt lautlos entgegenkamen, hatten Scheinwerfer, hinter deren dick mit Eis verkrusteten Gläsern ein gerade eben wahrnehmbarer gelblicher Lichtschein gloste. Jetzt schienen wir über eine geschlossene Schneedecke zu gleiten. Geräusche von Motor oder Reifen waren nicht zu hören, so sehr ich mein Ohr auch anstrengte. Unser Gefährt erinnerte mich mehr und mehr an einen dunklen, kastenförmigen Schlitten ohne Glocken, dessen Zugtiere in der Finsternis vor uns verborgen blieben, auch führten keine Zügel zu ihnen. Die Hecken an der Einfahrt zur Klinik hatten sich zu Bollwerken aus Eis verwandelt, deren obere Ränder im Licht der Straßenlaternen bläulich glitzerten. Die Einfahrt selbst war durch zwei kolossale schmiedeeiserne Tore verschlossen, wie sie in Mittelmeerstädten vor Ministerien oder Regierungssitzen zu finden sind. Ich hatte sie nie zuvor gesehen, aber gleichzeitig war ich unfähig, mir den früheren Eingang vorzustellen. Die Lichter des Hauptgebäudes und der Pavillons flirrten hektisch, und obwohl kein Laut herüberdrang, hatte ich den Eindruck von krankhafter Betriebsamkeit in den Krankenzimmern und Laboratorien. Ein stummer Aufruhr, der jeden Augenblick außer Kontrolle geraten konnte. Dann würden die Fenster aufgestoßen werden, Gestalten fielen zappelnd hinunter und plumpsten wie alberne Puppen in den Schnee. Sie würden sich aufrappeln, den Schnee abschütteln und zur Pforte des Hauptgebäudes rudern, wo sie von gestikulierenden Gestalten in Weiß, Männern und Frauen, bereits erwartet und wieder ins Innere gezerrt werden würden. Dann würden an anderen Stellen der Fassade die Fenster aufplatzen und ihren hampelnden Inhalt nach unten entleeren, das Ganze eine unaufhörlich kreisende, außer Rand und Band geratene Prozession ohne Ende. Ein panisches Gefühl stieg in mir auf. Was, wenn sie alle statt ins Innere zu den schmiedeeisernen Toren drängten? Kein Wärter, kein Pförtner war auszumachen, der sie öffnen konnte. Was, wenn die Notfallambulanzen mit dem unfätigen Jaulen der Martinshörner angestast kämen und versuchten, ihre sterbende Fracht loszuwerden? Unvermittelt drehte mir der Fahrer den Kopf zu:

»Noch weiter anhalten?«

»Wissen Sie, wie man hineinkommt?«, fragte ich zurück.

»Hier jedenfalls nicht«, gab er schroff zurück. »Das war vielleicht einmal.«

»Aber irgendwie muss man doch hinein- und herauskommen?«

Er starrte mich an, das ahnte ich zumindest im Halbblicht. Dann sagte ergedehnt:

»Muss man wirklich?«

Bevor ich etwas entgegen konnte, fuhr er kurz angebunden fort:

»Natürlich kann man, wenn man will. Der Haupteingang wurde zur Rückseite des Klinikums verlegt. Aber das ist schon lange her, sehr lange. Hier jedenfalls ist zu. Wollen Sie jetzt noch halten oder geht's weiter?«

»Zurück«, sagte ich, »wir fahren jetzt zurück.«

Während der Wagen langsam wendete, warf ich noch einen Blick durch das Gitterwerk der Tore. Das Lichtergeflirr war völlig verschwunden. Die Klinik und die Pavillons lagen dunkel im schneeigen Nachtlcht: das Hauptgebäude ein monumental aufragendes Bauwerk, das sich nach oben in der Schwärze verlor, die Pavillons geduckte, lauernde Tiere, im Winterschlaf erstarrt und dennoch auf dem Sprung. Aus keinem einzigen Fenster drang Licht nach außen, der Aufruhr schien einem Koma gewichen zu sein. Ich suchte nach irgendeiner plausiblen Erklärung. *Stromausfall*, sagte ich halblaut. Der Fahrer zuckte die Achseln, dann deutete er wortlos auf die Straßenbeleuchtung, die im Schneelicht schimmerte, sehr intensiv, sodass es unentscheidbar blieb, ob sie brannte oder lediglich Reflexionen zurückwarf. Gleichzeitig begann es zu schneien, ein altmodisches Märchengestöber, so heftig, dass ich mich fragte, wie ich ihm je entkommen würde.

Nach Stunden, so schien mir, setzte mich das Taxi zu Hause ab. In der Nacht kamen wieder Botschaften von Judith, auch sie schienen Schnee zu verheißen, obwohl sie, wie immer, unbestimmt blieben. Ein Winter mit wucherndem Schnee, der sich an keine Grenzen hielt. Sein Ende war nicht abzusehen.

41 Von diesem Abend an, dem Versuch in die alte Klinik vorzudringen, begann mein Körper mich im Stich zu lassen, mich zu verhöhnen, zunächst auf eine sehr subtile Weise, nahezu unterwürfig, aber doch auch verschlagen. Er lauerte mir sozusagen auf, er wusste

genau, wann ich am wehrlosesten war und am wenigsten seine Attacke erwartete. Er ließ eine Teppichkante zwischen meine Füße geraten und ich stürzte in einer grotesken Clownnummer zu Boden, fast in Zeitlupe. Es tat nicht weh, es war nur das entwürdigende Gezappel auf den Rücken gedrehter Käfer. Es rief mir die Erinnerung an die diversen Stürze meines Vaters auf den Plan. Er brach sich nie etwas und die blaugrünen Inseln über Auge und Nase trug er mit Würde. Zwei Stunden, die er hilflos unter einem Tisch gelegen hatte, ohne sich zu verletzen, nannte er *meinen besten Sturz*.

Ich kam nach meinem Sturz sofort auf die Beine, aber ich wusste auch im gleichen Moment, dass mir die Unbefangenheit des Gehens von jetzt an für immer abhandengekommen war. Ich begann mich an die Handläufe der Treppen zu klammern, mied Rolltreppen, der Wunsch nach einem Stock kam auf, vielleicht mit Silberknauf, ein Stock, der auch noch ein gewisses Posieren zulässt. In einer Buchhandlung verließen mich ohne Vorwarnung zwei Zähne mit einem Schlag. In dem Augenblick, als ich die Bestellung aufgeben wollte, hatte ich zwei Kieselsteine im Mund, die scheppernd gegen die anderen Zähne schlugen und einen senilen Wortsalat hervorriefen. Der Verkäufer, dessen blondes Bärtchen ebenso zu schmal war wie sein Milchschädel, bat herablassend um *Wiederholung der Bestellung*. Ich flüchtete, die aus meiner Mundhöhle geborgenen Findlinge in ein Taschentuch gewickelt.

Die nächsten Tage lag ich rücklings auf einem Zahnarztstuhl, geblendet vom grünlichen Licht der Behandlungsleuchte, und versuchte herauszufinden, ob die Drehungen des Mobile über meinem Kopf, das wahrscheinlich zur Ablenkung widerspenstiger Kinder gedacht war, irgendeine Systematik erkennen ließen. Der Finger des Zahnarztes schmeckte nach Desinfektionslösung, aber er hatte ein feines Gespür für mein Ausgeliefertsein und verrichtete seine Manipulationen mit wortloser Vorsicht. Unser gemeinsames Schweigen bekam mehr und mehr den Charakter einer Verschwörung und erlaubte mir, für Sekunden wegzudämmern. Dann lag ich im Schnee, ein erschöpfter Alpinist, und was mich blendete, war der Widerschein des Firneises unter einer überirdisch reinen Sonne auf einem schwarzen Himmel.

Dann entschloss sich mein Körper zu einer härteren Gangart. Eine milchige Insel schob sich vom Rand meines linken Auges in das Gesichtsfeld. Anfangs kaum mehr als eine winzige Pfütze, aus der aber dann plötzlich eine Nebelzunge herausquoll. Wieder wurde ich zum Opfer von

Spiegelungen und Blendung, die den Blutungsherd in der Netzhaut – ich hatte ihn bereits vermutet – akribisch kartografierten und mit Laserlicht in seine Grenzen wiesen. Mein Gehirn wurde zum Objekt der Neugier hinzugezogener Experten. Man riet mir dringend zu subtileren Untersuchungsmethoden, bis ich mich in einem dröhnenden Zylinder vorfand, mein Schädel zwischen Magnetfeldern von unfasslicher Stärke fixiert, aus dem man mich nach einer halben Stunde befreite.

Das Resultat der Prozedur waren filigrane Schnitte durch mein Groß- und Kleinhirn, exakte Replikate aus neurologischen Atlanten, allerdings in Grau, Schwarz und Weiß. Dann ließ mein Körper für eine Weile locker. Er wartete genüsslich die Wirkung seiner Vorstöße ab. Schon jetzt hatte er sein Ziel erreicht. Er hatte den Leib, der ich gewesen war, degradiert zum bloßen Körper, den ich lediglich besaß, eine komplizierte, störanfällige und vergängliche Maschine, deren zahllose denkbare Defekte er begann, mir exemplarisch vorzuführen. Mit exhibitionistischer Lust trat mein Körper auf den Plan. Er bediente sich schamlos meines Wissens um seine Feinheiten. Wie in der *Beschreibung aller glider menschlichs leybs* in den Atlanten des Andreas Vesalius führte er mich mir selbst schichtweise vor. Er häutete mich und demonstrierte mich als Geschöpf, gegliedert, gespannt und gewoben aus Muskelsträngen. Dann skelettierte er mich feinsäuberlich zum Knochenmann und ließ mir die Gunst zuteilwerden, diese Figur mit Adern zu durchziehen, bis ich zu einer Erscheinung aus Reisig wurde mit feinsten Verästelungen an den Enden. Schließlich spickte er mich wie ein erlegtes Wild mit einer großzügigen Auswahl von Organen, um am Ende die Schale meines Schädels mit der säuberlich gefurchten Masse des Gehirns aufzufüllen. Er ließ mich keinen Augenblick im Zweifel, dass das Ganze nicht viel mehr war als ein mit Kutteln verhülltes Knochengerüst. Ohne Vorzeichen konnten Muskeln reißen, Sehnen ausleiern, Gefäße sich verstopfen, Nerven sich einklemmen, Sinnesempfindungen abhanden geraten, als hätte es sie nie gegeben.

So wurde jeder Tag, an dem sich die Ausfälle und Störungen in erträglichen Grenzen hielten, zum Geschenk, für das man rigoros meinen unterwürfigen Dank erwartete. Kurzum, mein Körper hatte bereits seinen entscheidenden Trumpf ausgespielt: der Leib, der an gewissen Sommern mit rasch aufsteigender Hitze im Tau lag und den dumpfen Fall des überreifen Obstes ins Gras hörte, das sich aus den Zweigen gelöst hatte, keine Grenzen mehr innen oder außen, diese Ichverschmelzung,

war zu einem nostalgischen Relikt geworden, Erinnerungsabfall. Es konnte gut sein, dass es ihn nie gegeben hatte.

42 Mit dem allmählichen Weichen des Winters begann sich die Erstarrung zu lösen, allerdings quälend, eine Geburt, die nur unter unmäßigen Schmerzen in Gang kommt. Nachts öffnete ich das Fenster meines Arbeitszimmers, starrte in die verhangene Schwärze und hoffte auf den Durchbruch eines einzigen Sternenlichts. Ich sog die beißende Luft des sich anbahnenden Morgens in meine Brust, wo sie sich an den Wänden der hohlen Kuppel in winzigen Eiskristallen niederschlug. Aber ein Hauch sich erwärmenden, feuchten Erdreichs mischte sich ebenfalls darunter, zumindest gab ich mich willig jeder Ahnung hin. Vor allem, es tauchten wieder Bilder in meinem verschatteten Hirn auf, die leere Leinwand begann zu flirren, erstarrte Neuronengeflechte warfen die ersten Entwürfe von Erinnerungen auf die Fläche, zuerst nur in schwarz-weißen, durchbrochenen Skizzen, die aber allmählich Farben gewannen, allerdings ohne Leuchtkraft, ähnlich den matt kolorierten Fotografien aus der Frühzeit der Farbfilme. Meist waren es unstrukturierte Züge von Wäldern in verstaubtgrünen Farben, an die lehmige hellgelbe Äcker grenzten, mit dem eben beginnenden Sprießen der Saat, dann später belebt von vereinzelt Spaziergängern, meist nur von rückwärts zu sehen, die sich in unendlicher Langsamkeit durch die Gegend bewegten. Die anderen, narkotisch verstummten Sinne kehrten zurück, die Erde bekam ihren wärmenden Dunst wieder und verströmte ihn zaghaft. Schließlich lösten die ersten Geräusche die beklemmende Ertaubung auf, die wie Wachs die Ohren verschlossen hatte. Das Erste, was ich hörte, waren Fetzen eines Kinderliedes, das aus einem Hinterhof herüberdrang: *Mann mit dem Bein aus Holz*.

Nun, da ich mich tastend wieder meinen Wahrnehmungen anvertrauen konnte, wagte ich das Haus häufiger zu verlassen. Ich bewegte mich wie unter Wasser und sah niemandem der Vorbeihastenden ins Gesicht. Augen wären mir jetzt noch unerträglich gewesen, jedes Wort, das jemand an mich richten könnte, würde unvermeidbar zum Rückfall führen. In einem dunstigen Bistro deutete ich auf die *Cappuccino-Maschine* und zeigte auf die Brioche, die hinter Glas auf der Theke angehäuft lagen. Irgendjemand schob mir später die Rechnung hin. Ich legte den passenden Betrag und das Trinkgeld daneben und verließ den Raum,

mit dem Geschmack bitterer Schokolade auf der Zunge, das Ganze eine durchaus gelungene Kurzszene aus einem Stummfilm.

Ich begann, die Plakate an den Litfaßsäulen zu betrachten. Die Texte las ich allerdings noch nicht. Die Farben der Segelboote, der aromatisch sich kräuselnde Rauch einer Zigarette, die spiegelnde Glasur einer angebrochenen Tafel bitter-süßer Schokolade – sie wurden jeden Tag intensiver und die Gegenstände gewannen an Plastizität. In Gesichter blickte ich allerdings immer noch nicht. Ich hätte in Augenpaare sehen und beginnen müssen, das hinter dem Schwarz der Pupillen Verborgene zu deuten – eine Anstrengung, der ich noch nicht im geringsten gewachsen war, obwohl ich genau genommen ein Leben lang nichts anderes getan hatte – oder vielleicht gerade deshalb. Ich hatte in zu vielen Texten gelesen bis an die Grenze der Erblindung, aber ich war mir nicht sicher, ob auch nur eine einzige Deutung richtig gewesen war.

Dann setzte der Frühling mit fast brutaler Gewalt ein. Von einem Tag auf den anderen stiegen die Temperaturen auf sommerliche Werte an. Hastig verlagerte sich das Leben nach draußen. Straßencafés schossen wie Pilze aus dem Asphalt und waren in kürzester Zeit überfüllt mit gestikulierenden und lachenden Menschen, deren Fröhlichkeit an die Hysterie von Geretteten grenzte, die soeben aus einer chancenlosen Situation wie durch ein Wunder befreit worden waren. Champagner in großzügigen Gläsern und kleine Teller mit Nouvelle-Cuisine-Häppchen standen auf den Tischen, der Zigarettenrauch ließ die Strahlenbündel des Sonnenlichts flirren. Ich begann die Aromen der verschiedenen Parfüms wahrzunehmen, die der Haut der Frauen entströmten, die alle jung schienen und mit temperamentvollen Gesten aufeinander einredeten. Die jungen Männer tranken Pinot Grigio und hingen lässig in den weißen Gartenstühlen, unvorstellbar, dass einer von ihnen irgendeiner knechtischen Beschäftigung nachging. Ein Korso von Cabriolets schob sich fast im Schrittempo in beiden Richtungen vorbei, es wurde gerufen und gewunken, denn alle schienen sich zu kennen, vielleicht auch nur flüchtig.

Ich war in der Masse der Flanierenden eingeschlossen, die mich irgendwohin schwemmte, ein Treibgut, das keiner wahrnahm und das somit auch keinen störte. Irgendwie wurde ich an einen Einzeltisch geschoben, von dem sich gerade ein Gast erhob, und so saß ich plötzlich da, mit einer Speisen- und Getränkekarte in der Hand. Die Auswahl war klein und die Preise schienen unverfroren hoch. Ich hatte seit Wochen nichts mehr

gelesen und starrte auf die kleine Liste mit den Speisen und Getränken. Die Buchstaben erschienen als nicht zusammenhängende Chiffren, die sich zu keinem sinnvollen Begriff zusammenfügen ließen. Ich bin *aus der Übung geraten*, beschwichtigte ich mich. Vielleicht waren es auch Delikatessen mit französischen Namen, jedenfalls keine geläufigen deutschen Bezeichnungen. Die Bedienung stand plötzlich neben mir und tippte mit dem Bleistift ungeduldig gegen den Block. Ich war erleichtert, als sie fragte, ob ich zunächst nur etwas zu Trinken bestellen wollte. Ich nickte und hörte meine Stimme seit endloser Zeit laut, fast unnatürlich hallend: *Wein, einen leichten Weißwein – falls möglich*. Die Bedienung, eine Studentin wahrscheinlich, das Haar war mit einem schwarzen Gummiring zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, lachte: *Alles möglich*, und flitzte davon. Ich griff noch einmal nach der Karte und nahm mir das erste Wort vor. Es war mittellang. Die Buchstaben standen weiterhin zusammenhanglos nebeneinander, aufgereiht wie Figuren eines Brettspiels, deren Bedeutung nicht zu erraten ist, ganz zu schweigen von den Regeln des Spiels. Der erste Buchstabe war ein K, ohne Zweifel, der letzte ein R. Die Studentin war wieder da, stellte die kleine Weinkaraffe vor mich hin und schenkte das Glas zur Hälfte ein. Ich klammerte mich an die Karte und fixierte immer noch das erste Wort. Dann sprang der ganze Text wie ein Vexierbild um und alle Wörter waren mit einem Schlag verständlich. Ich tippte auf die Wortgruppe oben auf der Karte: *Kleiner Frühlingssalat mit Jumbokrabben*. Dann wiederholte ich die Bestellung laut mit trockenem Mund und Herzklopfen in einer Art hilflosem Lampenfieber, ich, der früher vor ganzen Sälen frei und ohne einen Hauch von Aufregung zu sprechen gewohnt war.

Ich lehnte mich erschöpft zurück, aber auch erlöst. Das Sonnenlicht floss warm über mein Gesicht und meine Hände. Ich bemerkte, dass ich viel zu dick angezogen war mit Flanellmantel und Wollschal, alles schwarz wie der Anzug und die Schuhe. Eine unendliche Dankbarkeit überkam mich. *Großartig*, hörte ich mich sagen, als die Studentin den Krabbensalat vor mich hinstellte, *ein großartiger Frühlingssalat, wunderbare Krabben*. Ich benutzte die Sprache wie ein altes fragiles Instrument, das ich soeben aus einem weinroten Samttuch hervorgeholt hatte, eine Oboe vielleicht, und der erste angeblasene Ton war rein, laut und schwebend. Mit der Sprache floss auch die Welt in einem farbigen, sprudelnden Strom in meinen Kopf, ergoss sich über meine Sinne, füllte meine Augen mit leuchtenden Farben, spielte Melodien,

verständliche Melodien in mein Ohr, tastete mit vorsichtigen Fingern über meine Haut und strömte mit überwältigenden Gerüchen in Nase und Mund. Freilich war dies alles noch mit Ängstlichkeit durchwirkt, ein luzider Traum, der jeden Moment auch wieder zerplatzen konnte. Und ich wusste nicht, ob ich ihn halten sollte oder ihn loslassen, sodass er nach oben entschweben und sich in wenigen Augenblicken ins Nichts auflösen konnte.

43 Schlagartig, wie durch das Verstellen eines Kippschalters, sprang die Wirklichkeit um. Sie klappte um, ein universelles Vexierbild, das jetzt außerhalb jeden vernünftigen Zweifels die Wirklichkeit an sich darstellte. Eine sehr vernünftige Wirklichkeit, wie sich bald herausstellte, eine berechenbare Wirklichkeit, mit der sich daher auch sehr vernünftig umgehen ließ, eine unangestrenzte Wirklichkeit, die nicht durch Fiktionen oder mythischen Ballast unnötig Kräfte verschliss. Oder um es einfacher zu sagen: Die Menschen hatten wieder, wie die Waren in den Schaufenstern, Etiketten mit Angaben über den Preis und die Qualität. Der Handel und die Geschäfte miteinander liefen nach den Regeln des Marktes ab. Freilich konnte gefeilscht werden, es gab Rabatte und Skonten und natürlich ab und zu auch Vergleiche und Konkurse. Aber auch diese waren, wie die allermeisten desolaten Geschäftsausgänge, im Prinzip vorhersehbar, also nichts Schicksalhafteres. Was für die Menschen galt, galt nicht minder für die Waren und Gegenstände, ja eigentlich für alle Dinge, die Natur insgesamt, die Welt, den Kosmos und vermutlich auch für alles, was es außerhalb dieses Universums geben mag. Alles in allem eine gigantische Normalität, die nur deshalb nicht zu tödlicher Langeweile geriet, weil ihre Komplexität immer wieder für – scheinbare – Überraschungen gut war.

Diese neue oder besser gesagt alte Wirklichkeit reizte dazu, die Vergangenheit zu entrümpeln, diese Museen der Erinnerung, für die es außer mir keine Besucher gab und deren Instandhaltung unangemessen hohe Aufwendungen und Anstrengungen erforderte. Denn natürlich waren es keine statischen Museen, in deren gedämpftem Oberlicht die Gemälde, Skulpturen und Preziosen ihren angestammten Platz für die Ewigkeit hatten. Ganz im Gegenteil: Es musste in den Hallen und Ausstellungsräumen eine unablässige Umverteilung und Neuordnung in Gang gehalten werden. Bilder mussten zurück in den Fundus und

von dort andere nach jahrelangem Schattendasein hervorgeholt und neu gruppiert werden. Sie mussten sich zugleich mit den alten oder auch ausgewechselten Figuren und Torsi zusammenfügen lassen. Dabei ergaben sich immer wieder unvermutete Schwierigkeiten: Manche Bilder waren nicht aufzufinden oder sahen jetzt ganz anders aus als zur Zeit ihrer Archivierung. Es konnte sogar geschehen, dass ganze Säle, sogar Trakte verschlossen waren (von wem?). Im Grunde beherbergte dieser Erinnerungspalast eine Stilepoche ohne Namen, für die es keine Interessenten gab – selbst ich rechnete mich nicht mehr ernsthaft zu ihnen. Eine Schwierigkeit freilich blieb: Man kann ein Museum für null und nichts erklären, aber wohin damit? Ich beschloss, die Suche nach der Antwort einfach zu vertagen.

Dieser Wirklichkeitssprung hatte sich an einem Tag im zoologischen Garten ereignet, in einem bestimmten Areal, das weit weniger Besucher an sich zog als zum Beispiel die Raubtiergehege. Die Volieren waren hier mit großer Raffinesse angelegt worden. In den Verflechtungen und Verschlingungen der Pflanzen waren die filigranen Drahtmaschen zwischen den verschiedenen Vogelrevieren weitgehend der Wahrnehmung entzogen. Übergangslos nisteten, stelzten, nippten und meditierten Purpurreiher, Marabus, Kormorane und Flamingos, schlangen die Häuse, schüttelten die Gefieder oder überließen sich der Erstarrung, auf filigrane Beine gelagert. Sie zogen an mir vorbei oder ich an ihnen. Fast schon am Ende der Volierenreihe, *fiel* ich – ich wusste nicht, wie ich es anders sagen sollte – in seinen Blick: Der Scharlachibis stand in Erstarrung, ein leuchtender Säulenheiliger, auf seinen schmalen, gerippten orangeroten Beinen, den kleinen Kopf hochgereckt auf dem fürstlichen Rot des geschwungenen Halses. Das mir zugewandte Auge war von einem safranfarbenen Fleischring umgeben, der eine kleine Schattensichel auf den Oberrand seiner ockerfarbigen Iris warf. In ihrem Zentrum die stecknadelgroße Pupille, durch deren vollkommenes Schwarz er die Welt in sich aufnahm, ein dramatischer Akt von Wahrnehmung, ein Vorgang von höchster Bewusstheit. *Er* erzeugte in seinem Gehirn die Welt, aktiv, souverän und unzweideutig. Er sah mich an, er *schaute* mich. Nach der Auferstehung aus der Gruft eines anmaßenden Winters war er der Erste, für den es *mich* gab. In diesem Augenblick erschuf er mich. Dann wandte er den Kopf zur Seite und überließ mich meiner neuen Wirklichkeit. Ich betrat sie zögernd, aber voller Gewissheit.

44 Immer häufiger bewege ich mich am Rande des Bildes. Oder, präziser gesagt an einem seiner Ränder. Noch halte ich jenen letzten Abstand ein, der verhindert, dass ich, wie jener Maler, den Rahmen überschreite und einfach aus dem Bild heraustrete. Er ging damals einen hügeligen Weg hinauf, wurde immer kleiner, war dennoch erstaunlich lange zu sehen, aber irgendwann natürlich war er verschwunden. Man sagt, er habe sich in einer heiteren Stimmung befunden und sich nicht ein einziges Mal umgedreht.

Einer dieser Ränder des Bildes war jahrzehntelang völlig aus meinem Gesichtskreis verschwunden. Der *Gänsegrund*, so nannten wir ihn damals als Kinder, lag im Schatten ausgedehnter Eichenwälder, ein Garten von überschaubarer Ausdehnung und dennoch ohne sichere Grenzen. Dieser Garten war so völlig anders als jener, in den ich jedes Jahr für einige Wochen zur *Sommerfrische* geschickt wurde und wo meine Großmutter ihr pflanzenhaftes Dämmerdasein führte. Jener Garten war ein Garten der Erwachsenen gewesen. Der *Gänsegrund* war ein Garten der Kinder.

Der Schlüssel, mit dem das schmiedeeiserne Tor des Gartens zu öffnen war, hätte ebenso gut zum Hauptportal einer romanischen Kirche gehören können, zumindest zu einem der größeren Seiteneingänge. Beim Stöbern in einer Kommode fiel er mir eines Tages in die Hand, genauer gesagt, ich hielt ihn plötzlich in Händen und wusste zunächst nur, dass ich seinen Zweck vor ewigen Zeiten gekannt hatte. Ich musste den Schlüssel oft verwendet haben, denn er lag in meiner Hand wie in einem vertrauten Bett. Dann tauchte plötzlich mein Vater aus Erinnerungsresten auf, eine verschlissene braune Aktentasche aus Rindsleder unter dem Arm. Umständlich kramte er in der Tiefe herum und holte den Schlüssel heraus. Ebenso umständlich steckte er ihn in das Schloss und wir waren im *Gänsegrund*.

Wo in dem letzten halben Jahrhundert hatte sich der Schlüssel befunden? Wie kam er hierher? Es gab niemanden zu befragen. Alle, die den Garten gekannt hatten, waren tot. Jetzt hielt ich den Schlüssel in der Hand und wusste nicht, was aus dem Garten geworden war. Hatten meine Eltern ihn zu Lebzeiten verkauft? Ich kam auf die umständliche Idee, eine Anfrage an das Grundbuchamt zu richten, aber ich wusste die genaue Anschrift des Gartens nicht mehr. Sehr wohl sah ich noch die Endstation des Busses an der Peripherie der Stadt vor Augen, von wo aus man auf einem leichten ansteigenden Weg zu Fuß in zehn Minuten

den Gänsegrund erreichte. Ich begann vorsichtige Nachforschungen. Ich erkundigte mich beim Verkehrsamt und bekam die Auskunft, die Buslinie existiere immer noch. Auch der Name der Endstation – *Waldbrunnen* – hatte sich nicht geändert. Ein paar Tage später rief ich wieder an und fragte nach den Verkehrszeiten und nach dem letzten Bus, der zurück in die Stadt fuhr. Ich wusste, wie absurd es war, aber ich erkundigte mich auch nach dem Fahrpreis und bekam eine verärgerte Auskunft.

An einem Julimorgen war ich entschlossen zu fahren. Ich packte eine Flasche Milch und eine Packung Kekse in meine Tasche, dazu den Schlüssel. Irgendwie hatte ich das Gefühl, *aufzubrechen* zu einem Picknick mit Freunden, mit der Familie. Und ich sah meine Geschwister Ferdinand und Luise vor mir, wie sie sich darum stritten, wer den geflochtenen Picknickkorb tragen durfte, der innen mit einem rot karierten Geschirrtuch ausgelegt war. Ich war aufgeregt und hatte Mühe, das Kleingeld für den Fahrschein im Bus herauszukramen. Natürlich hätte ich bequem mit einem Taxi hinfahren können, aber das kam überhaupt nicht in Frage.

Es war nicht so, dass es in diesem Garten keine Begrenzungen gegeben hatte. Nein, immer wieder stieß man an schief hängende Zaunreihen aus modrigem Holz oder an eine Barriere aus hochgeschossenen silbrigen Disteln, vermischt mit Brennesselbüschen. Häufig standen ganze Gruppen aus grünen und stahlblauen Libellen darüber, in der Luft gehalten vom unglaublich rasenden Flirren ihrer durchsichtigen Flügel. Wie auf geheimen Befehl schwenkten sie plötzlich zur Seite, ein Schwarm, der sich in glitzernde Silberstifte auflöste, die nach allen Seiten auseinander stoben. Nie hatte es hier Gänse gegeben; woher der Name Gänsegrund kam, blieb ein ungelöstes Geheimnis. Der Grund des Gartens bot niemals eine eindeutige Sicherheit, denn die Füße sanken im weichen Boden ein, der immer feucht war. Nie musste hier gegossen werden. Vielleicht wuchsen hier deshalb nur Pflanzen, die keiner Pflege bedurften, dennoch verbreitete sich kein Wildwuchs. Im Gegenteil, in dem ungezügelten Wuchern, in der nahezu aggressiven Vermehrung der Vegetation lag eine seltsame Ordnung, nicht geometrisch zu erkennen, sondern eher eine innere Stimmigkeit. Was hier wuchs, blühte, Wurzeln schlug, sich mit schwarzgrünen Pflanzenfingern ausbreitete, gehorchte einem strengen Plan, das war unverkennbar. Jedoch der Plan selbst blieb verborgen. Es konnte sein, dass sich wie über Nacht ein Strauch mit Engelstrompeten aus dem grünen Geranke erhob, zunächst nur mit langen schotenartige

Blüten, die plötzlich zu weißen oder rosafarbenen Trompeten aufsprangen. Aus ihren Kelchen strömte ein kraftvoller Duft, weiblich, würzig, aber nur in der Nacht; am Tage war nichts davon wahrzunehmen, im Gegenteil, aus dem Grund der Blüten kam einem nur ein säuerliches Pflanzenaroma entgegen.

Immer hatten wir als Kinder das Gefühl, dass sich unter dem Grund, der sich weich und feucht in unsere Fußgewölbe schmiegte, noch ein anderes Reich befand, eine Art Spiegelwelt vielleicht, aber doch andersartig, fremd, ausgedehnter, wie unter stehendem, durchsichtigem Wasser, das völlig klar war und in dem man sich ohne Widerstand bewegen konnte, aber aus dem es keine Wiederkehr gab, da waren wir sicher. Wir nannten das Land *Numa*. Ich glaube, meine kleinere Schwester Luise nannte es zum ersten Mal so. Wie der Name zustande kam, weiß ich nicht mehr. Aber ich glaube, das war schon damals das Geheimnis meiner Schwester. Manchmal erschreckten wir uns mit Absicht. Pass auf, rief einer, dein Bein ist schon halb durch, gleich bist du in *Numa*! Und die anderen rissen ihn an den Armen in einer Art wilder Rettungsaktion zurück, bei der alle schrien und zappelten. Zum Schluss lag der Gerettete atemlos am Boden. Das Ritual bestimmte, dass er sich überschwänglich dafür zu bedanken hatte, dass wir ihn vor dem Absturz in das Numareich bewahrt hatten. Dann erst durfte er sich wieder erheben. Jetzt war es an den Rettern, in gönnerhafter Pose zu bemerken: Fast hatte *Er* dich schon hinuntergezogen.

Er, das wussten alle, war *Harmlon*, der Herrscher über *Numa*. *Harmlon* der Furchterregende, darüber waren sich alle einig. Nur über sein Aussehen schwankten unsere Vorstellungen, ganz entschieden sogar. Für meinen Bruder Ferdinand war *Harmlon* ein reptilhaftes Monster mit langgezogener Alligatorenschnauze, die kleinen verschlagenen Augen zwischen ledrigen Schuppen kaum auszumachen, im Maul statt Zähnen rasiermesserscharfe Leisten aus Horn. Die Hände und Füße waren glitschig, aber zugleich klebrig wie Pech, mit fleischigen Schwimmhäuten zwischen den Fingern und Zehen. Er stand aufrecht auf widerlich muskulösen Beinen und stützte sich mit seinem armdicken Schwanz ab, der oben fischig glänzte und auf der Unterseite weiß wie ein Froschbauch war. Wenn er ging, klatschten seine starken Füße wie Fleischlappen auf den Boden. Er sei stumm, meinte Ferdinand. Aber gerade diese Stummheit war das besonders Grauenenerregende. Ob er tötete oder getötet hatte, wusste man nicht. Aber es gab keinen

Zweifel, dass er dazu bereit war, jederzeit, kaltblütig, *eiskaltblütig*, wie Ferdinand immer sagte.

Für mich war *Harmlon* der Gebieter aus Stahl. Die Glieder seiner Rüstung wölbten sich, gedehnt durch seine ungeheueren inneren Kräfte. Sie spiegelte ein schwärzliches Licht nach allen Seiten. Mit seinen Panzerhandschuhen stützte er sich auf ein Schwert, das aus zwei Klingen bestand, die über Kreuz angeordnet war. Sein Visier war hochgeklappt, aber man sah kein Gesicht, sondern nur eine Schwärze ohne Grund, in der Tiefe ein einzelnes Auge, blicklos, ohne Lidschlag, mehr eine Ahnung als eine zuverlässige Wahrnehmung. Ich war mir sicher, dass sich auch hinter dem Stahl der Rüstung nichts als diese strukturlose Schwärze befand. Ein Schlag mit einem Eisenstab dagegen würde nur ein metallisches Dröhnen hervorrufen. Dessen martialische Schwingungen allerdings würden jeden Gegner zu Boden schleudern. In gewissem Sinn war *Harmlon* auch für mich ein Wesen ohne Sprache, obwohl ab und zu ohne jede Vorwarnung ein kurzer Laut aus dem unsichtbaren Trichter seines Mundes hervorbrach, ein jaulendes, erzenes Geräusch. Niemals hob *Harmlon* das Schwert mit der Doppelklinge, niemals machte er irgendeine Bewegung. Auch war er nicht immer in *Numa* auszumachen. Aber jederzeit konnte er hinter dem Rücken eines Ahnungslosen auftauchen. Er war die Bedrohung an sich, nur manchmal sichtbar, aber allgegenwärtig.

Wir alle wünschten uns insgeheim, unsere Schwester Luise hätte mit ihrer Vorstellung von *Harmlon* recht. Aber keiner gab es zu. Luise rückte mit ihrer Schilderung des Herrschers von *Numa* nur zögernd heraus, zierte sich, ließ sich bitten. Am leichtesten gelang es sie zum Erzählen zu bringen, wenn wir behaupteten, eigentlich habe sie überhaupt keine Ahnung von *Numa*. Darauf sprang sie prompt an. »Einmal«, sagte sie dann, »wenn wir einen von Euch nicht werden retten können und er hinunter nach *Numa* gezerrt worden ist, wird sich zeigen, dass ich alleine weiß, wie *Harmlon* aussieht.« »Wie denn, wie denn?«, riefen wir. »Er hat nichts zu tun mit euren lachhaften Krokodilungeheuern«, entgegnete Luise dann, »oder mit diesem tönenden Ritter aus Blech. *Harmlon* ist aus keinem Stoff, den man anfassen kann. Er besteht nur aus Farben. Man kann durch ihn hindurchgreifen. Er weht einfach dahin, eine Gestalt aus reinem Grün. Für ihn gibt es keine Mauern oder Bäume, durch die er nicht hindurchgleiten kann. Er riecht nach frischem Gras, wenn es geregnet hat im Juni. Seine Augen sind funkelnde grüne Lichtblitze.

Sein Haar fließt wie Algen dahin. Und dann singt er.« »Singen?«, riefen wir mit aufgesetzter Ungläubigkeit. »*Harmelon* und singen? Was singt er denn, dein *Harmelon*?« »Das *Numa*-Lied«, sagte Luise. »Es besteht nicht aus Worten. Es sind nur schwingende Laute. Wenn er singt, müssen alle hinhören. Niemand kann sich entziehen. Das ist seine Art, über *Numa* zu herrschen.«

Im Hintergrund des Gartens stand das *Dämmerhaus*, wie wir es nannten. Die Eingangstür und die Läden der drei Fenster waren flaschengrün gestrichen, das Dach mit Schilf gedeckt. Eigentlich bestand das Haus nur aus zwei Räumen: einer Küche, in die man gleich von der Haustüre aus kam, und einem Raum mit hölzernen Bauernmöbeln. Dazwischen lag eine halbdunkle Kammer mit Regalen voller Marmeladegläser, eingeweckter Bohnen, Weinflaschen, Milchkonserven, Kerzen, Kernseifenstücke in einem Pappkarton und Putzmittel. An einem Haken an der Decke hing stets ein halber geräucherter Schinken, der nach Teer oder irgendwie nach Kamin roch. In dem Zimmer mit den Bauernmöbeln – ein fester großer Holztisch, sechs handgeschnitzte Stühle, ein Schrank, zwei Doppelbetten und eine Kommode mit Spiegel – hausten und schliefen wir in den heißen Monaten des Sommers. Dort drängten wir uns bei Gewittern zusammen, wenn die Hagelkörner gegen die Scheiben knallten, dort schliefen wir bei geöffneten Fenstern, durch die gegen Morgen ein junger Luftstrom drang und uns aus unseren verwirrten Kinderträumen zurückholte in wieder einen Tag, an dem sich alles ereignen konnte.

Die Seele des Ganzen war Sesa, alters- und geschichtslos. Denn das Gemunkel, sie sei als junge Braut von ihrem Verlobten, einem levantinischen Seemann geschwängert und in herzerreißender Weise verlassen worden, glaubte keiner von uns ohne Vorbehalte. Was war aus der unseligen Leibesfrucht geworden? Und warum verstand sie keine Silbe Italienisch? Jedenfalls löste der Wortköder *amore mio*, den wir ihr gelegentlich nicht ohne Hinterhältigkeit vorwarfen, bei ihr keinerlei Reaktionen aus. Und auch die später hinzugekommene Variante der Geschichte, die wie zufällig mit der gleichzeitig aufkeimenden Pubertät Ferdinands zusammenfiel, erschien uns zwar reizvoll, aber blieb dennoch ebenfalls zweifelhaft. Danach war der treulose Seefahrer in der Oasenstadt Timbuktu zwischen den langen Schenkeln einer Farbigen, die ihn wie eine Gottesanbeterin in sich aufgesogen hatte, den Liebestod gestorben. Im Übrigen konnte sich keiner von uns jemals aufraffen herauszubringen,

wo dieses Timbuktu eigentlich lag (in der Südsee, lautete die gängigste Vermutung).

Sesas Unterlider waren tief hinuntergesunken und gaben eine weiße Sichel unter ihrer Iris frei. Dort sammelte sich immer ein kleiner Rand an Tränenflüssigkeit. Deshalb erweckte sie stets den Eindruck, als habe sie eben aufgehört zu weinen. Ihre Unterlippe war kräftig nach vorne gewölbt, aus festem Fleisch, fast ein wenig negroid. Diese mächtige Wölbung, über die jede Flüssigkeit zu gleiten hatte, erklärte wahrscheinlich auch ihre unverwechselbare Art zu schlürfen, wenn sie etwas trank. Es war ein unwiderstehlicher Sog, mit dem sie die Getränke mit einem Zug bis in die Mitte ihres Leibes einsaugte. Vom Morgendämmer bis zum frühen Nachmittag war dieses Getränk Kuhmilch in großen Gläsern, die ein Bauer jeden Morgen, wenn wir noch schliefen, in einer 2-Literkanne zusammen mit einer Schale Hühnereiern vorbeibrachte. Gegen fünf am Nachmittag war die Kanne regelmäßig leer. Dann ließ Sesa sich in einem überwältigenden Erschöpfungszustand in den mit Bast geflickten Schaukelstuhl neben der Tür des *Dämmerhauses* sinken.

In der nächsten halben Stunde war sie zwar da, aber auf eigenartige Weise, die uns manchmal etwas Furcht einflößte, *nicht anwesend*. Vielleicht war dies ihre Art zu meditieren. Wenn sie jedenfalls wieder die halb gesenkten schweren Lider aufschlug, kam ihr Blick aus einem Land zurück, das uns verschlossen war. Sie schüttelte sich dann ein wenig, stemmte sich aus dem Schaukelstuhl hoch und schlurfte in die Vorratskammer. Das Ritual blieb immer das gleiche: Man hörte einen Holzkorken schnalzen und das Gluckern des Weins, mit dem sie ein einfaches Wasserglas bis zu Hälfte füllte. Wenn Sesa dann aus der Vorratskammer zurückkam, hatte sie urplötzlich ihren eigenen unverwechselbaren Geruch, eine Mischung aus säuerlichem Landwein und dem fettigen Duft des Räucherschinkens. Von da ab blieb das Glas immer halbgefüllt, obwohl Sesa bis in die Nacht den einfachen Landwein in sich hineinschlürfte, der – und dies gehörte ebenso zum unveränderlichen Zeremoniell – bei ihr eine Abfolge von stets gleichartigen Zuständen auslöste.

Das meditative Schweigen wich einer gewissen körperlichen Wuseligkeit, die sie in die Küche trieb, am Herd hantieren und Teller, Besteck und Gläser auf dem Holztisch verteilen ließ. Hatten wir gegessen und Sesa den Tisch abgeräumt, kam jene Stunde, auf die wir ungeduldig warteten. Mit dem halb vollen Glas Wein trippelte Sesa jetzt auf den Schaukelstuhl

zu, aber nicht, um sich hineinplumpsen zu lassen. Nein, sie postierte sich in den Stuhl, aufrecht, gelassen, irgendwie gutsherrinnenhaft. Sie war jetzt die Herrscherin über den *Gänsegrund*, das *Dämmerhaus* und uns Kinder. Wir lagen ihr zu Füßen und der Grund, auf dem wir kauerten, war nicht mehr tückisch und doppelbödig. Kein *Harmlon*, kein *Numa* darunter. Auf diesem jetzt unerschütterlichen Grund richtete Sesa Abend für Abend ein Reich auf, ein Weltreich, *ihr* Weltreich, und wir durften mit offenen Augen und Mündern dem Strom ihrer Geschichten folgen, der uns in das Herz dieses gewaltigen Imperiums hineintrieb. Wir hörten das Splittern der Masten schiffbrüchiger Segler und das Kreischen der Urwaldvögel, das die an Land geschwemmten Geretteten als Erstes wahrnahmen, wenn sie wieder zu sich kamen. Wir rochen den süßlichen Rauch, der von dem Lagerfeuer der Kannibalen aufstieg, das sie in Trance bis zur Erschöpfung umtanzten, vermengt mit dem verlockenden Duft unbekannter fleischiger Früchte. Die Rüstungen der Ritter klirrten erzen beim Zusammenprall und ihre Pferde wieherten triumphal oder klagend, je nachdem, ob sie den Sieger oder den Unterlegenen auf ihren Rücken trugen. Den Ausgang des Spiels beobachteten zerbrechliche Burgfräulein auf den Altanen mit hochgeschnürtem Busen, glänzenden Augen und verheißungsvollem Schoß. Windböen rissen den verstörten Professor im groß karierten Schottenrock, das Fernrohr in der einen, den Whiskyflachmann in der anderen Hand, mit seinem Ballon in einen Unheil verkündenden tintigen Himmel hinauf und warfen ihn schließlich doch wohlbehalten auf einem bislang unentdeckten Eiland ab. Dort kam ihm in langen Strandspaziergängen plötzlich die Erleuchtung, wie sich durch Multiplikation des Mondabstandes mit dem Salzgeschmack des Ozeans, dividiert durch das Grollen eines Vulkanausbruchs, der Umfang der Erde auf einen halben Inch genau berechnen ließ.

Niemals zeigte uns Sesa etwas, das wir schon gesehen hatten, keine der Geschichten wiederholte sich, keine der Gestalten erschien zweimal, immer hatten ihre Erzählungen einen Ausgang, den sie nie zuvor gehabt hatten. Aber bei all den Schlachten, Schiffsuntergängen, Ballonabstürzen und tagelangen Irrritten durch brennende Wüsten löste sie niemals Angst in uns aus, Spannung ja, und zwar irrwitzige Spannung, aber auch wenn uns jede Rettung unmöglich erschien, eines war gewiss, gerettet wurde am Ende jeder und immer. Erschöpft sanken wir dann in uns zusammen. Kühl wehte uns inzwischen die Nacht an. Sesa fasste uns an den Händen und schleppte uns in die Betten. Wir schliefen schon, bevor

sie die Decke über uns gezogen hatte. Am anderen Morgen schlürfte sie, wortkarg und in sich gekehrt, wie immer ihre Kuhmilch.

Aber ich verliere mich. Überhaupt fällt mir auf, dass sich meine Erinnerungen immer mehr verästeln, mäanderförmige Flussarme aus einem breiten, träg hinfließenden Strom, dessen Quellen irgendwo in vorgeschichtlicher Zeit liegen.

Die Busfahrt zur Endstation *Waldbrunnen* floss gemächlich dahin, eine Floßfahrt zurück durch die Zeit. Ich hatte einen Fensterplatz, von dem aus ich das lautlose Zurückweichen der Stadt beobachten konnte. Immer mehr Gäste stiegen aus. Nach den Wohnvierteln passierten wir eine lange Chaussee, an die sich lauter parkartige Grundstücke reihten mit Herrschaftshäusern im Hintergrund. Die Tore zu den Auffahrten schienen alle verschlossen. Aber durch die Gitter konnte man immer wieder winzige Gärtner sehen, reglose grün-rote Statuen mit gelben Schläuchen in den Händen, aus denen sich ein unablässiger fächerförmiger Regen auf die Rabatten ergoss. Dann riss die Besiedelung überraschend ab. Nur hier und da tauchte noch ein Bauernhof auf, meistens ein Fachwerkbau.

Inzwischen war ich der einzige Fahrgast. Der Fahrer rief auch keine Stationen mehr aus. Offensichtlich wusste er, dass ich bis zur Endstation fuhr. Aber woher? Vielleicht hatte er sich gemerkt, welchen Fahrschein ich gelöst hatte. Obwohl ich ihn nur von rückwärts sehen konnte, kam es mir vor, als ob er regungslos auf seinem Sitz kauerte. Seine Hände am Lenkrad schienen sich nicht zu bewegen. Er erinnerte mich an die Kutscher der Bierwagen in meiner Kinderzeit, die mit Zügel und Peitsche in der Hand auf ihrem Sitz dösend hin und her wackelten, während die geschundenen Gäule mit sicherem Instinkt ihr Gefährt nach Hause zogen. Kurz vor der Endstation kam Leben in den Fahrer. Er richtete sich auf und plärrte plötzlich mit einer sich überschlagenden Schaustellerstimme *Waaaaaaldbrunnen-Endstaaaaation* in das Mikrofon. Als ich ausstieg, streckte er mit reglosem Gesicht den Arm in Richtung *Gänsegrund* aus.

Der Fußweg von früher war inzwischen zu einer schmalen, aber gut gepflegten Asphaltstraße ausgebaut worden. An den Rändern wucherten wilde Brombeerbüsche. Ihre Früchte waren zum Teil noch unreif grün gefärbt, zum Teil aber schon braunschwarz getönt. Niemand begegnete mir. Die Mittagshitze verstärkte sich von Minute zu Minute. Mein Atem war knapp, aber ich konnte nicht anhalten und mühte mich wie

getrieben, in der eindringlichen Stille vorwärts zukommen. Nach der letzten Biegung prallte ich nahezu auf das Gartentor des Gänsegrundes. Das Schloss war das gleiche wie damals und der Schlüssel ließ sich ohne Widerstand einführen und herumdrehen. Beim näheren Hinsehen erkannte ich, dass der Schließmechanismus offenbar frisch geölt war.

Ich betrat den Garten. Nichts hatte sich verändert. Die gleichen Schwärme stahlblauer Libellen flirrten über den Büschen und die Fensterläden waren mit flaschengrüner Farbe gestrichen. Unter meinen Füßen war der Grund verräterisch unsicher und ich wusste warum: Ich stand auf *Numa*. Der Rest war der Ablauf eines Stummfilms, in dem ich mich die Türe des Dämmerhauses aufschließen sah. In der Küche standen die alten zwetschgenblauen eisernen Kochtöpfe auf dem Kohleherd. Vorsichtig berührte ich die Herdplatte. Ein Rest von Wärme breitete sich unter meinen Fingerspitzen aus. Ich drückte die Tür zur Vorratskammer auf. Auf den Regalen standen die Marmeladegläser, eingeweckte Bohnen, Weinflaschen, Milchkonserven, Kerzen und der Pappkarton mit den Kernseifenstücken. Nichts war verstaubt oder verrottet. An der Decke hing der halbe geräucherte Schinken mit seinem schwarz glänzenden Rücken.

Ich schloss die Augen und sog die Luft des Raumes in mich ein. Für einen Moment waren meine Sinne wie taub oder blind für die Wahrnehmungen, die in Nase und Lungen eindrangten. Dann aber war mit einem Schlag alles unzweideutig klar: Der Geruch Sesas, diese Mischung aus säuerlichem Landwein und dem fettigen Duft des Räucherschinkens stand wie ein Monument im Raum. Diese Ausdünstung war aufdringlicher als jede körperliche Nähe. Leiber zerfallen, aber ihr Geruch bleibt aufgeschichtet in den Katakomben, statisch, zeitlos. Er ergibt kein Bild, er kann nicht aufgeschrieben werden, er hinterlässt keine Spur. Aber wer imstande ist, ihn wahrzunehmen, wird überwältigt von dieser Epiphanie. Aber auch die Auserwählten können sich von diesem Duft nur eine kurze Zeit ernähren. *Sich ausschließlich von Düften zu ernähren, will gekonnt sein ...* Dieses Satzfragment glitt als plötzlich aufgetauchtes Treibgut an die Oberfläche meiner Erinnerungen.

Wann und wie war es dorthin gelangt, wer hatte es gesprochen? Ich hörte die Stimme, hochfahrend belehrend und zugleich väterlich besorgt. Ich hatte sie zweimal in meinem Leben gehört. Das war sicher, aber sie blieb ohne Gesicht. Ich quälte mich, ich schleppte mich hinaus in die grüne Lichtblendung. Noch nie war auf einmal eine solche

Flut an Grünfarben durch meine Augen gedrungen. Ich ließ mich auf die Holzbank vor dem Dämmerhaus fallen, wehrlos dem Überfall der Farben ausgesetzt. Im Kontrast dazu eine unerträgliche Stille. Nicht einmal das metallische Sirren des Libellenschwarms war zu hören. Ich schloss die Augen, aber das Grün drang weiter wie ein Bündel ionisierender Strahlen durch die Lider. Ich presste die Hände auf die Lider, aber das Grün wurde nur eine unbedeutende Stufe weniger intensiv. Es war mir klar: Die Farben konnten nur deshalb mein Gehirn einem derart gewalttätigen Ansturm aussetzen, weil sie durch die Geräuschlosigkeit des Augenblicks ein ungeheures Übergewicht erlangt hatten. *Ein* Ton, *eine* auch nur abgebrochene Schwingung, und alles würde sich wieder in ein erträgliches Gleichgewicht einpendeln. Ich spannte meine Sinne wie Riesenantennen aus, in denen sich auch die winzigste Schallspur verfangen musste.

Dann war mit einem Schlag wieder alles im Lot. Das erlösende Geräusch war ins Netz gegangen: Reifen eines Autos, die soeben auf dem Asphalt des Fahrweges vor dem Grundstück zum Stillstand gekommen waren. Einen Sekundenbruchteil später erstarb auch das voluminöse Geräusch des Motors. Ich stand auf und ging zur Gartentür. Der Wagen war schwarz, aber das trifft nicht im geringsten seine tatsächliche Farbe. Die meisten Autos sind schwarz. Doch diese Schwärze strahlte nichts ab, sondern sie sog das Licht in sich hinein, zog es wie durch eine Abart der Schwerkraft in eine bodenlose Finsternis. Alles an diesem Fahrzeug war schwarz, die Wagenfenster wie mit einem Teerfilm bestrichen, fünf an jeder Wagenseite, ein Gefährt von schamloser Länge. In Amerika hatte ich ähnliche Fahrzeuge gesehen, aber deren Überdimensioniertheit wirkte dort eher spleenig. Dieses aber war eine niederträchtige Verletzung aller gängigen Proportionen. Glänzende Chromteile gab es nicht.

Ich weiß nicht, warum ich wie ein Lakai die Tür des Wagenfonds öffnete. Auch im Inneren des Fahrzeugs konnte ich keine Strukturen ausmachen. Vielleicht war ich noch zu sehr vom Überfall des Grüns geblendet. Eine Hand kam mir aus dem Dunkel entgegen. Eine Hand, überaus gepflegt, feingliedrig, fast fragil, leicht gebräunt, aber mit Sicherheit eine Männerhand. Ich erfasste sie. Der dazugehörige Körper schien federnd und ohne Gewicht. Aber schon bevor die Figur ganz aus dem Wagen getaucht war, hatte ich meinen Besucher erkannt. *Sich ausschließlich von Düften zu ernähren, will gekonnt sein ...* Stimme und Gesicht fügten sich zusammen.

Ikarus, er stand vor mir, etwas kleiner als ich erwartet hatte. Aber ich hatte ihn ja auch nie aufrecht gesehen, denn damals lag er mit zerschmetterten Beinen in seinem Bett. Ein Unfall, das Resultat seines Versuchs, durch einen Sprung vom Dach seiner Mansardenwohnung die Gesetze der Schwerkraft aufzuheben. Und auch auf dem Rückflug im Jumbo aus Amerika hatte er sich immer hinter meinem Rücken aufgehalten. Ikarus, der Unvergängliche. Oder der Wiedergeborene? Jedenfalls der Nichtgealterte, der Unverwesliche, der Unsterbliche. Aufrecht, leicht lächelnd wie ein von allen erwarteter Besucher, die schwarzen, wie gelackten Haare nach hinten gekämmt, nicht ein graues Fädchen darunter. Er wirkte wie aus dem Meer gestiegen, erfrischt von der klaren Brandungsluft, kraftvoll, sein Körper gestrafft und unter der Kontrolle eines überwachen Gehirns, dunkle Augen, denen nicht zu entkommen war, offen für alles, aber nicht ohne Wärme.

Trotz der Sommerhitze war er auffallend korrekt gekleidet: schwarze Tuchhose, ein eng anliegendes, cognacfarbenes Sakko mit schwarzem Einstecktuch, darunter ein leichter schwarzer Rollkragenpullover.

»Ich möchte Sie abholen.«

Es klang zuvorkommend, aber sehr bestimmt. Ich fühlte mich überumpelt.

»Wo waren Sie all die Jahre?«, entfuhr es mir.

»Sie hatten mich fast vergessen, nicht wahr? Erst die *Duftesser* haben mich wieder in Ihre Erinnerung zurückgerufen. Aber natürlich wissen Sie es genau: Ich war immer in Ihrer Nähe.«

Dann fügte er nach einer kurzen Pause hinzu:

»So oder so. Aber ich möchte Sie noch einmal bitten mitzukommen.«

»Wohin soll es gehen?«, fragte ich, während wir bereits einstiegen.

»Es ist alles vorbereitet«, sagte er ganz ruhig. »Die Entscheidungen können getroffen werden. Natürlich wissen wir beide, was das heißt, *Entscheidungen treffen*. Man könnte auch von stochastischen Spielen sprechen. Ein Unterschied existiert nur scheinbar.«

45 In der Limousine saß Ikarus trotz der weichen Ledersitze sehr aufrecht neben mir. Die Spur eines sportlichen Parfüms mit einem herben Hauch umgab ihn. Vom Fahrer trennte uns eine schwarz vergielte Glaswand, in der sich die Umrisse unserer Köpfe ausmachen

ließen, aber ohne Gesichter. Die Scheiben des Fahrzeugs waren tiefgrün getönt: Landschaften auf dem Grund des Meeres schwammen vorbei. Das Wageninnere füllte sich mit grünen Lichtreflexen und dem durchdringenden Aroma der Kastanienblüten. Wie vor Jahrzehnten hielt uns wieder ein Aquarium gefangen. Aus den geöffneten Mündern würde bestenfalls Lautlosigkeit in Ringen hervorquellen, ein Menetekel der Sinnlosigkeit jeder Sprache. Das einzige Geräusch, das die Limousine erzeugte, war das Klacken beiseite gedrängter Kieselsteine, als wir eine lang gezogene Auffahrt hinaufglitten. Man kann nicht sagen, dass der Wagen anhält. Er kam einfach zum Stillstand, und die Türen im Fond öffneten sich von selbst, geräuschlos und angenehm weit. Als wir ausstiegen und auf die Eingangstüre zugingen, schlossen sie sich ebenso lautlos wieder und die Limousine rollte davon.

Der Dachstuhl der Jugendstilvilla, vor der wir angehalten hatten, verlor sich im Dämmerlicht ausladender Kastanien. Die Pflanzenornamente der Fassade waren von Efeuranken umwirkt und ineinander verschlungen. So wirkten sie wie wechselseitige Imitationen, die die Unwirklichkeit des Gebäudes noch verstärkten.

»Sie wollen es so«, sagte Ikarus und deutete auf die Front der Villa.

»Wer sind *sie*?«

»Die Auftraggeber. Weil sie gierig auf jeden kleinsten Zipfel der Zukunft sein müssen, sind sie gleichzeitig hoffnungslose Nostalgiker. Die meisten reisen aus Übersee an. Wir kommen ihren schmalzigen Vergangenheitssehnsüchten nach, soweit wir können.«

Der erste Beleg für dieses Entgegenkommen war das junge Mädchen, das uns in den Salon führte: Es trug ein schwarzes hochgeschlossenes Kleid, darüber eine weiße Servierschürze mit Spitzensaum. Die Bänder des weißen Häubchens waren unter dem Kinn mit einer Schleife zusammengebunden. Sie machte die Andeutung eines Knickses und wies in Richtung Salon. Der Salon war der zweite Beleg: schwere weinrote Samtvorhänge, ausladende Fauteuils, venezianische Palmen in Eichenkübeln, über dem Sofa ein Makart-Gemälde mit einer schwellenden Landschaftsszenerie. Die verglasten Türen standen halb offen und führten in einen Garten.

»Kaffee, Tee oder Schokolade?«, flüsterte das Serviermädchen.

»Schokolade, bitte«, sagte ich ohne Zögern.

»Es funktioniert, wie Sie sehen«, lachte mein Gegenüber.

»Was funktioniert?«

»Der Nostalgietest. Neunundneunzig Prozent meiner Besucher sagen *Schokolade*, ob sie Schokolade mögen oder nicht. So wie Sie im Übrigen. Auch die eingeschworenen Whiskytrinker bestellen *Schokolade*. In diesen Räumen ist die Schokoladenzeit stehen geblieben. Dort, wo meine Auftraggeber herkommen, spielt sich das Leben in Glaskanzeln tausend Fuß über dem Boden ihrer Städte ab. Sie sitzen auf Chromgebilden und starren auf die vertikalen Augen und orangefarbenen Haarsträhnen ihrer Zwei-Millionen-Dollar-Lichtenstein-Bilder. Hier in der gestockten Zeit von gestern erwarten sie, dass wir ihnen die Zukunft von übermorgen entwerfen. Nicht *die* Zukunft, sondern genau gesagt, *ihre* Zukunft, ihre ganz persönliche, die ihnen gehört wie ihre Jacht, ihre Rennpferde und ihre geleasteten Models. Dazu trinken sie *Schokolade* und sie fühlen sich *angekommen*.«

»Sie haben sich der Futurologie verschrieben?«, tastete ich mich vor.

Das Lachen platzte förmlich aus ihm heraus. Er streckte mir die Handflächen seiner sehnigen Hände entgegen.

»Was sehen Sie, Professor? Sehen Sie überhaupt etwas anderes als meine leeren Hände? Ich sehe nichts, werden Sie mir wahrscheinlich antworten. Kann sein, wenn Sie *Nichts* sehen wollen. Aber wenn Sie etwas anderes sehen wollen, werden Sie dieses Andere sehen. Kurz gesagt: Nur was Sie wollen, können Sie sehen. Das ist das ganze Geheimnis. Das ist die Basis meines Jobs als *Consultant*.«

Ich spürte, dass er mir meine Ratlosigkeit ansah und mich nicht in Verlegenheit bringen wollte.

»*Consultant*, Professor – das funktioniert sehr einfach. Alles ist mit allem verbunden. Die Globalisierung führt zur schrittweisen Abschaffung der persönlichen Macht und damit der Verantwortung. Die liegt jetzt nicht mehr in den Händen der Macher sondern in den Systemen selbst. Sie hat sich sozusagen verselbstständigt. Wenn sich etwas in der Zukunft ändern soll, muss das System geändert werden. Freilich muss man den Managern auch ihre Träume lassen, sie nennen es lieber Szenarien. Die Gebäude der Systeme, so riesig sie geworden sind, so anfällig sind sie auch. Jeden Moment können sie einstürzen. Hier kommt der *Consultant*. Er wird gleichsam zum Schlussstein des brüchigen babylonischen Gemäuers. Er taucht auf wie der orakelnde Meergott Proteus. Aber er prophezeit nicht mehr, er stellt keine Szenarien in den Raum. Er implantiert Visionen in Köpfe. Dort können sie zu sich selbst erfüllenden Prophezeiungen werden. Aber zuvor müssen sich diese Köpfe von der

äußeren Wirklichkeit ablösen. Die Gehirne müssen ihren Ballast abwerfen, vollständig. Sie müssen leer und frei sein. So wie Maos Traum von China als einem *leeren Papier*, auf das sich die schönsten Schriftzeichen malen lassen. Nichts ist verlässlicher als die selbst erschaffene Wirklichkeit. So trete ich auf ohne Ideologie, ohne Plan, ohne Prophetie, mit leeren Händen. Was ich – anscheinend – tue, ist, ich pflanze Träume in Gehirne, denen ich die Chance verschaffe, wieder unschuldig zu werden, sich aus der Leere zu entfalten. Jedem sein eigener Urknall. So fühlen sie sich wie die neuen Götter in neuen Systemen.«

»Und Sie sind ihr Schöpfer?«

»Ich tue nichts, also schöpfe ich auch nicht. Ich bin, wenn Sie so wollen, der tatenlose Geburtshelfer der Leere. Wir gehen einfach in den Garten. Er ähnelt im Übrigen ein wenig Ihrem *Gänsegrund*. Alle verwünschten Orte haben etwas Gemeinsames. Wir nennen das Ganze *Garten-Seminare für das Ungedachte*. Im Schatten italienischer Gartenschirme geben wir dem Nichts eine Chance. Dann sind sie bereit, ihre Szenarien zu entwerfen. Wie lange? Bis zum vorletzten.«

»Warum nicht das letzte und woran erkennt man, dass es das letzte ist?«

»Das letzte Szenario, Professor, ist das Szenario, nach dem es keinen Fortschritt mehr gibt. Die Fantasien des menschlichen Geistes sind erschöpft und damit auch die Potenziale seines Handelns. Das Tier hat sich endgültig in seine Höhle zurückgezogen. Das Ende der Maßlosigkeiten ist erreicht. Das Maximum des möglichen Fortschritts ist erzielt. Die Aufrechterhaltung der Summe aller Fortschritte verschlingt ihren möglichen Nutzen. Der Moloch frisst seine eigenen Kinder. Erreicht ist der Fortschritt aller Fortschritte – nur kann er niemandem mehr nutzen. Der Fortschritt an sich – eine ebenso absurde Angelegenheit wie das Leben an sich, das zu seiner Aufrechterhaltung alles verschlungen hat, sodass es keine Organismen mehr gibt, in denen es sich noch manifestieren könnte.«

Die Serviererin goss Schokolade in meine Tasse nach. Vor Ikarus stellte sie eine geschliffene Karaffe und ein kelchartiges Glas.

»Sherry«, sagte er, »damit mich irgendetwas von meinen Auftraggebern unterscheidet.«

Dann trat eine schlagartige Stille ein, eine Stille, offen in jede Richtung, unberechenbar, eine Stille auf dem Sprung. Kurz vor der Grenze des Erträglichen setzte Ikarus an, mit flüsternder Stimme, leicht vorgebeugt:

»Insgeheim, Professor, denken Sie jetzt: Wir spielen noch einmal das alte Spiel. Wir haben es damals mit genau festgelegten Rollen gespielt. *Good doc* and *bad doc* sozusagen. Wir könnten versuchen, es wieder zu spielen.«

Ich versuchte abzuwehren, aber ich kam nicht zu Wort.

»Aber es wird nicht mehr gelingen, Professor. Denn aus dem Spiel ist längst tödlicher Ernst geworden. Schauen Sie sich um jetzt am Ende. Was ist gelungen: eine triumphale Inszenierung des Todes. Kein Tod, der nach Fäulnis stinkt, mit leeren verfinsterten Augenhöhlen und verwesenden Fleischfetzen, die sich von den Wangen lösen. Nein, dieser Tod ist in die perfideste Gestalt geschlüpft, die es für den Tod gibt. Er tritt auf in der Maske des Lebens. Retortenweise befruchtete Eier, um den perversierten Wunsch nach *einer einzigen* Zellkultur zu befriedigen. Die zehntausend überschüssigen werden nach einer Gnadenfrist im Eis weggekippt wie verdorbener Fischlaich. Unbezähmbar wuchernde Tumore werden mit den gleichen Giften verätzt, mit denen man die Augen der jungen Soldaten in den Stellungskriegen an der Marne zu geronnenem Dotter verkochte. Ausgelebte Herzen werden entsorgt wie verdorbene Steaks und ersetzt durch die Herzen Sterbender, ausgeweitet bis zur Unkenntlichkeit. In die greisen Gehirne der Parkinsonkranken spritzt man ein Ragout aus blutjungen Hirnzellen getöteter Feten. Niemals werden diese auch nur ein einziges Signal eines Kinderreims empfangen. Und so beginnen sie in den Schädeln der Alten, in diesem schaurigen Sarkophag, wie verrückt ihre Botenstoffe zu produzieren. Die Altenwohnungen, die Pflegekasernen, die Seniorenbehausungen sind randvoll gestopft mit mümmelnden Zombies, deren entleerte Schädel schon seit Jahren vom Schatten der Gedächtnislosigkeit verfinstert sind. Überschrift: das milde Licht des Lebensabends. Und wieder sucht man nach der *Endlösung*. Und wieder kommt sie daher unter dem Deckmantel des gnädigen Todes. Die professionellen Sterbehelfer rüsten schon in der Stille und üben das perfekte Töten im Namen des Lebens. Unter unendlichen Mühen sind die Visionen Fleisch geworden. Ohne Atem, mit blutenden Fersen und tränenleerem Blick stehen wir auf dem Gipfel. Und das Einzige, was am Ende in der Brust aufsteigt, ist die Erkenntnis: Der Preis war zu hoch. Was sollen wir tun? Die harmloseste Form des Nichttuns ist, leere Blätter an zukunftsüchtige Narren für horrenden Summen zu verkaufen. Dafür habe ich mich entschieden. Vielleicht haben Sie andere Fantasien. Vielleicht die – zugegebenermaßen wunderbar altmodische – von der

Unsterblichkeit der Seele? Warum nicht? Auch das ist verhältnismäßig einfach. Sie müssen nur erreichen, dass Sie keiner mehr kennt. Dann gibt es auch keinen, der Sie vermissen könnte. Das ist die wahre Unsterblichkeit. Die Kunde Ihres Todes hat keinen Adressaten mehr.«

»Wohin«, fragte ich verwirrt, »wohin können wir noch gehen?«

Er hob die Hände: »Gehen Sie irgendwohin. Nur nicht mehr in Ihre Klinik. Man wird Ihnen zwar noch mit Ehrfurcht begegnen, aber von jener Art, die man senilen Nobelpreisträgern entgegenbringt, die bei Festbanketten ihrer Nachbarin über die knackigen Schenkel tasten. Sie können auch noch ein paar Superdiagnosen stellen, Hits, die die Ungeübteren für einen Moment konsternieren. Aber diesen Sport haben Sie so oft betrieben, dass jeder Reiz herausgesogen ist. Treten Sie meinerwegen die Reise in das Schneereich mit den blauen Kriegern an, den grünen, eiskalten Seen unter fanatisch schwarzblauen Himmeln, die aufgeschlitzt werden von den eisigen Kanten der Achttausender. Judith, Ihre Frau, sendet Ihnen Nacht für Nacht Botschaften, ich weiß es. Aber noch können Sie sie nicht entschlüsseln. Brechen Sie auf und unterziehen Sie sich dieser letzten unsäglichen Mühe. Zuerst werden Sie sich selbst aus dem Lungenversagen in der Höhe retten müssen. Aber oben angelangt, werden Sie sie lieben, diese Menschen mit der Bronzehaut, unendlich sanft, warme Augen, die Mönche, die nach dreißigjähriger Meditation mit ihrer Stirn gerade eben den Saum der Leerheit berühren. Aber ebenso gut können Sie ganz wo anders hingehen, die kurze Strecke nehmen. Gehen Sie auf Friedhöfe, auf die gigantischen, wie die in Wien oder London, oder die kleinen, vergessenen, die Ihnen so ans Herz gewachsen sind, die nur noch in Gedenkbändchen erwähnt werden. Aus den Gräbern wird alles aufsteigen, was Sie wollen. Mit tränenklarem Blick können Sie ihre Toten anstarren und sie werden ihnen zuwinken und sich wieder auflösen in Rauch. Es ist absolut gleichgültig, wohin Sie gehen. Nur gehen Sie dem, was sie noch für den Menschen halten, aus dem Wege. Er ist ein überholtes Konzept, ein von der Liste der Schöpfung gestrichenes Auslaufmodell, abgesehen davon, dass es ihn so, wie Sie ihn in den Bildern ihrer Erinnerung gespeichert haben, nie gegeben hat. Pendeln Sie hin und her vor der Klagemauer ihres Verstandes. Was Sie ein Leben lang getan haben, geschrieben, was Ihnen Hochgefühle bereitet hat, viel Geld eingebracht und Ehrungen, Zuneigung, ja manchmal auch aufrichtigen Dank – *Sie sind mein Lebensretter* – wen haben Sie wirklich behandelt, gerettet? Gab es außer Ihnen noch einen anderen? Und die wenigen,

die Sie angeblich wirklich *gesund* gemacht haben, was haben Sie denen gegeben? Aus deren Sicht: nichts als das Selbstverständliche. Aber wo Sie auch sein werden, ich werde auch dort sein, so wie ich von Anfang an immer dabei gewesen bin.«

Ikarus erschien mir inzwischen noch kleiner geworden, zerbrechlicher. Auch älter. Sein Altern vollzog sich wie im Zeitraffer. Mitte-Ende sechzig, so schätzte ich ihn jetzt. Auch wich das Europäische aus seinen Zügen, es schmolz regelrecht weg. Seine Haut färbte sich in sattes Braun, eine nubische Tönung. Seine Nase war schmaler geworden, leicht gekrümmt, ein nobles Profil, dazu Mandelaugen, der Mund fest, umrahmt von einem kurzen, weißen Kinnbart. Auch seine grauen Haare waren ganz kurz und leicht gekräuselt. Eine gebieterische Erscheinung, eine Herrschergestalt aus Äthiopien, fast zierlich, in vornehmes, kakaofarbiges Tuch gekleidet. So verharrte er statuenhaft.

Dann erhob er sich wortlos. Unendlich behutsam fasste er meinen Arm und zog mich mit sich hinaus auf eine ausladende Terrasse, hoch über dem Abhang, am Fuß des Hauses. Er deutete hinunter auf die Stadt, die im Dunst da lag. Dämmerlicht zerfloss auf ihren Dächern. Wie immer war sie gigantisch. Sie verlor sich nach allen Seiten, aber nicht ungezügelt und maßlos, sondern mit der Unschuld einer still dahinwuchernden Flora.

»Sie tarnt sich. Ich warne Sie davor, an ihre Unschuld zu glauben, Professor. Zugegeben, die Szenerie ist beeindruckend: die Restaurants, die Bars und Nachtcafés, die Bankenkolosse, nach oben fast ohne Begrenzung bis zum Himmel, die Limousinenströme, lautlos, Hunderte überflüssiger Pferdestärken. Alles rollt, floriert, lacht, genießt. Kalifornische Weine, iberische Cognacs, pazifische Hummer. Die Köche bersten vor Lachen, wenn sie das Schauspiel immer wieder aufs Neue betrachten, diesen Farbumschlag von schlammigem Graublau der zappelnden Tiere in leuchtendes Rot, wenn sie zischend ins kochende Wasser geworfen werden. Nirgendwo bedient sich der Tod so lebendiger Farben. Kaviar quillt aus aufgeschnittenen Fischbäuchen. Die Ladies sind unendlich gepflegt, nicht eine Hautfalte, die nicht seidig gesalbt ist, alle Höhlungen köstlich aufbereitet, keimfrei, sie duften nach allem, nur nicht nach purer Frau, und wissen, dass es allenfalls dreißig Jahre dauern wird, bis sie ranzig werden – oder sie wissen es nicht. Geldströme fließen schnell wie das Licht via Internet, vermischen sich, bis niemand mehr ihren Ursprung ausfindig machen kann, und

an ihrem Delta stehen die Havanna rauchenden Männer wie Sterntalerkinder und halten ihre Konten weit geöffnet. Die Drummer bauen ihr Schlagzeug auf, die Trompeter prüfen die Ventile, der Bassist zupft die letzten Akkorde für den Soundcheck und die Saxofonisten stehen bereit, um ihren Instrumenten mit den dreiundzwanzig Klappen die alten, rasenden Synkopen zu entlocken. Ein Hochamt, unvergleichlich, ein glorioser Gottesdienst sich selbst zu Ehren, *gehst hin und verkündet den Frieden aller Welt*. So wird man Eure Kriegsgelüste erst spät erkennen, zu spät. Aber ich sage Ihnen, Professor, wenn nur ihr Fleisch besser schmeckte, es gäbe längst Gesetze, die den gegenseitigen Verzehr erlaubten, eine Art sublimen Kannibalismus.«

Obwohl es fast dunkel geworden war, trug er jetzt eine schwere Sonnenbrille, sehr modisch, *Ray Ban* vielleicht.

»Auch so«, fuhr er fort, »ist es kaum erträglich. Immer noch zu viel Licht. Aber was sollen wir dagegen tun? Lachhaft, das alles da unten in Asche zu legen. Das geht vielleicht bei so einfältigen Versündigungen wie in Sodom und Gomorrha. Aber was gibt es, um das alles unter sich zu begraben, die Hinterhältigkeiten und Heucheleien, das aufgeputzte Mörderische in seinem kultivierten Gehabe, diese ritualisierte Geilheit? Und was das Elendste ist, dieses Gieren nach Unsterblichkeit, weil sie hinter dem Rand der letzten Klippe nichts als die Leere erkennen?«

Langsam wandte er mir sein Gesicht zu. Es zeigt keine Spur von Erregung. Er lächelte sogar. Dann sagte er stockend:

»Es geht mir nicht anders als Ihnen. Ich glaube noch immer an sie, an die da unten. Ich glaube an sie seit meinem ersten Gedanken, seit meiner ersten großen Verzweiflung. Ich glaube, dass sie verschwinden werden, verschwinden müssen, aber auch wiederkommen werden, erneuert. Das Alte wird vergessen sein. Niemand, der sich noch an dieses rasende Chaos und seine irrwitzige Schönheit erinnert. Das Rad dreht sich unbeirrt weiter. Vom Inhalt dieser Wiedergeburt weiß ich nichts. Nur, dass sie ganz anders sein wird. Aber wir beide mit unserer Dinosaurierethik, unserer verzweifelten Moral, Professor, unserem wässrigen Blick, auch wir müssen verschwinden. Niemand fragt mehr nach uns, wir sind lächerliche Figuren, die den Text ihrer Rollen vergessen haben.«

Er brach ab und schien sich in Gedanken zu verlieren. Wie lange saßen wir da? War Ikarus eingeschlafen? Die Dämmerung schien nicht mehr zuzunehmen, im Gegenteil. Wer begann, sie heller zu dimmen, überaus vorsichtig, aber unverkennbar? Jetzt war Ikarus in dem fahler

werdenden Licht deutlicher zu erkennen. Die halb geschlossenen Augen waren zum Boden gerichtet, ob er atmete, war ungewiss. Auch schien er ganz anders gekleidet zu sein, sein Gewand weiß und gewichtslos. Alles Hochfahrende war von ihm gewichen, seine Haltung wirkte demütig, aber nicht unterwürfig, ein kleiner, sanftmütiger Mann, von keiner Last mehr beschwert. Langsam erhob er sich, sah mich an, ein Blick wissend und voller Wärme. Er nahm behutsam meinen Arm.

»Die andere Seite ...«, sagte er, »dort wird es sein.«

Wir wandten uns der Villa zu, die noch verdämmt da lag. Ikarus trat durch die Haustür ein. Ich folgte ihm. Eine andere Entscheidung kam nicht in Frage. Im Inneren war es zunächst noch dunkel. Als wir den Korridor durchschritten, schien die Dunkelheit sich jedoch allmählich aufzuhellen, tönte sich zartgrün. Vor mir Ikarus, er glitt lautlos dem anderen Ausgang des Flures zu. Farben entfalteten sich, blühten auf. Wir traten hinaus auf eine besonnte Terrasse. Sie schien das Spiegelbild jener zu sein, auf der wir uns noch vor wenigen Augenblicken in der anbrechenden Nacht befunden hatten.

»Wie kann das sein?«, hörte ich mich fragen.

»Wieso nicht? Auf dem Weg zum Anderen gehen die Abhängigkeiten verloren.«

Ich trat mit Ikarus an die steinerne Balustrade und blickte auf einen Garten, der sich in seinen Blüten verlor, darüber jener aus Glas geblasene Himmel aus den alten Sommern ohne Ende.

»Was für ein Morgen!« Ikarus breitete die Arme aus. »Was für ein Abschied!«

»Abschied, wovon?«

»Abschied von allen Plänen und Süchten, Wünschen und Utopien. Abschied vor allem von den Bildern. Sie waren der Grund, dass wir sahen, aber nicht schauten, die Gesichter endlos den Phantasmagorien zugewandt, deren Sternenstaub die Häute unserer Augen bis zur Blindheit verätzte.«

Dann lösten sich die Farben auf, die Gestalten, eingesogen von einer Zeit ohne davor oder danach. *Düfte wehten mir entgegen.* Ich nahm sie mit meiner Zunge war. Reine Düfte, frisch, ohne Süßlichkeit oder Schwere. Sie füllten meinen Mund, gewichtslose Aromen von großer Unschuld und voller Verheißung. Ich sog sie in mich ein, sie füllten meinen Körper und stillten etwas zuvor nie Gekanntes, nicht Durst, nicht Hunger, etwas schon immer Erwartetes.

Epilog

Hier brachen die Aufzeichnungen des Professors ab. *Unvermutet*, würde es in den meisten Büchern heißen. Aber dies wäre nur eine Seite der Wahrheit. Natürlich war mit den letzten Zeilen der Aufzeichnung etwas abgerissen, endgültig, unwiederbringlich. Die Quelle war versiegt, alle Wörter gesprochen, alle Bilder beendet, alle Laute nur noch Schwingungen der Luft, die für endlose Zeiten durch den Raum vagabundierten. Niemand wusste, ob sie jemals in einer Art erhabener Alexandrinischer Bibliothek des Schalls ihre bleibende Ruhe finden würden oder wiederkehren, ein Echo ohne Ende.

Damit war auch die Zeit der ebenso unvermeidbaren wie müßigen *Deutungen* gekommen, jene quälende Periode der Trauerarbeit nach den sogenannten *letzten Worten*. Einige seiner Schüler flüchteten sich in dieser Zeit in Verdrängungen, andere in Erwartungen, da sein Verschwinden in ihren Augen jeden denkbaren Ausgang offen ließ.

Es gab triviale Erwartungen wie das plötzliche Auftauchen einer abgegriffenen Ansichtskarte, zu einem Drittel zugekleistert mit Briefmarken, auf denen ein juwelenüberladener Fürst auf einem mit kostbaren Teppichen behangenen Elefanten durch ein Palasttor einzieht, im Hintergrund die Konturen vereister Achttausender in Kette, aufragend wie ein zweiter Horizont. In verschmierter Tintenschrift, aber eindeutig von *seiner* Hand, Satzfragmente, kaum zu entziffern, aber dennoch unverkennbar ein LEBENSZEICHEN.

Ebenso denkbar war das Auftauchen eines Schreibens aus einem der winzigen Staatsgebilde am südlichen Rand der Himalajaregion. Im Briefkopf, majestätisch ruhend, zwei Schneelöwen mit einander zugewandten Profilen, das ganze Schreiben in einem feierlichen Kolonialenglisch gehalten, der Adressat relativ unbestimmt (*An die Personen der Hohen Fakultät ...*). Von einer bescheidenen, aber dennoch einmaligen *Ehrung* könnte die Rede sein, aufgrund von *Verdiensten*, die nicht näher bezeichnet, an anderer Stelle aber mysteriös als *Verdienste, entsprungen der erhabenen Kunst des Nicht-Wissens*, benannt wurden. Manche wiederum rechneten mit der Nachricht, oder eher gesagt einer Art Gerücht über eine Expedition, deren wahres Ziel das Verschollensein gewesen sei, ein Ziel, das sie nunmehr erreicht habe.

Für mich zog sich diese Periode der Hoffnungen, Gerüchte, Traumgespinste und verhüllten Botschaften über mehr als drei Jahre hin.

Natürlich wusste ich von der Trauer als dem zuverlässigsten Band, das uns mit den Verschollenen verknüpft. Ich gab mich ihr hin, manchmal schwelgte ich in den Deutungen, die sie zuließ. Manche Kapitel der Aufzeichnungen las ich wieder und wieder. Die meisten der Gestalten – bis auf Judith war ich keiner selbst begegnet – machten auf diese Weise Metamorphosen durch, sowohl im Gestaltlichen wie in ihrem Wesen. Didi, der bramarbasierende provenzalische Unhold, der gargantueske Fürst des Genoms – zuletzt wiegte er sich in einem unverrottbaren alten Schaukelstuhl aus Korbgeflecht im Schatten eines steinernen Camargue-Hauses, schlürfte ehrlichen Landwein in winzigen Abendmahlsportionen und kaute Brotbröckchen, leicht mit Ziegenkäse bestrichen. Die mathematischen Kunstfertigkeiten seines Gehirns waren so gut wie restlos verdämmert. Manchmal, an einem Junimorgen, in jener kurzen Stunde der Kühle, die der lähmenden Mittagshitze vorangeht, stand ihm für Minuten eine winzige Zahlenwelt zur Verfügung, die in ihren gnädigsten Augenblicken bis zur Fünf reichte. Durch fast geschlossene Lider ließ er nur noch jenen Teil der Welt in sich eindringen, der in ihm ein Gefühl ausklingenden Glücks auslöste, ein Glück, das schon ausgerichtet war auf den Zustand der Leerheit, wobei er sich in einer Art dämmerhaften, vegetativen Erkennens bewusst war, sie niemals auch nur annähernd erreichen zu können. Dieser Teil der Welt konnte ebenso das Honigauge eines vorbeistreunenden schwarzen Katers sein, wie eine Meeresbrise, in der sich der Hauch von Salz, Fisch und Jod vermengte, oder das glatte Weiß des Schenkels einer sich bückenden Magd, ein Reflex, dem es gelang, bis in die untergehenden Inseln seiner Sehrinde vorzudringen.

Einmal erschien mir – ich muss es *erscheinen* nennen – Judith in einem meiner seltenen Träume. Ich glaube, dass ich am Abend zuvor in den Aufzeichnungen des Professors die Stufen ihres Dahingehens noch einmal gelesen hatte, aber ich bin mir nicht sicher. Es war ein Traum von kühler Klarheit, luzide, beinahe erhaben im Sinne antiker Tragödien und dennoch ohne jedes Pathos. Alle Einzelheiten leuchtend und klar konturiert. Der Ort war ohne jeden Zweifel jener an die Jugendstilvilla grenzende Garten, in dem Ikarus seine *Seminare für das Ungedachte* abgehalten hatte. Judith saß mit halbgeschlossenen Augen in einem knöchellangen Kleid aufrecht auf einem Kissen. Vor ihr im Halbkreis drei Mönche in rotgelben Gewändern, alle im Lotussitz. Die kahl geschorenen Schädel der Mönche waren zur Brust geneigt, ihre Hände in der *uttarabodhimudra*-Haltung verschränkt, der Geste der *höchsten*

Erleuchtung, mit parallel zueinander nach oben ausgestreckten Zeigefingern. Judiths straffe Haare, die sie als Mädchen in zwei wulstigen Zöpfen, fest wie Taue, getragen hatte, fielen jetzt zu einem einzigen kraftvollen Haarstrang verflochten über ihre linke Schulter hinunter bis zu ihren Füßen. Haar als lebendes Tier, das die Erniedrigungen durch alle ihm einverlebten Gifte glorios überstanden hatte, wiederauferstandenes Haar, das Wiedergeborene schlechthin, die Überwindung des ewigen Wechsels von Geburt und Sterben.

Andere Gestalten in den Aufzeichnungen lösten sich rasch in grauer Unbestimmtheit auf. June Maddox, zum Beispiel, ein Prozess, den ich als erlösend empfand. Ähnlich war es mit Rod, der am Ende nur Reste seiner skurrilen Insignien hinterließ. Ganz im Gegensatz zu Rachel, die sich allmählich zu einer hünenhaften Mischung aus Barbarella und Kali ausdehnte, negroid bis in die innersten Gewebsstrukturen, pulsierend bereit zu allen femininen Einsaugungen, das Ganze im Griff gehalten von einem kartesianisch klaren Verstand; aber im Untergrund der ewige Blues, hoffnungslose Auflehnung gegen die Schmerzen der Versklavung.

Am meisten aber zogen mich die *Orte* in den Aufzeichnungen an. Die Geschichten waren verweht, aber die Bühnenbilder vielleicht noch erhalten, wenngleich auch sie schon zerfallende Zeugen der Zeit. Die Sehnsucht nach diesen Orten, auch Unorte könnte man sie nennen, war manchmal überwältigend, der Aufbruch kaum mehr aufschiebbar. Obwohl viel gereist, war ich merkwürdigerweise in keinem von ihnen gewesen. Ich roch den Mediterran im subtropischen Garten des *San Domenico*, die eiskalten Nachtsterne im *Tal des Todes* brannten sich in meine Netzhäute und ich sah den *Gänsegrund* mit den Gruppen aus grünen und stahlblauen Libellen, in der Luft gehalten vom rasenden Flirren ihrer durchsichtigen Flügel. Aber letzten Endes unterblieb der Aufbruch immer. Ich reiste so gut wie gar nicht mehr; allenfalls noch zu einer wissenschaftlichen Tagung, der ich – angeblich – unter keinen Umständen fernbleiben konnte. Gerade der *Gänsegrund* zog mich mit einer geradezu schmerzlichen Gewalt an. Zum Greifen nahe, schien er mir zugleich der unerreichbarste Ort zu sein, dort wo sich die Tage seiner Kindheit und seines Altseins in einer ewigen Zeitschleife verfangen hatten.

Von dort war er zu jener Reise aufgebrochen, deren Richtung, Dauer und Ziel sich unseren Nachforschungen ebenso hartnäckig wie listig entzog und die uns unseren Mutmaßungen und Fantasien überließ wie hilflose Kinder. Manchmal glaubte ich, überraschend zu einer Lösung

von großer Klarheit vorgestoßen zu sein: Der *Gänsegrund*, was konnte er anderes sein als *Shambhala*? Natürlich *sein Shambhala*. Denn mittlerweile war ich fest davon überzeugt, dass *Shambhala*, gleichgültig als was es zu verstehen war, als Ort ohne Landkarte, als das innerste Herz der Welt oder als pure Erfindung, stets die einmalige Projektion jenes Geistes war, der sich im Aufbruch nach *Shambhala* befand. Dann wiederum verwarf ich diese Lösung ebenso plötzlich als Irrweg der Fantasie und war überzeugt, der *Gänsegrund* sei nicht mehr und nicht weniger als ein magischer, aber realer Ort der Kindheit – alle Orte der Kindheit sind magisch – dessen mystische Kräfte im Geist eines alternden Menschen sich noch einmal zur Hochblüte entfaltet hatten. Traf dies zu, so musste dieser Garten, vielleicht mit Schwierigkeiten, aber mit alltäglichen Mitteln zu orten sein, beispielsweise durch das sorgfältige Studium des Grundbuchs, in dem dieser Ausläufer der Stadt registriert war.

Dieser Gedanke durchbrach schlagartig die Lähmung, die mich bisher daran gehindert hatte, den *Gänsegrund* ausfindig zu machen. Die Idee, die ganze Angelegenheit auf sehr alltägliche Weise zu lösen, nämlich sie einem in Grundbuchangelegenheiten besonders erfahrenem Anwalt zu übertragen, verwarf ich schon im Augenblick ihres Auftauchens. Wenn *ich* diesen Ort erreichen wollte, musste *ich* alle Anstrengungen selbst auf mich nehmen.

Mit großem Elan stürzte ich mich in die Erkundung des *Gänsegrundes*. Aber schon nach kurzer Zeit musste ich betroffen feststellen, dass ich mich auf ein Unterfangen eingelassen hatte, welches mir immer wieder eigenartige chamäleonhafte Widerstände in den Weg legte.

Ich versuchte generalstabsmäßig vorzugehen und besorgte mir eine Großraum-Karte im Maßstab 1 : 20.000, in deren Zentrum die Endstation *Waldbrunnen* lag. Auf ihr mussten alle Grundstücke, die man von dort in einem viertel- bis halbstündigen Fußmarsch erreichen konnte, erfasst sein. Die erste Schwierigkeit bestand darin, dass es sehr wohl Karten der Stadtperipherie gab, in der die Buslinien eingezeichnet waren, aber nicht etwa mit Namen, sondern nur fortlaufend nummeriert. Die Klärung, welche Nummer welcher Stationsbezeichnung entsprach, gestaltete sich zu einer ebenso lächerlichen wie ärgerlichen Farce, denn der jeweilige Sachbearbeiter, in dessen Hände ich geriet, konnte mir entweder über die Namen oder die Nummern der Bushaltestellen Auskunft geben, aber keiner über beides, so als ob die Stadt von zwei Geister-Netzlinien überzogen wäre, die niemand zur Deckung bringen konnte.

Ich will die Vielzahl weiterer und ähnlicher von Kleingeistern aufgerichteter Hürden beiseitelassen. Eines Tages hatte ich die Karte, die alles enthielt: die Endstation *Waldbrunnen*, deren Haltestellen-Nummer und die von dort nach Nordosten verlaufende schmale Asphaltstraße von etwa zwei Kilometern Länge, die der Professor als Anmarschweg zum *Gänsegrund* erwähnt hatte. Dort, wo die Straße als Sackgasse endete, grenzten insgesamt vier Grundstücke an sie. Eines davon musste der *Gänsegrund* sein. Den ehemaligen Besitzer ausfindig zu machen, sollte ein Kinderspiel sein, so dachte ich wenigstens. Aber zu diesem Zeitpunkt war mir die Existenz von Fräulein Maximilian noch unbekannt. *Fräulein* – auf dieser Bezeichnung beharrte sie eisern – *Fräulein* Clarissa Auguste Maximilian hielt den Schlüssel zum *Gänsegrund* in den Händen, das zeigt sich bald. Ihr aber diesen Schlüssel zu entwinden, glich einer Sisyphusarbeit.

Der Herrschaftsbereich von Fräulein Clarissa Auguste Maximilian war das Zimmer 127 des zuständigen Grundbuchamtes. Dieses Zimmer war mit hölzernen Büromöbeln kärglichster Sorte ausgestattet, offensichtlich Fossilien aus der Nachkriegszeit. Die Sitzfläche des Stuhls, auf der Legionen verschüchterter Auskunftstheischer gehockt hatten, erschien fettig blankgescheuert. Die Türen der Registraturschränke hingen schief in den Scharnieren, einen Computer konnte ich nirgendwo entdecken, dafür gestapelte *Vorgänge*, jeweils mit einem Leinenriemen umschnürt. Die überwärmte Luft stand regungslos im Raum und strahlte eine Geruchsmelange aus, die aus wurmstichigem Holz, in Jahrzehnten miteinander verbackenen Aktenseiten und dem galligen Geruch von Tinte zusammengebraut zu sein schien.

Fräulein Clarissa Auguste Maximilian residierte uneingeschränkt in diesem Reich, eine ältliche Person mit pigmentloser Gesichtsblassheit, müllfarbigen dünnen Haarsträhnen und einem abgezehrten Körper, umhüllt von einem schlickfarbigen, formlosen Kleid, das noch der Trümmerfrauen-Ära zu entstammen schien. Mit einem Augenaufschlag, dessen Kommandosignal nicht den geringsten Widerspruch zuließ, und einem Hänsel- und Gretel-Knochenfinger platzierte sie mich auf den Besucherstuhl und gab dann mit brüchiger Stimme eine nicht unterbrechbare Drei-Minuten-Information ab, die alle möglicherweise auftauchenden Fragen, aber darüber hinaus noch viele mehr, in einem Zug abhakte.

Sie wisse, dass man hier eine moderne Ausstattung erwarte, vor allem einen im *Netzwerk* mit dem *Terminal* verbundenen *Computer*. Sie sei

durch laufende Schulungen mit der im Hause gängigen Soft- und Hardware optimal vertraut. Auf ihren persönlichen Wunsch hin habe man jedoch ihr in Jahrzehnten bewährtes System mit Karteikarten, Schreibmaschine Marke *Adler* und Schrankregistratur belassen, nicht um *ihr* die Arbeit zu erleichtern, sondern weil ihre Klientel (sie sprach Klientel wie das französische *clientèle* aus), dies im Grunde wünsche, auch wenn es ihr selbst nicht immer bewusst sei. In Arbeitsanalysen habe man im Übrigen festgestellt, dass die Effektivität ihrer Methode absolut mit den Möglichkeiten der modernen Datenverarbeitung konkurrieren könne mit dem einzigen Unterschied – hier legte sie eine Sprechpause von circa vier Sekunden ein – dass ihre Methode seit dreiundvierzig Jahren ohne einen einzigen nachweisbaren Fehler funktioniert habe. Die längeren Bearbeitungszeiten im Vergleich zur EDV beruhten auf ganz anderen Ursachen: Erstens laute ihre Devise *absolute Zuverlässigkeit statt kopflöser Hast*, zweitens – und dies sei das Ausschlaggebende – bevorzuge ihre *clientèle* diese Vorgehensweise ohne jeden Zweifel. Und schließlich drittens (und hier beugte sie sich leicht zu mir vor und fixierte mich mit magermilchblauen Augen), gäbe es *Zusatzinformationen, Hintergrundkenntnisse*, ja kurzum *nicht digitalisierbare Befunde* über verschiedene Grundstücke, die sich logischerweise jeder Datenverarbeitung entzögen. Diese aber seien für viele ihrer Besucher von weit größerer Bedeutung als etwa exakte Grundstücksgößen oder bestimmte Belastungen in Abteilung II und so weiter. Die Vertraulichkeit ihrer Suada nahm dann noch etwas zu: Wahrscheinlich – aber das könne sie nur mutmaßen – wisse man dies auch höheren Orts und billige es ausdrücklich. Dies sei der wahre Grund, warum man ihr ihre Methode belassen habe, ja ihren Posten überhaupt, der als einziger im Hause mit keiner vertraglichen Altersbegrenzung belastet sei. Wenn ich dies alles berücksichtige, müsste ich zweifelsohne Verständnis für die Dauer der Bearbeitungsvorgänge in ihrem Ressort haben. Dieser kleine Nachteil werde bei Weitem aufgewogen durch den eventuell möglichen Zugriff auf *nicht digitalisierbare Befunde*, die nur über ihre Person zugänglich seien.

Diese *Dauer der Bearbeitungsvorgänge* stellte sich als ein Prozess heraus, der sich über Wochen und Monate hinzog. Bei jedem neuen Besuch war nur ein Mosaiksteinchen der gewünschten Information zu erheischen. Dieses widerrief nicht selten früheren Informationsbrosamen oder stand zumindest in Widerspruch zu ihnen. Es gab Phasen, in denen ich mich mit dem Gedanken an eine Dienstaufsichtsbeschwerde trug. Aber mit einem

überraschenden Spürsinn schien Fräulein Clarissa Auguste Maximilian derartige finstere Absichten vorauszuahnen und legte dann mit nahezu charmanter Großzügigkeit beim nächsten Besuch einen Informationsschritt offen, der das sichere Gefühl auslöste, jetzt sei ich kurz vor dem Ziel. Die Quintessenz der ganzen Prozedur war nach sieben Monaten, dass ich zutiefst überzeugt sein musste, keines der in Frage kommenden vier Grundstücke habe zu irgendeinem Zeitpunkt einen Besitzer mit dem Familiennamen des Professors oder auch dem Mädchennamen seiner Mutter gehört. Eine Bezeichnung wie *Gänsegrund* oder auch nur so ähnlich existierte in keiner einzigen der umfangreichen Unterlangen.

Die Besuche bei Fräulein Clarissa Auguste Maximilian waren zu einem derartig festen Ritual meiner freien Zeit geworden, dass ich mich, fast gegen meinen eigenen Willen, mit einem Blumenstrauß wie für eine Diva zu einem letzten Besuch in ihr Reich aufmachte, um der Angelegenheit zumindest förmlich einen Abschluss zu geben. Fräulein Maximilian legte mit einem knappen Dank den Strauß auf das Fensterbrett und schien es eilig zu haben, mich zu verabschieden. Gegen jede Gewohnheit gab ich ihr die Hand in der sicheren Erwartung, die Finger eines Skeletts zu drücken. Was ich aber zu fassen bekam, war eine weiche, warm durchblutete Hand, eine Mädchenhand, hätte man sagen können.

Als ich schon fast schon die Türe erreicht hatte, schoss sie einen Satz ab, der mich abrupt zum Stehen brachte.

»Ich wundere mich, dass Sie mich in der ganzen langen Zeit niemals nach den *nicht digitalisierbaren Befunden* gefragt haben.«

Ich rang nach Fassung:

»Gibt es denn welche?«

»Aber selbstverständlich! Glauben Sie im Ernst, mein Herr, dass es irgendein Grundstück ohne *nicht digitalisierbare Befunde* gibt?«

»Ich weiß nicht. Ich habe nicht wirklich darüber nachgedacht.«

Fräulein Maximilian kam mit frettchenhafter Geschwindigkeit um ihren Tisch herum. In der Rechten hielt sie einen mittelgroßen braunen Umschlag, den ich zuvor nicht bemerkt hatte. Den drückte sie mir resolut in die Hand:

»Von mir! Etwas zum Abschied! Nicht hier lesen! Zuhause! Und bedenken Sie die nächsten Schritte gut! Prüfen Sie sich! Prüfen Sie vor allem, was Sie wissen wollen und was nicht!«

Das Öffnen des Umschlags geriet fast gegen meinen Willen zur Zeremonie. Ich wartete den frühen Abend ab, der sich mit einem

Tintenhimmel in Szene setzte, wie er Ende Oktober nicht selten zu beobachten ist. Ich bereitete mir einen Darjeeling-Tee und rauchte zwei Zigaretten, bevor ich zum Brieföffner griff. Ich tastete nach dem Schriftstück und fühlte eine raue Unterseite, während die Oberseite völlig glatt imponierte. Ich zog es langsam aus dem Umschlag und war zunächst enttäuscht. Es schien sich um den gleichen Lageplan zu handeln, den ich nach tausend abstrusen Hindernissen bereits besaß: das Ende der Asphaltstraße, um das sich die Grenzlinien der vier Grundstücke scharten. Der einzige Unterschied zu meinem Exemplar bestand lediglich in einer Klarsichtfolie, die darüber geklebt war. Erst als ich die Schreibtischlampe näher heranzog, bemerkte ich, dass über jedem Grundstück in einer winzigen altmodischen schrägliegenden Schrift Anmerkungen auf die Folie eingetragen waren, gestochen scharf, wie mit einer Tuschefeder eingraviert, kleinste kalligrafische Kostbarkeiten, jeweils am Unterrand. Dass es die Handschrift von Fräulein Maximilian war, stand für mich außer Frage. Im Zuge der vorangegangenen endlosen Recherchen waren so viele Schriftstücke, Notizzettel und Kurzbriefe mit handschriftlichen Marginalien und Hinweisen von ihr durch meine Hände gegangen, dass mir ihre Schrift wie die einer engen Angehörigen vertraut war.

Mit freiem Auge waren die Eintragungen allerdings so gut wie nicht zu entziffern. Erst unter einer stark vergrößernden Lupe löste die Schrift sich in klar leserliche Buchstaben und Ziffern auf. Aber Fräulein Maximilian schien selbst hier noch, in den *nicht digitalisierbaren Befunden*, ihrer Methode treu geblieben zu sein, den Weg zur Wahrheit mit zahllosen Hindernissen zu verstellen. Was ich entziffern konnte, schienen Fragmente zu sein, scheinbar zusammenhanglos, und doch war ich mir nach allem sicher, dass es Botschaften von höchster Präzision waren, deren Entschlüsselung mich weitere Wochen, vielleicht auch Monate kosten konnte. Und auch dann war der Erfolg keineswegs sicher. Was war mit einer Eintragung wie dieser anzufangen: *Augustinus, S.J. wegen: $a^2 + b^2 = c^2$ getilgt?* Oder: *Ges. f. int. Myth.; Löschung beraten?* So studierte ich die skurrilen Notierungen mit abflauernder Begeisterung und stockend, weil mich die maximilianschen Orakel mit geheimnisvoller Tücke immer wieder einfingen und mich zu frustrierenden Lösungsversuchen zwangen. Auch der Vermerk an jenem Grundstück, das direkt an das Ende der Asphaltstraße angrenzte, erschien sich mir daher, selbst nach mehrfachem Lesen, in die Phalanx der anderen ominösen Legenden einzufügen: *Numa Ltd., Lo Manthang, Verlorenes geborgen*. Die Aktion

enttäuschte und erschöpfte mich, eine schwebende Erschöpfung, nicht unangenehm. Einige Patienten hatten mir von ähnlichen Zuständen bei großen Blutverlusten berichtet, kurz bevor das Bewusstsein schwindet. Tagelang lag das Schriftstück auf meinem Schreibtisch und ließ die Abende zum Ritual geraten: Darjeeling-Tee, Heranrücken der Lampe, Polieren der Lupe, Auftauchen der Schriftzeichen und Ziffern aus der Unleserlichkeit.

Irgendwann raffte ich mich zu einem Telefonat mit Fräulein Maximilian auf. Dies schien mir im Augenblick die äußerste zumutbare Anstrengung. Ich bat die Zentrale um Verbindung mit Zimmer 127. Im Augenblick gäbe es zu Zimmer 127 keinen Anschluss, lautete die Auskunft. Weshalb? Dringende Renovierungsarbeiten. Unter welcher Nummer sei Fräulein Maximilian dann zu erreichen? Unter keiner, wurde mir mitgeteilt. Und nach weiterem Nachfragen: Fräulein Maximilian sei ausgeschieden. *Auch* aus Altersgründen (mit Betonung auf auch). Zurzeit erfolge im Zimmer 127 der Anschluss an das hausinterne Netzwerk. Ihre Privatanschrift oder -nummer? Unbekannt. Und bei der Personalverwaltung? Diese sei nicht befugt, derartige Auskünfte über ehemalige Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen zu erteilen.

Ich durchkämmte das Telefonbuch und wunderte mich, wie viele Anschlussbesitzer mit dem Namen *Maximilian* aufgeführt waren, nur keine mit dem Vornamen *Clarissa Auguste*. Auch bei der Telefonauskunft gab es unter dem Namen *Clarissa Auguste Maximilian* keinen Eintrag. Für kurze Zeit tauchte die aberwitzige Idee auf, sie könne vielleicht doch verheiratet sein und das starrsinnige Beharren auf der Anrede *Fräulein* sei als eine Art nostalgischer Spleen zu begreifen. Aber selbst wenn es zutraf und sie unter dem Namen ihres Mannes im Telefonbuch eingetragen war, befand ich mich noch hoffnungsloser in einer Sackgasse. Ich startete den letzten Versuch über das Einwohnermeldeamt, entrichtete die Gebühr und erhielt nach einer Woche den Vordruck mit dem Vermerk: *nicht gemeldet*. Am gleichen Abend, als ich die Lupe wieder über den Grundbuchauszug führte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen: *Numa Ltd*. Numas Reich! Ich war am Ziel! Der Gänsegrund, Numas Reich. Aber die Handlungsstränge des Fräuleins *Clarissa Auguste Maximilian* waren von innerster Konsequenz. Jedes gelöste Rätsel enthielt schon ein nächstes. *Lo Manthang*. Was war *Lo Manthang*? Ein Name, ein Ort? Und wenn ja, wo lag er? Die Encyclopædia Britannica ließ mich im Stich. Ich hoffte nur, dass in diesem Fall der Slogan *Was in der Britannica nicht steht, hat*

niemals existiert, nicht zutraf. Vielleicht lag es an der Schreibweise? Und was, schließlich, bedeutete *Verlorenes geborgen*?

Allmählich erfasste mich eine Art heiliger Zorn. Ich wählte den kurzen Weg und bat das geografische Institut der Universität um Auskunft. Sie kam prompt und präzise: *Lo Manthang*, Residenzstadt des Königs von *Mustang*. *Mustang*, Königreich mit ca. 4.500 Einwohnern an der Grenze zwischen Nepal und Tibet, eingebettet in das Hochtal des Kali-Gandaki-Flusses. Wenn Sie auf dem winzigen Flughafen des sonnigen Hochplateaus Jomosom landen, so instruierte mich der Himalaja-Experte des Instituts am Telefon, sollten Sie auf das kaum ins Auge springende Schild achten: *Tritt vorsichtig in diese zerbrechliche Welt!* Der brüchigen Stimme nach hielt ich ihn für einen kurz vor dem Ausscheiden stehenden, älteren Wissenschaftler. Deshalb, so vertraute er mir an, sei er nur einmal dort gewesen. *Die Götter sind verärgert*, habe ihm der Lama-Arzt Tashi Chusang zugeraut und empfohlen, das Gedicht von Rudyard Kipling *The Explorer* zu studieren. Er habe es getan, gestand mir der Experte, aber es habe ihn eher verwirrt als *erleuchtet*. Er verwendete tatsächlich das Wort *erleuchtet*. Ich hatte den Eindruck, dass er auf eine Frage wartete. Aber das Gespräch schien plötzlich zu gerinnen. Ich bedankte mich. Natürlich suchte ich nach dem *Explorer* (Oh, *Clarissa Auguste Maximilian*, Du Verschollene und dennoch Anwesende ...!). Es erging mir wie dem Experten:

Etwas Verborgenes.

Geh und find es.

*Geh und schau jenseits der Gebirge –
jenseits der Gebirge, wo etwas verloren ist.*

Verloren und wartet auf Dich. Geh!

Inzwischen war es Dezember. Eisklare Tage, an denen die sinkende Sonne die nackten Baumkronen in Kupferlicht tauchte. Es war so weit. Bald würde ich aufbrechen. Zu Numas Reich.

Der frühe Nachmittag, an dem ich die kleine Asphaltstraße hochfuhr, war kalt, windstill und leuchtend. An ihrem Ende parkte ich den Wagen. Das Erste, was ich in der Waldlichtung sah, war eine leere Kinderschaukel, die noch leicht hin und herschwang, und einen alten Mann auf einer Holzbank, der regungslos – die Hände im Schoß – vorgeneigt auf ihr saß, vielleicht im Halbschlaf, vielleicht auf einer anderen Reise. Er

war in einen altmodischen, bis zu den Knöcheln reichenden Fellmantel gehüllt, ein glattes Fell, vielleicht ein Otterfell, aber seegrün. Auch die Handschuhe waren aus dem gleichen Fell, und, soweit eben zu erkennen, die Stiefel. Ich näherte mich ihm langsam. Der Schnee schluckte jeden Laut meiner Schritte. Als ich etwa drei Meter vor ihm stand, hob er, ohne aufzusehen, den rechten Arm und winkte mich auf den Platz neben ihm. Als ich mich gesetzt hatte, hob er den Kopf und betrachtete mich aufmerksam. An seinen Augenwinkeln breitete sich ein Mäanderwerk unzähliger Falten aus. Aber seine Augen waren warm und ganz jung.

Dann kam plötzlich Leben in seine Gestalt. Er setzte sich gerade hin und wirkte aufgeräumt und erfrischt. Mit einer überraschend hellen und lebhaften Stimme nahm er das Gespräch auf:

»Es wird gleich wiederkommen, denke ich.«

»Was?«

»Das Kind. Es ist in den Wald spielen gegangen. Es bleibt nie länger als eine Viertelstunde.«

»Hat es denn keine Angst?«

»Wovor?«, fragte er erstaunt zurück.

»Ich weiß nicht. Vor dem Wald. Viele Kinder fürchten sich allein im Wald.«

»Nein, nein«, sagte der alte Mann bestimmt. »Ganz sicher nicht. Ich habe noch nie gesehen, dass sie vor irgendetwas Angst hat.«

Dann holte er eine abgegriffene Meerschaumpfeife aus der Tiefe seiner linken Tasche. Ihr Holm und das Mundstück waren aus Ebenholz, mit Perlmuttplättchen verziert, allerdings schienen viele im Lauf der Jahre abgefallen zu sein. Schließlich kramte er einen abgewetzten Tabaksbeutel aus Leder hervor und begann die Pfeife mit kleinen Portionen Tabakfäden, die er zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, zu stopfen. Als die Pfeife bis zum Rand gefüllt war, presste er eine letzte Prise oben drauf. Ich erwartete, er würde jetzt so etwas wie ein altes Sturmfeuerzeug aus seiner Militärzeit hervorholen und mit kräftigen Saugbewegungen der Wangen die starke Flamme im Halbbogen in den Pfeifenkopf hineinziehen. Aber statt dessen lächelte er mich an und klopfte, ohne hinzusehen, die Pfeife an der Vorderkante der Bank mit vorsichtigen, aber festen Stößen leer. Erst jetzt sah ich, dass sich unten im Schnee bereits ein kleiner Kegel aus unversehrtem Pfeifentabak gebildet hatte.

Er sah mich an und schien darauf zu warten, dass ich das Gespräch wieder aufgriff. Ich rang innerlich noch mit der angemessenen

Eröffnungsfrage. Aber ehe ich zu einem Entschluss gekommen war, hörte ich mich fragen:

»Kennen Sie diese Stelle schon lange?«

Er nickte:

»Sehr lange. Sehr, sehr lange.«

»Seit Jahren?«, fragte ich vorsichtig zurück. Er begann, leicht an seiner Unterlippe zu nagen, während er nach einer Antwort zu suchen schien. Dann sagte er flüssig, fast eine Spur zu schnell:

»Seitdem ich mich zurückerinnern kann.«

»Und es war alles so wie jetzt – im Großen und Ganzen?«

»Ja«, sagte er. Und mechanisch fuhr er fort: »Im Großen und Ganzen.«

Nach all den quälenden und entmutigenden Nachforschungen war ich nicht willens, jetzt aufzugeben, auch wenn mit jeder Antwort des Alten alles eher unbestimmter und immer weniger fassbar zu werden schien.

»Und dass hier einmal ein Garten war, ist das möglich?«

Wieder schien es ihm Mühe zu machen, eine Antwort zu finden. Dann sagte er stockend:

»Was vor meiner Erinnerung war, darüber kann man nicht sprechen. Aber alles ist denkbar. Ein Garten. Warum nicht? Hat nicht alles in einem Garten angefangen, wenn ich mich nicht irre?«

Er lächelte immer noch und begann automatisch, die nächste Pfeife zu stopfen. Ohne den Kopf zu wenden, sagte er:

»Ich glaube, sie kommt jetzt.«

Dann drehten wir uns beide dem Waldrand zu, aus dem ein kleiner brauner Punkt auftauchte, der sich hüpfend auf uns zu bewegte. Nach wenigen Augenblicken gewann er immer mehr an Deutlichkeit. Ein kleines Wesen, ein Kind, das sich uns vergnügt, fast ausgelassen rasch in kleinen Sprüngen näherte, ein kleines Mädchen in einem maikäferbraunen warmen Stoffmantel – vielleicht fünf oder sechs Jahre alt, allenfalls sieben. Überraschend schnell stand es vor mir, strahlende Augen, sehr dunkel und mit großer Aufmerksamkeit auf mich gerichtet, die Wangen leicht erhitzt. Sein Atem kam in kleinen Stößen eines nebligen Hauchs, der sich rasch in winzigen Quirlen nach oben verflüchtigte, aus seinem Mund. Über die linke Schulter fiel ein Haarzopf, kraftvoll, dicht geflochten, der bis fast an die Knie reichte.

»Wie heißt Du?«, fragte ich.

Ihr Blick ließ nicht von mir ab. Kein Zweifel, dass sie meine Frage verstand.

»Willst Du mir sagen, wie Du heißt?«

Das Mädchen antwortete immer noch nicht. Wie in einem zu langsam laufenden Film glitt ihre rechte Hand hinüber zu dem Zopf. In einer kräftigen Geste umfassten die Finger den Haarstrang. Dann löste es den Zopf von seiner Schulter und reichte ihn mir wie in einem seit Urzeiten festgelegten Ritual zu. Mit der gleichen Langsamkeit umschloss meine Hand den Zopf. Ich zog ihn etwas zu mir heran und beugte mich gleichzeitig nach vorne. Jetzt nahm ich den Geruch des Kindes wahr. Ein reiner Geruch, ein verlässlicher Geruch, ein Geruch, der dem Gesicht eines Menschen entströmt, der an einem kalten Schneetag das Haus betritt.

»Sag mir deinen Namen«, bat ich noch einmal.

Jetzt lachte das Kind, ein Lachen, das Purzelbäume schlug, das auf und ab hüpfte. Der Zopf entglitt meiner Hand. Dann drehte das Kind sich um und rannte unglaublich flink in die Richtung der Schaukel.

Plötzlich hörte ich den Alten neben mir:

»Sie brauchen nicht enttäuscht zu sein, dass sie ihren Namen nicht genannt hat«, sagte er in beschwichtigendem Ton. »Aber sie spricht nicht.«

»Sie kann nicht sprechen, in diesem Alter?«

Er rückte etwas näher, wobei er eine weitere Pfeife zu stopfen begann. Dann beugte er sich zu mir:

»Sie müssen bitte unterscheiden: Ich habe gesagt, dass sie *nicht spricht*. Aber ich habe nicht gesagt, dass sie nicht sprechen *kann*.«

Der Satz erschien mir nicht logisch.

»Wenn sie nicht spricht – woher wissen Sie dann, dass sie sprechen kann?«

»Weil sie gelegentlich im Schlaf spricht.«

»Im Schlaf also spricht sie richtig? Und worüber spricht sie dann?«

»Wir wissen es nicht«, entgegnete er ruhig. »Dass es eine *Sprache* ist, daran besteht kein Zweifel. Das hört man einfach. Das sind nicht nur irgendwelche Laute. Außerdem haben es auch die Wissenschaftler bestätigt.«

»Welche Wissenschaftler?«

Jetzt fiel es ihm offensichtlich schwer, weiter auszuholen. Aber er raffte sich schließlich auf:

»Natürlich haben wir uns Sorgen gemacht, ihre Eltern und ich. Die Eltern sind zu den verschiedensten Ärzten gelaufen, aber keiner hatte eine Erklärung. Schließlich schlug einer vor, sie sollten mit dem Kind

einen Sprachgelehrten an der Universität aufsuchen. Das taten sie dann. Es war nicht leicht, einen geeigneten ausfindig zu machen. Als der die Geschichte hörte, war er ganz Feuer und Flamme. Er müsse sich mit einigen weiteren Kollegen beraten, sagte er. Schließlich schlug man uns ein Experiment vor. Sie betonten *Experiment*, weil es wirklich nur ein Versuch sei. Die Kleine sollte eine Nacht in einer Art Labor mit versteckten Mikrofonen schlafen, die Mutter in ihrer Nähe in einem Lehnstuhl. Man würde jedes Wort von ihr aufzeichnen und die Gelehrten könnten dann in Ruhe das Gesprochene untersuchen. So geschah es dann. Die Kleine schlief sehr tief in dieser Nacht und sprach immer wieder, mehr als je zuvor. Die Mikrofone zeichneten alles auf, und die Gelehrten, es waren inzwischen acht, saßen in einem Nebenraum und hörten alles mit. Aber am nächsten Morgen redeten sie sehr verlegen herum, denn keiner hatte die Sprache enträtseln können. Dann tagten die acht Gelehrten neunundvierzig Tage lang und hörten sich auf den Bändern jedes Wort, jede Silbe immer wieder an. Schließlich baten sie die Eltern zu sich und der Älteste von ihnen gab eine Erklärung ab. Was das Kind spräche, sei eine *Sprache*, daran bestehe kein Zweifel. Aber man könne nicht sagen, um *welche* Sprache es sich handle.«

Dann beugte der Alte sich noch näher zu mir vor:

»Eines aber, so sagten sie, sei absolut sicher: Es handle sich um keine *lebende* Sprache.«

Der Alte wirkte jetzt, nachdem er nicht ohne Mühe die Schilderung zustande gebracht hatte, erschöpft. Er hatte auch aufgehört, seine Meer-schaumpfeife erneut zu stopfen. Leicht in sich zusammen gesunken saß er da und schien dem Nachklang seiner Erzählung zu lauschen. Er lächelte immer noch, aber seine Augen waren auf die Schneedecke zu seinen Füßen gerichtet. Ab und zu, an besonderen Stellen seiner Nacherzählung, hob er kurz die Augenbrauen hoch und nickte. Dann verstärkte sich sein Lächeln. Schließlich sagte er plötzlich laut und deutlich:

»Ja, ja, so war es!«

Dann nahm er mich offensichtlich wieder wahr, begann erneut Tabak aus dem Lederbeutel zu holen und sagte zu mir:

»Aber eines haben sie nicht herausgefunden, die acht Gelehrten. Gott sei Dank! Das Wichtigste. Vielleicht ist es ihnen gar nicht in den Sinn gekommen danach zu suchen ...«

Sein Kopf neigte sich leicht zur Seite und er begann wieder, in seine Innenwelt zurückzugleiten. Ich wartete eine Weile, dann berührte

ich vorsichtig seinen Arm. Er schrak leicht zusammen. Offensichtlich erwartete er meine Frage, denn er wandte mir sein Ohr zu.

»Was haben die Gelehrten nicht herausgebracht?«

Er schaute mir direkt in die Augen und begann seinen Kopf leicht hin- und herzuwiegeln, bis sein ganzer Körper allmählich den gleichen Rhythmus annahm. Den nächsten Satz sprach er dann in langsamem Stakkato:

»Das Kind – von woher – hat es diese Sprache – die nicht mehr lebt – mitgebracht?«

Ohne meine Reaktion abzuwarten, begann er seine Rauchutensilien zusammenzupacken. Er klopfte erneut die Pfeife leer, schraubte Holm und Mundstück ab, schnürte den Tabakbeutel zusammen und stopfte alles in seine Taschen. Dann deutete er in die Richtung der Schaukel:

»Sehen Sie, wie wunderbar gleichmäßig sie schaukelt? Das muss man mehr als einmal sehen. Kommen Sie ruhig wieder und sehen sie ihr zu. Wir sind jeden Tag um diese Zeit hier.«

Wie auf Verabredung, erhoben wir uns beide und gingen zur Schaukel. Das Mädchen hatte die Augen halb geschlossen. Mit den kleinen Händen hielt sie sich am Gestänge des Schaukelsitzes fest. Mit kaum merklichen Verlagerungen des Körpers versetzte sie die Schaukel in einen gleichmäßigen Auf- und Abwärtsschwung, erzeugte einen Rhythmus von vollendeter Präzision und Harmonie, dem eine archaische Melodie zugrunde lag, die unhörbar blieb und sich nur durch die Kraft ihres unerhörten Gleichmaßes ausbreitete. Zunächst endeten die Schwünge der Schaukel in Mannshöhe, dann aber nahmen sie mit jedem weiteren Schwung in wachsenden Intervallen zu. Jetzt neigte das Kind sich immer kräftiger vor und zurück, legte den Kopf mehr und mehr in den Nacken. Die Augen des Mädchens waren nun ganz geschlossen, ihr Gesicht der kreidigen Wintersonne zugewandt, die bereits die Silhouette des Waldes erreichte. Allmählich begann auch der schwere Zopf jeweils am Höhepunkt eines Schwungs, sich von ihrem Körper abzuheben, eine schwere-lose Schlange, die versucht, sich in den Himmel hinaufzuwinden.

Der alte Mann und ich standen jetzt wenige Meter hinter der Schaukel. Schon erreichte das Kind bei jedem Aufwärtsschwung den Rand der Sonne, die trotz ihres tiefen Standes ein erstaunlich intensives Licht aussandte. Mir schienen die Schwünge der Schaukel, je mehr sie an Höhe gewannen, immer langsamer zu werden. Besonders an den Umkehrpunkten der Schaukelbewegung gab es Momente des Stillstands,

die anfänglich nur Sekundenbruchteile betragen hatten und die jetzt begannen, sich merklich auszudehnen. Immer mehr rückte das Mädchen mit jedem neuen Schwung in das Zentrum des Lichts und der Zopf wirbelte eine weitere Spanne höher. Der Flug des Pendels verlangsamte sich. Schon schien das Kind jeweils für Sekunden im Mittelpunkt der Sonne zu verharren. Jeder Schwung erschien wie der letzte Anlauf, der es endgültig hinaufschleudern musste in eine kosmische Laufbahn mit unbestimmter Wiederkehr. Gebannt sah ich dem nächsten Aufschwung entgegen, der unausweichlich zu diesem Ereignis führen musste. Mit unendlicher Langsamkeit, aber unaufhaltsam, hob sich der Schaukelsitz mit dem Kind höher und höher, erreichte den Unterrand der Sonne, schob sich millimeterweise weiter und kam im Brennpunkt der Sonne zum völligen Stillstand: der Scherenschnitt eines Kindes mit fliegendem Zopf im Zentrum des Lichts. Eine erstarrte Winterwelt, über der eine Lichtkugel schwebte, in ihrem Inneren die Silhouette einer Gestalt im Aufbruch.

Aus einem unerklärlichen Antrieb heraus begann ich langsam zu zählen, ich glaube sogar mit lauter Stimme. Es gab keinen Zweifel, wenn sich die Erstarrung bis zur Vierzehn nicht gelöst hatte, gab es kein Zurück. Bei der Dreizehn kehrte mit einem lautlosen Schlag die Urkraft des Pendels wieder: Ich hörte einen kurzen jubelnden Schrei, und das Kind stürzte zurück der Erde entgegen in die alte Laufbahn der Schaukel, die jetzt in immer kürzer werdenden Schwüngen überraschend schnell zum Stillstand kam.

Das Mädchen schwang sich vom Schaukelbrett, stürmte dem alten Mann entgegen, fasste seine Hand und zog ihn in Richtung des Waldweges, aus dem es zuvor gekommen war. Der Alte trollte in einem tapsigen Gang neben ihr her. Im Gehen drehte er sich um und rief mir zu:

»Glauben Sie mir, mein Herr, sie kommt immer wieder.«

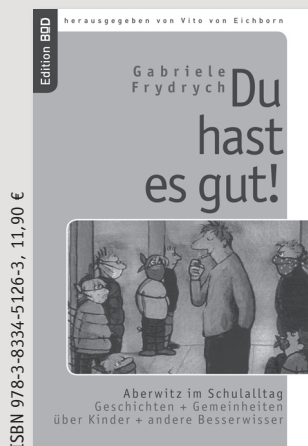
Das kleine Mädchen drehte sich nicht mehr um. Aber es winkte mit einer ungeschickten Kinderhand mehrmals hin und her, dann fasste es den Zopf und warf ihn zurück über die Schulter.

Weitere Titel der Edition **BOD**



„Mal was anderes: Ein Sachbuch zum Träumen!“

Vito von Eichborn



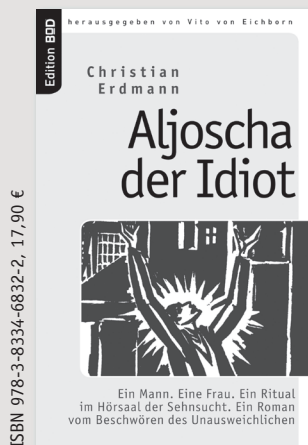
„Selbstironie pur! Eine Lehrerin über den Aberwitz im Schulalltag.“

Vito von Eichborn



„Seit langem wieder etwas Brauchbares zum Thema Philosophie.“

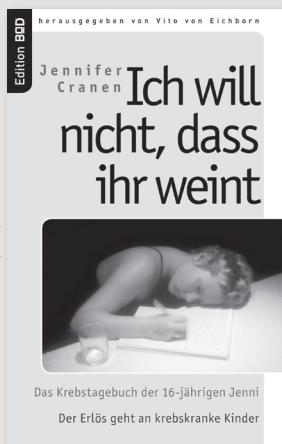
Vito von Eichborn



„Wer dies liest, der bekommt einen glücklichen Ausdruck im Gesicht ...“

Vito von Eichborn

ISBN 978-3-8334-2790-9, 11,90 €



„Ein erschütterndes Tagebuch!“
BILD-Zeitung

ISBN 978-3-8334-2530-1, 14,90 €



„Derzeit das beste Existenzgründungsbuch.“
VDI Nachrichten

ISBN 978-3-8334-5303-8, 12,90 €



„Völlig abgedrehte, deftige Lektüre.
Nichts für Puristen!“
Vito von Eichborn

ISBN 978-3-8334-6075-3, 11,90 €



„Wenn du dich für Schicksale interessierst – dann lies mal eins aus unserer Wirklichkeit.“
Vito von Eichborn

BoD ist ein moderner Autorenverlag. Jeder Autor kann bei BoD zu überschaubaren Kosten sein eigenes Buch veröffentlichen – der Vielfalt sind keine Grenzen gesetzt: Schulgeschichten und Philosophie, moderne Märchen und Ratgeber finden ihren Platz ebenso wie Sinnsprüche und Zeitgeschehen, das Phantastische wie die alltägliche Realität. BoD macht aus einem Manuskript in kurzer Zeit ein fertiges Buch. Und jeder Leser kann es kaufen, überall im deutschsprachigen Buchhandel und in nahezu allen Internet-Buchshops wie Amazon oder Libri.de. Denn jedes BoD-Buch ist in den für Buchhändlern so wichtigen Großhandelskatalogen zu finden – die entscheidende Voraussetzung für den Bucherfolg.

Informieren Sie sich über Ihre Möglichkeiten auf www.bod.de.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2008 Linus S. Geisler

Herausgeber: Vito von Eichborn

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN : 978-3-8334-7472-9